

Das Buch

Eine Serie bizarrer Selbstmorde und unerklärlicher Todesfälle stellt die Berliner Kriminalpolizei vor ein Rätsel. Einziger Anhaltspunkt für die Ermittlungen ist der an jedem Tatort wiederkehrende mysteriöse Schriftzug: AZRAEL. Alle Spuren führen in die Pharmawerke des Dr. Sillmann, und die Nachforschungen ergeben, daß dort vor einigen Jahren Drogenexperimente durchgeführt wurden, deren katastrophale Folgen man vor der Öffentlichkeit geheimhielt. Aber was hat das alles mit AZRAEL, dem »Todesengel«, zu tun? Mittlerweile wird Mark, der Sohn von Sillmann, in Alpträumen von AZRAEL verfolgt. In seinen Angstvisionen sieht er immer wieder den Todesengel und kann doch sein Gesicht nicht erkennen. Mark spürt, daß hinter den Selbstmorden und seinen eigenen Horrorträumen etwas Mysteriöses steht - eine schreckliche Macht, der er schon einmal begegnet ist, damals vor sechs Jahren, als seine Mutter in die Nervenklinik kam und etwas geschah, an das er sich nicht mehr erinnern kann. Das Geheimnis von AZRAEL muß so schnell wie möglich gelöst werden, um dem Schrecken Einhalt zu gebieten - denn schon nimmt auch einer der Ermittlungsbeamten aus den Augenwinkeln einen dunklen Schatten wahr, der ihn verfolgt... Hohlbeins Roman ist ein nicht enden wollender Alptraum, in dem es um Leben und Tod geht. Ein erzählerisches Meisterwerk, das den Leser unerbittlich in eine Welt des Unbegreiflichen und des Grauens hineinzieht, in der die Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits verschwimmen.

Der Autor

Wolfgang Hohlbein, 1953 in Weimar geboren, ist einer der erfolgreichsten deutschsprachigen Autoren. Seit er 1982 gemeinsam mit seiner Frau den Roman *Märchenmond* veröffentlichte, arbeitet er hauptberuflich als Schriftsteller. Mit seinen zahlreichen fantastischen Romanen hat er sich seither eine große Fangemeinde erobert.

Im Wilhelm Heyne Verlag liegen bereits vor: *Das Druidentor* (01/9536), *Das Netz* (01/6874).

1. Kapitel

Artner nannte es nur das Haus der Pein. Es hieß nicht wirklich so. Auf dem längst grün gewordenen Kupferschild, das, von zwei Barockengeln getragen, über dem Eingang hing, stand ein anderer Name, und wiederum ein anderer auf dem sorgsam polierten Messingschildchen neben der Tür. Unter wieder einem anderen war es bei den Menschen in der näheren Umgebung bekannt. Und früher hatte es noch andere Bezeichnungen getragen, Namen - mit oder ohne besondere Bedeutungen -, die Geschichten erzählten und düstere Versprechungen beinhalteten. Das Haus war im Laufe seiner langen, bewegten Geschichte unter vielen Namen gefürchtet worden, aber für Artner war und blieb es: *das Haus der Pein*. Es hatte diesen Namen nur für ihn, und er hütete ihn wie ein kostbares Geheimnis. Niemals hätte er ihn in Gegenwart anderer benutzt, obwohl er schon ähnliche Bezeichnungen gehört hatte: Haus des Schreckens, Haus der Tränen, Haus der Schmerzen, Haus des Todes. Sie alle stimmten, denn es hatte von alledem mehr als genug gesehen; seine Mauern hatten die Tränen Zahlloser getrunken, seine Wände die Schreie Ungezählter erstickt, seine Luft den Schmerz so vieler geatmet, und es hätte noch unzählige andere, zutreffendere Bezeichnungen für das große Gebäude gegeben, und jede einzelne wäre richtig gewesen. Obwohl dieses Haus von Anfang an nur einem einzigen Zweck gedient hatte, nämlich jenen, die es betreten, zu helfen und ihren Schmerz zu lindern, hatte es doch unendlich viel von genau diesem Schmerz gesehen. Und verursacht.

Im Mittelalter, als es errichtet worden war, war es ein Kloster gewesen. Aber nicht lange. Irgendeiner der ebenso zahlwieg sinnlosen Kriege, die das Land mit der gleichen Regelmäßigkeit wie Jahreszeiten, Naturkatastrophen und Hungersnöte heimsuchten, mußte die frommen Männer vertrieben haben, kaum daß sie mit ihrer Hände Arbeit diese wehrhaften Mauern aufgerichtet hatten. Und für eine noch kürzere Zeit

hatte es als Festung und Gefängnis gedient. Das Blut derer, die es errichtet hatten, war vom Blut der Gefangenen fortgespült worden und nicht lange danach von dem ihrer Wärter. Danach waren wieder fromme Männer gekommen, doch diesmal nicht nur, um zu beten. Kriege und Seuchen forderten viele Opfer in jenen Tagen, und das Kloster war zu einem Ort geworden, an dem man sich um diese Opfer kümmerte. Wieder waren es Blut und Schreie gewesen, die seine Mauern färbten und seine Luft tränkten, und daran hatte sich bis heute nicht viel geändert - das Gebäude hatte als Hospiz gedient, später, in einem moderneren und viel effektiveren Krieg, als Militärkrankenhaus, und für lange Zeit als Hospital unter kirchlicher Leitung, bis es schließlich in die Obhut der Stiftung übergeben worden war.

Geändert hatte sich nichts. Die Methoden waren feiner geworden, die Schreie nicht mehr ganz so laut, und das Blut floß nicht mehr ganz so reichlich. Und trotzdem hatte sich Artner schon mehr als einmal die Frage gestellt, ob der einzige - der wirkliche - Daseinszweck dieses Hauses vielleicht nicht nur der war, den Menschen ihre Hilflosigkeit vor Augen zu führen und ihnen klarzumachen, daß, was sie taten, zum Scheitern verurteilt worden war, noch ehe sie es begannen. Sie waren hier - *er war hier* -, um zu helfen, doch manchmal wunderte er sich, ob seine Hilfe nicht zumeist nur daraus bestand, alten Schmerz gegen neuen zu tauschen. Wunden zu schließen, indem er größere darüber fügte, und bekannte Qual gegen neue, unbekannte zu wechseln.

Oh, sie hatten Erfolge! Er war ein bekannter Arzt, eine Koryphäe auf seinem Gebiet, dessen Krankenblätter, die er mit dem Stempel >Geheilt< zu den Akten gelegt hatte, ganze Schränke füllten. Und doch - stets wenn er hierher kam, in diesen ganz speziellen Trakt - fragte er sich, ob er auch zu Recht berühmt war, und ob *geheilt* auch wirklich immer *geholfen* hieß.

Was unterschied sie eigentlich wirklich von jenen, die vor einem halben Jahrtausend hier gewesen waren und auf ihre Weise versucht hatten, den Leidenden zu helfen? Sicher, ihre Werkzeuge waren feiner geworden, ihre Methoden subtiler,

ihre Therapien erfolgreicher. Statt Knochensägen benutzten sie Laserskalpelle, statt Aderlässeen winzige Mengen farbloser Flüssigkeiten, die auf Glaskolben aufgezogen waren, und selbst die brutalen Elektroschocks des vergangenen Jahrzehnts waren durch einen kaum noch spürbaren Stich in eine Vene ersetzt worden. Nur fragte er sich manchmal, ob sie ihren alten Feind, die Pein, wirklich besiegt - oder vielleicht vielmehr nur dafür gesorgt hatten, daß sie die Schreie der Gequälten nicht mehr hörten.

Der Aufzug hielt mit einem kaum spürbaren Ruck an, und Artner zwängte sich schräg gehend durch die Tür, deren Hälften wie üblich mit enervierender Langsamkeit auseinanderglitten. Das taten sie nur hier unten, und der Mechaniker der Aufzugsfirma hatte es schon vor drei Jahren aufgegeben, nach der Ursache dafür suchen zu wollen. Artner kannte sie. Es war der gleiche Grund, weswegen es hier unten immer ein wenig muffig roch und feucht war, weswegen die Wände, obwohl in freundlichen Pastelltönen gestrichen, trotzdem nichts anderes als ein finstres Gewölbe waren, und weswegen es hier niemals *richtig* hell wurde, allen Neonbatterien und Halogenstrahlern zum Hohn. Dieser spezielle Trakt lag anderthalb Stockwerke unter den Kellern und zweieinhalb Stockwerke unter der Straße, und heute wie damals war es ein Ort, an dem weder die Zeit noch irgend etwas, was Menschen taten, wirklich zählte. Heute wie damals enthielt er einige wenige Räume, die den allersichersten Teil dieses Gebäudes darstellten: jene Zellen, in denen die Hoffnungslosen untergebracht waren, die Unheilbaren und gefährlich Gewalttätigen, denen man nur eine einzige Hilfe angedeihen lassen konnte; eine Hilfe, die darin bestand, sie vor sich selbst und davor zu schützen, anderen Schaden zuzufügen. Hier wurden ihm die Grenzen seines Könnens vor Augen geführt, vielleicht die absolute Grenze, die niemals überschritten werden konnte - vielleicht auch nicht sollte.

Auch das war etwas, das Artner niemals laut eingestanden hätte, aber er wußte, daß es jene Schwelle gab, an der jedes ärztliche Können scheiterte, vor der jede Chemie kapitulierte und hinter der das Wissen nichts mehr zählte. Eine Grenze, hinter

der der Geist verloren war und die sich nur in eine Richtung überschreiten ließ: hinein in ein Gefängnis, dessen Mauern aus Furcht und dessen Ketten aus Grauen bestanden, und dessen Fenster groß und ohne Gitter waren und direkt in die tiefsten Abgründe der Hölle führten. Seit einem halben Jahrtausend lag hier unten die Schwelle zu jenem Grenzbereich, und so hatte dieser Ort vielleicht einfach zuviel Qual gesehen, um noch irgend etwas anderes zurückgeben zu können.

Deshalb war es für Artner >das Haus der Pein<. Nicht mehr und nicht weniger, und es würde sich nie ändern.

Er hatte die Sicherheitstür erreicht, zog seine Codekarte aus der Brusttasche und schob sie in den dafür vorgesehenen Schlitz, ohne auch nur hinzusehen. Die Tür öffnete sich mit einem leisen Summen, und Artner trat hindurch. Später, wenn er den Sicherheitstrakt in umgekehrter Richtung wieder verließ, würde er eine sechsstellige Codenummer eingeben und sich zudem dem mißtrauischen Auge einer Videokamera stellen müssen, um die Tür erneut zu öffnen. In gewisser Weise ähnelte der Hochsicherheitstrakt dem zweiten, inneren Gefängnis, in dem die Egos seiner Bewohner gefangen waren - man kam relativ leicht hinein, aber nur sehr schwer wieder hinaus.

Sein Blick glitt automatisch über die Türen, die den schmalen Gang mit der gewölbten Decke flankierten, fünf auf der rechten, vier auf der linken Seite, in unterschiedlichen, angenehm anzuschauenden Farben gestrichen und scheinbar nicht mehr als normale Zimmertüren, an denen es sogar Griffe gab - die sich allerdings nicht so ohne weiteres nieddrücken ließen. Nur einem sehr aufmerksamen Beobachter wäre vielleicht aufgefallen, daß diese Türen aus massivem, drei Zentimeter dickem Stahl bestanden, die Bolzen in den Angeln verschweißt waren - und neben jeder ein kleiner Videomonitor flimmerte, der das Bild einer Weitwinkelkamera auf der anderen Seite zeigte. Der tote Winkel wäre nicht einmal groß genug gewesen, eine Katze zu verbergen.

Artner passierte vier Türen und öffnete die letzte Tür auf der rechten Seite des Ganges. Dahinter lag ein kleines, fensterloses Büro, dessen nicht eben billige Einrichtung vergeblich

versuchte, einen behaglichen Eindruck zu vermitteln, und das von einem knappen Dutzend kleiner Halogenlampen in schon beinahe übertriebene Helligkeit getaucht wurde. In der Wand neben der Tür flimmerten die Zwillinge der Überwachungsmonitore draußen im Gang, und ein weiterer, etwas größerer Schirm zeigte den Gang selbst. In regelmäßigen Abständen schaltete das Bild um und zeigte die Hälfte des Korridors, die vor der Sicherheitstür lag und zum Aufzug führte. Der Mann hinter dem Schreibtisch nickte Artner flüchtig zu und machte eine Notiz in irgendeiner Liste, die vor ihm lag und vermutlich vollkommen zwecklos war. Artner wußte, daß er den Großteil seiner Schicht damit zu verbringen pflegte, zweitklassige Kriminalromane zu lesen, und die Sicherheitstechnik, die sie für Unsummen hatten installieren lassen, vornehmlich nutzte, sich selbst zu bewachen und den mit etwas furchtbar Wichtigem Beschäftigten zu spielen, sobald jemand den Lift verließ und hereinkam. Artner war es gleich. Solange er seine Arbeit tat und die Patienten in den sechs belegten Zellen im Auge behielt, konnte er seinetwegen tun und lassen, was er wollte. Trotzdem, dachte er, irgendwann einmal würde er sich einfach den Spaß machen und ihm eines der Bänder vorspielen, die die versteckte Kamera aufnahm, die *ihn* überwachte.

»Alles in Ordnung?« Es war keine Frage, auf die er eine Antwort erwartete - wäre *nicht* alles in Ordnung gewesen, dann wäre er jetzt nicht hier, wenigstens nicht allein.

Der Mann nickte auch nur, aber nach einigen Sekunden fiel ihm dann doch ein, was Artner *wirklich* meinte. Hastig legte er seinen Stift aus der Hand, bequemte sich endlich, seinen Blick ganz von seiner Liste und dem vermutlich darunter versteckten Jerry-Cotton-Roman zu lösen, und sah zu Artner hoch. »Zelle fünf, nehme ich an?«

Artner nickte mit unbewegtem Gesicht und verkniff sich die scharfe Antwort, die ihm auf der Zunge lag. »Gab es irgendwelche besonderen Vorkommnisse?«

»Nicht während meiner Schicht. Ich bin seit -«, er schob den Ärmel seiner weißen Pflegeruniform hoch und sah mit angestrengter Miene auf die Armbanduhr, als hätte er nicht

schon seit Beginn seiner Schicht die Minuten gezählt, die er noch bis zum Feierabend durchstehen mußte, »- knapp sechs Stunden hier. Seitdem hat sie sich nur einmal gerührt, um aufs Klo zu gehen, danach ist sie wieder zur Salzsäule erstarrt. Soll ich aufmachen?«

Artner sagte auch jetzt nichts, sondern beließ es wieder bei einem stummen Nicken. Die anzügliche Art des Burschen ging ihm auf die Nerven, schon seit einer ganzen Weile, aber heute besonders. Aber es lohnte sich nicht, Energie darauf zu verschwenden, ihn in seine Schranken zu verweisen. Der Mann war nicht besonders intelligent, was wohl auch der Grund war, weswegen er hier unten saß und nichts anderes zu tun hatte, als sechs postkartengroße Bildschirme im Auge zu behalten und FBI-Romane zu lesen. Artner war dieser Umstand sehr recht.

»Ja«, sagte er im Hinausgehen, »und schalten Sie das Mikrophon ab.«

»Wie üblich, Doc«, antwortete der Mann, und wie auch sonst immer fügte er hinzu: »Okidoki.«

Artner verdrehte im stillen die Augen und schwieg weiter. Er wußte, daß er das Mikrophon *nicht* abschalten würde, ebensowenig wie die Kamera, die die Zelle vierundzwanzig Stunden am Tag überwachte, aber das spielte keine Rolle - Artner besaß einen Schlüssel für den Raum, in dem die Bänder verwahrt wurden, und würde die Kassette später austauschen, wenn es nötig war.

Vor der letzten Tür auf der linken Seite des Ganges blieb er stehen und wartete, bis sich das leise Summen von vorhin wiederholte. Diesmal schwang die Tür nicht von selbst auf. Er mußte einen Schlüssel aus der Tasche nehmen - einen von sechs verschiedenen, für jede dieser Türen - und im Schloß herumdrehen. Und er behielt den kleinen Monitor in der Wand vor sich dabei aufmerksam im Auge. Die Gestalt, die zusammengerollt wie ein zu großer Fötus auf dem Bett lag, regte sich nicht. Weder als er das Schloß entriegelte, noch als er die Tür öffnete und eintrat. Erst als er die Tür wieder hinter sich zuschob und das charakteristische leise Metallklicken zum zweiten Mal erscholl, regte sich der weiße Schemen auf

weißem Grund; eine fließende Bewegung, die immer gleich war und Artner immer aufs neue faszinierte, denn mehr als alles andere erinnerte sie ihn an eine sich öffnende Blüte - ein weißer Kelch, der auf sein Erscheinen wie auf die ersten warmen Strahlen der Sonne reagierte und sich dem Licht zuwandte. Nichts an dieser Bewegung war irgendwie plump oder derb. Claudia ging jene kraftvolle Unbeholfenheit der Bewegungen völlig ab, die die meisten Menschen bei bestimmten Geisteskranken unbewußt abstößt und die wohl zu einem guten Teil der Grund sind, weswegen sie Behinderten so befangen gegenüberstehen. Ihre Bewegungen waren im Gegenteil von einer fließenden Eleganz, als wäre sie in krassem Gegensatz zu ihrem Krankheitsbild in einem ewigen Tanz gefangen, aus dem sie nicht mehr ausbrechen konnte. Verdammte zu immerwährender Grazie, die selbst die kleinste ihrer seltenen Bewegungen zu einem Zeremoniell machte.

Die Blüte entfaltete sich weiter, und nach den Blättern sah er ihr Herz: als schmales, verwundbares Gesicht, fast so weiß wie das Kleid, das sie trug, und so zerbrechlich wie Porzellan. Und auch dieses Gesicht entsprach nicht dem Bild, das man sich im allgemeinen von einer Patientin in diesem Teil des Instituts machte. Es gab keine starren, in eine von namenlosem Schrecken erfüllte Unendlichkeit blickenden Augen, keine eingefallenen Wangen um einen zu einem stummen Schrei gerundeten Mund, ihre Züge waren nicht erschlafft. Allenfalls, daß ihr Gesicht eine unnatürliche Blässe zeigte. Aber selbst das hatte einen ganz banalen Grund - sie hatte diesen Raum seit sechs Jahren kaum verlassen. Das einzige Licht, das sie kannte, war das der winzigen Halogenscheinwerfer in der gemaerten Decke ihrer Welt. Claudia war sehr schön. Sie war es schon als Kind gewesen, als sie hierhergekommen war; nicht mehr ganz Mädchen, aber noch lange keine Frau. Und jetzt - noch nicht ganz Frau, aber schon lange kein Mädchen mehr - war sie es noch viel mehr.

Artner blieb einige Sekunden unter der Tür stehen, während Claudia ihn aufmerksam musterte. Nicht mit dem leeren Blick einer Idiotin, sondern offen, neugierig und über-

rascht und auch ein ganz kleines bißchen mißtrauisch. Und zugleich auch sehr freundlich. Sie sah ihn immer auf die gleiche Art an, wenn er hereinkam, denn obwohl er sie fast täglich besuchte, war er doch jedesmal ein Fremder für sie.

Claudias Gedächtnis hatte vor sechs Jahren aufgehört, neue Informationen aufzunehmen. Sie lebte in einem ständigen Jetzt, das sich mit jedem Tag um weitere vierundzwanzig Stunden von der Gegenwart entfernte.

»Hallo«, sagte er.

Das Mädchen legte lauschend den Kopf auf die Seite und schien über das Wort nachzudenken, dann sagte auch sie: »Hallo.«

Artner lächelte. Heute war ein guter Tag. Es gelang ihm nicht immer, ihr Vertrauen zu erringen. Heute mochte sie den Fremden, der ihre Zelle betreten hatte. Aber das war längst nicht immer so. An manchen Tagen war ihr Mißtrauen stärker als ihre natürliche Offenheit, so daß sie nur einsilbig auf seine Fragen antwortete oder auch gar nicht mit ihm redete. Vorsichtig, um sie nicht durch eine unbedachte Bewegung zu erschrecken, ging er zum Bett und ließ sich auf der Kante nieder; nahe genug, um Vertrauen zu signalisieren, aber nicht so nahe, daß er ihre Sicherheitsdistanz unterschritten hätte.

»Wie fühlst du dich?« fragte er.

»Gut. Danke. Wer... sind Sie?«

»Ein Freund«, antwortete Armer, und dann, nach einem kurzen, letzten Zögern, fügte er hinzu: »Erinnerst du dich an mich?« Er stellte diese Frage nicht immer, denn manchmal reichte sie allein aus, alles zu zerstören. Das Vertrauensverhältnis zwischen ihnen war wie ein filigranes Gespinst, das jeden Tag aus einem anderen Material zu bestehen schien: mal aus massivem Stahl, so daß nichts es erschüttern konnte, manchmal aber auch aus feinster Gaze, die schon unter der geringsten Belastung zerriß. Auch wenn ihr Gedächtnis nicht funktionierte, so schien doch allein der *Versuch*, sich zu erinnern, etwas in ihr auszulösen. Und nur in den allerseltensten Fällen war es etwas *Gutes*.

Aber heute war wirklich ein guter Tag. Claudia schüttelte nur den Kopf und fragte: »Sollte ich das?«

»Nein«, antwortete Artner lächelnd. »Es ist nicht wichtig. Ich bin nur gekommen, um mich ein bißchen mit dir zu unterhalten. Wenn du möchtest, heißt das.«

»Unterhalten? Gern. Aber worüber?«

Das war nun wirklich etwas Besonderes. Claudia entwickelte selten irgendeine Initiative. In diesem Punkt ähnelte sie tatsächlich der Blume, mit der er sie manchmal verglich: Sie konnte unter bestimmten Umständen *reagieren*, aber so gut wie niemals *agieren*. Um so mehr überraschte ihn nun diese Frage. Zugleich erfüllte sie ihn mit einer jähnen Hoffnung, einer Hoffnung, die er sich im Grunde vor Jahren schon selbst verboten hatte.

Artner rief sich innerlich zur Ordnung. Er hatte schon vor Jahren aufgehört, an Wunder zu glauben, und würde jetzt bestimmt nicht wieder damit anfangen, nur weil es so schön gewesen wäre. Diese Frage war kein erster Schritt, sondern ein Zufall. Eine Bedeutungslosigkeit, in die er etwas hineingehimniste.

»Worüber du willst«, antwortete er.

Das Mädchen überlegte einen Moment, dann sagte es: »Über uns?«

Artner erstarrte. Ein unsichtbarer Kübel mit Eiswasser ergoß sich über seinen Rücken, und sein Herz schlug plötzlich hart und so ruckartig, als müsse es jedesmal gegen einen enormen Widerstand ankämpfen. »Über uns? Was... was meinst du damit?«

Sie antwortete nicht gleich. Nicht laut. Aber zum ersten Mal, seit Artner Claudia kannte, wünschte er sich fast, ihr Blick wäre so leer und erloschen, wie er es sein sollte, denn er las die Antwort auf seine Frage überdeutlich in ihren Augen. »Aber das weißt du doch genau«, sagte sie schließlich. »Du kannst es nicht vergessen haben. Es war so schön, und du hast gesagt - «

Artner erinnerte sich im letzten Moment des Pflegers, der in seinem Wachraum auf der anderen Seite des Ganges saß und vermutlich den Teufel getan und das Mikrophon ausgeschaltet hatte, sondern mit großen Ohren lauschte und mit noch größeren Augen zusah. Er unterbrach sie hastig: »Aber

du hast doch gerade selbst gesagt, daß du mich gar nicht kennst. Erinnerst du dich denn an irgend etwas? Etwas, das mit mir zu tun hat - oder mit dir?« Er sprach langsam und wählte seine Worte mit großem Bedacht. Selbst, wenn der Pfleger *nicht* lauschte, würde trotzdem jedes Wort auf Band aufgezeichnet, und auch wenn er die Kassette spätestens heute abend löschen würde: Man konnte nie wissen, wer sich daran zu schaffen machte.

Claudia lachte. »Das ist ein Spiel, nicht wahr?« fragte sie. »Ich verstehe. Du willst mich auf die Probe stellen. Du glaubst, ich hätte dich vergessen, nicht wahr? Aber das habe ich nicht.«

Armer schluckte schwer. Er hätte sie mit einigen wenigen Worten zum Schweigen bringen können, und alles in ihm schrie danach, es zu tun. Er wußte, wie empfindlich sie war, und er wußte noch sehr viel besser, womit er sie verletzen konnte. Aber er brachte es einfach nicht über sich. Auch wenn das, was sie sagen mochte, das Ende seiner Karriere bedeuten konnte - oder doch zumindest den Anfang von sehr, sehr viel Ärger -, er konnte ihr nicht weh tun. Dazu war sie einfach zu verwundbar. Ihre Verletzlichkeit war ihre stärkste Waffe, und *sein* Wissen darum, daß sie diese Waffe niemals bewußt einsetzte, machte es nur noch schlimmer.

Und es gab noch einen Aspekt: Vor allem anderen war Arner auch in diesem Moment Wissenschaftler und Arzt. Besonders Arzt. Und er hätte schon blind und taub sein müssen, um nicht zu begreifen, daß er Zeuge einer wirklich dramatischen Veränderung wurde. Sein Erschrecken wich einer ebenso heftigen wie kaum noch beherrschbaren Erregung. Hatte er noch vor ein paar Sekunden selbst gedacht, daß er nicht an Wunder glaubte? Er *erlebte* gerade eines!

»Ein Spiel? Ja, warum eigentlich nicht? Spielen wir ein Spiel - was hältst du davon?« Er streckte die Hand in ihre Richtung aus, berührte sie aber nicht, sondern machte eine flatternde, auffordernde Geste mit den Fingern; eine Bewegung, mit der man einen jungen Hund oder eine Katze zum Spielen herausgefordert hätte. »Wir tun einfach so, als ob ich alles vergessen hätte, und du sagst mir, woran du dich zu erinnern glaubst.

Und danach sage ich dir, was davon stimmt und was nicht.
Einverstanden?«

»Aber das ist doch albern«, antwortete Claudia. »Du mußt dich doch erinnern - an den Tag, an dem du hier heruntergekommen bist und der Pfleger über seinem Kriminalroman eingeschlafen war. Du hast die Monitore abgeschaltet und bist dann hierhergekommen.«

Diesmal war es kein Eimer mit Eiswasser, sondern ein ganzer Tankzug. Das *konnte* sie nicht wissen. Er hatte es ihr nicht erzählt. »Woher... weißt du das?« fragte er. Seine Stimme klang belegt und schien einem Fremden zu gehören. Was ging hier vor? *Was ging hier vor!*

»Er hat es mir gesagt«, antwortete Claudia.

»Er? Von wem sprichst du?« Aber plötzlich wußte er es. Mit einem Mal ergab alles einen Sinn. Die anzüglichen Blicke, die plumpen Vertraulichkeiten - hatte er wirklich geglaubt, damit durchzukommen? Es war weiß Gott nicht das erste Mal, daß intellektuelle Intelligenz gegen Bauernschläue angetreten war und den kürzeren gezogen hatte. »Der Pfleger«, sagte er resignierend. »Er hat alles gesehen. Er hat es dir gesagt. Ich frage mich nur, warum. Was wollen Sie? Geld? Oder einen Freibrief, in Zukunft zu tun oder zu lassen, was immer Sie wollen?«

Die letzten Sätze hatte er lauter gesprochen, und sie galten nicht Claudia, sondern dem Mikrophon, das sicherlich noch immer jedes seiner Worte aufzeichnete. »Sie täuschen sich, ich bin nicht zu erpressen.«

Ganz plötzlich wurde ihm klar, daß das tatsächlich stimmte. Er brauchte sich keine Sorgen zu machen. Niemand würde ihn fragen, was er getan hatte. Es spielte keine Rolle. Claudia war erwacht. Gegen jede Hoffnung, gegen all seine wissenschaftliche Überzeugung und die seiner Kollegen hatte sie die Mauer niedrigerissen, hinter der sich ihr Bewußtsein mehr als ein halbes Jahrzehnt verborgen gehalten hatte, und *das* war alles, was im Moment interessierte. Sie *erinnerte* sich. Vielleicht nicht einmal wirklich. Vielleicht nur an das, was ihr diese erpresserische kleine Ratte erzählt hatte, aber das war gleich. Noch gestern hatte sie nicht einmal gewußt, wer sie war.

»Wann hat er es dir erzählt?« fuhr er aufgeregt fort. Er mußte sich zusammenreißen, damit sie seine Erregung nicht zu deutlich spürte. Vielleicht war die Tür nur einen Spaltbreit geöffnet; eine unbedachte Bewegung mochte genügen, sie wieder ins Schloß zu werfen, und das möglicherweise für immer. Artner war wild entschlossen, es nicht so weit kommen zu lassen; er hatte den Fuß einmal in der Tür, und dort würde er bleiben, selbst wenn er ihm dabei zerquetscht wurde. Aber er mußte behutsam vorgehen.

»Heute? Gestern? Was genau hat er erzählt?«

»Nicht der Pfleger«, antwortete Claudia mit einem Lachen, als hätte er etwas ungemein Naives gefragt. »ER.«

»Er? Wer... Von wem sprichst du? War außer mir noch jemand hier? Einer der anderen Ärzte vielleicht?«

»Er ist noch immer hier«, antwortete Claudia. »Ich habe so lange auf ihn gewartet, aber ich wußte immer, daß er kommt. Er hat es mir gesagt, und was er sagt, das hält er auch ein.«

Artner nickte. Er war nicht überrascht. Auch nicht enttäuscht. Von all den Klischees, die über Geistesgestörte bei den - sogenannten - Normalen existierten, kamen Phantome und körperlose Stimmen, die Befehle erteilten, der Wahrheit vielleicht am nächsten. Aber er kam endlich auf die richtige Idee, den Umkehrschluß aus Claudias Worten zu ziehen und zumindest die *Möglichkeit* in Betracht zu ziehen, daß der Pfleger das Mikrofon tatsächlich abgeschaltet hatte, und zog sein eigenes Diktiergerät aus der Tasche. Er schaltete es ein und legte es deutlich sichtbar auf die Bettdecke zwischen Claudia und sich. Das Mädchen betrachtete es neugierig. Das gleichmäßige Rotieren der winzigen Spulen faszinierte sie sichtlich.

»Dieser... Er«, begann Armer vorsichtig. »Wer ist er? Wie sieht er aus? Ich meine - ist er nur eine Stimme, oder hat er auch einen Körper?«

»Natürlich hat er einen Körper!« antwortete Claudia lachend, diesmal in einem Ton, der ganz deutlich machte, daß sie mittlerweile ihn für verrückt hielt.

»Ich nehme an, er kommt dich ab und zu besuchen«, vermutete Artner.

»Er ist hier«, antwortete Claudia.

»Immer? Ich meine: auch jetzt, in diesem Augenblick?«

»Aber natürlich«, sagte Claudia. Sie seufzte, zog die Beine unter den Körper und rückte ein kleines Stück von ihm fort. »Das ist ein dummes Spiel«, sagte sie. »Ich will es nicht mehr spielen.«

Fast ohne daß er es spürte, schlich sich ein Lächeln in Artners Züge. Er hatte beinahe vergessen, daß er es im Grunde mit einer Elfjährigen zu tun hatte, die sich nur zufällig im Körper einer jungen Frau aufhielt. Wenn das Wunder Bestand hatte, würde es sicher interessant sein zu beobachten, in welchem Tempo ihr Geist die Zeit aufzuholen imstande war, die ihr Körper ihm voraus hatte.

»Also ist er auch jetzt hier«, sagte er. »Und wo? Ich... würde ihn gerne sehen.«

»Hinter dir«, antwortete Claudia. »Du mußt dich nur herumdrehen, dann kannst du ihn sehen. Aber ich weiß nicht, ob du das wirklich willst.«

Artner drehte sich nicht herum. Er wußte, was er sehen würde - nämlich rein gar nichts. Doch er wußte auch, daß dies ein gefährlicher Moment war. Er hatte den Fuß wieder ein kleines Stückchen weiter in die Tür geschoben, aber er mußte nun aufpassen, daß er sie nicht versehentlich selbst zuwarf.

»Er spricht also mit dir«, sagte er. »Und was sagt er? Ich meine: Erzählt er dir Geschichten, oder gibt er dir Befehle? Stellt er Fragen?«

Hinter ihm war ein Geräusch. Etwas raschelte. Nein, kein Rascheln. Es war ein Laut, als würde ein prall aufgeblasener Luftballon von einer Faust zusammengedrückt. Beinahe hätte Artner sich erschrocken herumgedreht, aber er unterdrückte den Impuls im letzten Moment. Da war nichts. Da *konnte* nichts sein. Die Tür ließ sich nur mit dem Schlüssel öffnen, den er in der Tasche hatte - sowohl von dieser als auch von der anderen Seite.

»Er ist da«, sagte Claudia noch einmal. »Das reicht. Er muß nicht viel sagen. Er hatte versprochen, daß er kommen würde, damals, als sie... als sie mich hergebracht haben. Damals hat er es mir versprochen, und ich wußte, daß er sein Versprechen

einhält. Deshalb habe ich nicht mit euch geredet. Ich durfte es nicht.«

»Warum?« fragte Artner. »Hat er es dir verboten? Und du hast dich all die Jahre daran gehalten? Die ganze Zeit?«

»Es war sehr lange«, bestätigte Claudia. »Aber ich wußte ja, daß er kommt. Er lügt nie. Das kann er gar nicht.«

Der Ballon wurde weiter zusammengedrückt. Das stumpfe Gummigeräusch nahm an Intensität zu. Es war ein sehr unangenehmer Laut, der den Effekt von Fingernägeln auf einer Schiefertafel oder einer Gabel auf einem Topfboden hatte. Artner spürte ein unbehagliches Kribbeln, das sein Rückgrat hinunterlief. Etwas wie unsichtbare Finger schien seine Kehle zu berühren - nicht, um ihn zu ersticken, aber um ihm das Atmen schwieriger zu machen. Und plötzlich hatte er das ganz intensive Gefühl, daß da tatsächlich etwas war. Er gestattete sich nicht, diesem Gefühl nachzugeben. Ebensowenig wie er dem Impuls nachgab, sich doch herumzudrehen. Das Phänomen war ihm bekannt, auch wenn er es noch nie am eigenen Leibe erlebt hatte. Claudia wäre nicht die erste Patientin, die über eine erstaunliche Suggestivkraft verfügte, und er wäre nicht der erste Arzt, der ihr erlag. Schließlich war er ihr schon einmal erlegen, wenn auch in vollkommen anderer Hinsicht.

»Es war in der Tat eine sehr lange Zeit«, sagte er. »Ich habe dir wirklich geglaubt, weißt du? Und die anderen auch. Wir dachten, du könntest dich an nichts erinnern.«

Ein deutlicher Ausdruck von Trauer erschien in Claudias Augen. »Ich durfte nichts verraten«, sagte sie. »Ich glaube, ich... ich hätte es dir auch jetzt nicht sagen sollen. Vielleicht war es ein Fehler. Er wird vielleicht zornig.«

»Und dann wird er dir etwas tun?« vermutete Artner.

»Nein. Aber ich habe Angst, daß er *dir* etwas tut. Ich... ich weiß, daß du mein Freund bist, und was... wir getan haben, das war sehr schön. Aber er sagt, daß es nicht gut war. Er ist zornig auf dich, und er will dich bestrafen.«

»Und wie?« fragte Artner. Das Geräusch war immer noch da. Etwas leiser jetzt, dafür aber auch deutlicher. *Etwas* war hier. Verdammter, es *konnte* nicht sein, und er würde sich einfach nicht erlauben, ausgerechnet in diesem Moment hyster-

risch zu werden, aber er hatte das immer deutlichere Gefühl, daß jemand - etwas - den Raum betreten hatte. Verrückt, völlig verrückt. Dabei sollte *er* doch der Normale hier sein!

»Geh jetzt«, sagte Claudia plötzlich. »Geh schnell. Er ist sehr wütend.«

»Auf mich?« fragte Artner.

»Ja, aber er kann dir nichts tun, solange du ihn nicht ansiehst. Dreh dich nicht herum. Bitte!«

»Er wird mir nichts antun«, sagte Armer ruhig - sehr viel ruhiger, als er in Wirklichkeit war. Er hatte die Hände fest gegen die Oberschenkel gepreßt, damit sie nicht zitterten, und es fiel ihm immer schwerer, seine Stimme unter Kontrolle zu behalten. Aber es war sehr wichtig, daß er jetzt Stärke zeigte. Wichtig für sie und... ja, und wohl auch für ihn. *Arzt*, dachte er, *heile dich selbst!*

»Und er wird auch dir nichts tun«, fuhr er fort, mit leiser, aber sehr fester Stimme. »Du brauchst keine Angst zu haben. Solange ich in deiner Nähe bin, kann dir nichts geschehen. Ich werde es dir beweisen.«

»Nein!« Claudia schrie fast. Sie hatte die Hände halb erhoben, wie um sie vor das Gesicht zu schlagen, die Bewegung aber nicht zu Ende geführt. »Nicht! Sieh ihn nicht an! *Sieh ihn nicht an!*«

Es war zu spät. Artner lächelte noch einmal das zuversichtlichste Lächeln, das er zustande bringen konnte, und drehte sich dann zur Tür - nicht nur, weil er es Claudia schuldig war, um das Versprechen auf Schutz einzulösen, das er ihr gegeben hatte, sondern auch, und vielleicht sehr viel mehr, weil er *sich selbst* beweisen mußte, daß er so stark war, wie er tat.

Er war es nicht. Artner saß einfach da und starrte die Tür an, und während er es tat, für die unendliche Dauer einer geschlagenen Minute, war sein Kopf wie leergefegt. Er empfand nichts. Keine Furcht, keine Überraschung, kein Erstaunen, gar nichts. Vielleicht war das, was er in diesem Moment empfand, die absolute Form des Horrors. Ein Entsetzen, das zu tief und zu gewaltig war, um Platz für etwas so Banales wie Erschrecken oder Angst zu lassen, und das etwas in ihm einfach getötet hatte. Schnell, schmerzlos und endgültig. Er saß ein-

fach da und starrte die Tür an, und der einzige halbwegs klare Gedanke, den er hatte, war, daß er nun endlich wußte, woher dieser gummiartige Laut kam.

Es war die Tür.

Sie hatte sich verändert. Was gerade noch massives Metall gewesen war, schien zu einer hauchdünnen weißen Latexhaut geworden zu sein, durch die etwas hindurchwollte. Eine Art... Gestalt... Schemen... Schatten. Er wußte es nicht. Es war groß und schien die Umrisse eines Menschen zu haben, zugleich aber auch die von etwas unsagbar Fremdem - *andrem* -, das sich jedem Versuch einer Beschreibung entzog.

Dann schlug das Entsetzen doch zu. Warnungslos, schnell und brutal wie ein Axthieb. Armer sprang mit einem keuchen den Schrei in die Höhe und taumelte zurück. Seine Kniekehlen prallten gegen die Bettkante. Er spürte, daß er das Gleichgewicht verlieren würde, kämpfte trotzdem mit wild rudernden Armen dagegen an und beschleunigte seinen Sturz so nur noch mehr. Hilflos fiel er rücklings halb über das Bett, rollte zur Seite und prallte schwer auf den harten Steinboden.

Ein rotglühender Schmerz schoß durch seinen Ellbogen. Artner keuchte vor Pein, rollte aber trotzdem blitzschnell herum und sah zur Tür hoch. Betete, daß das Entsetzen verschwunden und die Tür wieder nichts als eine Tür aus massivem Stahl sein würde.

Sein Gebet verhallte ungehört.

Es war noch da. *ER* war noch da. Die dünne Membran hatte sich weiter gedehnt, und er erkannte jetzt deutlich die Umrisse eines menschlichen Körpers. Arme, Beine, Schultern und Gesicht, die sich weiter und weiter aus der Tür herausarbeiten, gegen den zähen Widerstand ankämpften und ihn besiegten. Langsam und unendlich mühevoll, aber auch unaufhaltsam. Die Membran wurde dünner, begann hier und da ihre Farbe zu verlieren und wurde milchig, transparent. Und der schreckliche stumpfe Laut wurde immer intensiver und nahm ihm nun *wirklich* den Atem. Ein Arm wuchs aus der Tür hervor, eingehüllt in einen gewaltsam geschaffenen Handschuh, der aus der dünnen Latexhaut herausgezerrt wurde, dann ein zweiter, und schließlich...

... wußte er, was es war. Aber die Erkenntnis kam zu spät. Die Membran zerriß mit einem hellen, flappenden Laut, und etwas Schwarzes, Riesiges brach aus der Tür hervor. Etwas mit Flügeln und Klauen, das ganz aus fauligem Fleisch und Blut und Krallen bestand.

Artner kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Das Haus der Pein hatte seinen Hässcher geschickt, um ihn zu holen und ihn in das *wahre* Geheimnis dieses Ortes einzuführen. Doch selbst diesen Gedanken dachte er nicht mehr ganz zu Ende.

Sein Herz setzte aus.

2. Kapitel

Kamikaze!« Prein schlug mit der flachen Hand auf den

Tisch, als hielte er sie tatsächlich für einen Mitsubishi-Jäger aus dem Zweiten Weltkrieg, den er ersatzweise statt auf einen amerikanischen Flugzeugträger auf den aufgeschlagenen Plasrikhefter vor sich herabstürzen ließ. »Genau das ist es, was Sie tun, Sillmann. Wissen Sie eigentlich, was Sie im Begriff sind zu tun, mein lieber Junge?«

»Ich bin nicht Ihr *lieber Junge*«, antwortete Mark ruhig. »Und ich bin auch nicht hier, um mich mit Ihnen zu streiten, Herr Direktor.« Seine Ruhe wirkte aufgesetzt, das spürte er selbst. Aber sie war es nicht. Er hatte sich auf dieses Gespräch vorbereitet, und die Reaktion, die Prein gerade demonstrierte, war nur eine von mehreren Alternativen, die er vorausgesehen und auf die er sich vorbereitet hatte, seit sehr langer Zeit.

»Bitte - dann meinetwegen *Herr Sillmann*«, antwortete Prein. Obwohl er die Stimme nur um eine Winzigkeit hob, brachte er es irgendwie fertig, eine Verachtung in die letzten beiden Worte einfließen zu lassen, die Marks Ruhe erschütterte. Vielleicht war es damit doch nicht ganz so weit her, wie er sich selbst eingeredet hatte.

Der Direktor stand auf und flog einen zweiten Kamikaze-Angriff auf den Kunststoffordner, um ihn mit einem Knall zuzuklappen. Der daumendicke Hefter enthielt Marks Schulakte, wie das auf dem Deckblatt eingeklebte Foto eindeutig bewies. Er hatte schon auf dem Tisch gelegen, als er hereingekommen war. Offenbar war er nicht der einzige, der dieses Gespräch vorausgesehen hatte, und vielleicht auch nicht der einzige, der gründlich darauf vorbereitet war. Prein seufzte, rammte die Hände in die Hosentaschen und starrte einen Punkt neben Marks linkem Fuß auf dem Boden an. Er sah sehr aufgebracht aus, aber auch ein wenig müde - was in Anbetracht der Uhrzeit allerdings auch verständlich war. Ein Uhr nachts war seit ein paar Minuten vorbei.

»Also gut«, sagte er. »Versuchen wir es noch einmal in Ruhe.«

»Ich glaube nicht, daß das Sinn hat«, antwortete Mark. »Mein Entschluß steht fest.« Was leider nicht einmal annähernd für seine Stimme galt - sie zitterte jetzt, und Mark verfluchte sich in Gedanken dafür. Und noch einmal, als ihm klar wurde, daß er die Hände fest um die Armlehnen des Sessels gekrallt hatte. Der Verrat, den er seinen Worten verboten hatte, wurde von seiner Körpersprache begangen. Hastig löste er seinen Griff, und selbstverständlich blieb auch *das* Prein nicht verborgen. Fehler Nummer drei - aber wahrscheinlich eher Nummer dreißig.

Mark hätte sich am liebsten selbst geohrfeigt. Er hatte sich so gut auf dieses Gespräch vorbereitet. Seit Wochen hatte seine Lieblingsbeschäftigung darin bestanden, genau diese Szene immer und immer wieder in Gedanken durchzuspielen, in allen möglichen Variationen und natürlich immer mit dem gleichen Ende: einem, in dem er nicht nur als Gewinner, sondern auch eindeutig als *Sieger* aus diesem Büro herausmarschieren würde. Er hatte die besseren Karten. Er hatte das *Recht* auf seiner Seite: juristisch, und moralisch noch viel mehr. Und trotzdem hatte er immer mehr das Gefühl, den Kampf bereits verloren zu haben, noch bevor er eigentlich richtig begonnen hatte. Im Grunde hatte der Direktor ihm mit einer Winzigkeit den Wind aus den Segeln genommen - mit der aufgeschlagenen Akte, die auf seinem Tisch gelegen hatte, als Mark hereinkam. Sie machte jede Erklärung überflüssig. Prein hatte ebenso gewußt wie er, daß dieses Gespräch kommen würde, und auch, wann. Und er hatte es wahrscheinlich gar nicht nötig, sich darauf vorzubereiten.

»Ihr Entschluß steht also fest.« Prein schüttelte den Kopf, ging zu seinem Tisch zurück und ließ sich in den zerkratzten Ledersessel auf der anderen Seite fallen, daß das altersschwache Möbelstück ächzte. »Und das vermutlich seit Monaten. Seit... nicht ganz einem Jahr. Stimmt's?«

Mark war ziemlich überrascht, aber er versuchte, es sich wenigstens nicht allzu deutlich anmerken zu lassen, und änderte nur seine Taktik, sofern er jemals eine gehabt hatte. Die

Idee, einen großen Abgang zu inszenieren, sich sechs Jahre Frust und Zorn, sechs Jahre heruntergeschluckte Wut und pubertäre Rachephantasien in einer einzigen großen Szene von der Seele zu reden und mit Donnerhall und Wetterleuchten abzutreten, war hübsch als Idee, aber mehr auch nicht. Er würde einfach aufstehen und gehen. Jetzt. Er stand auf, und Prein sagte ganz ruhig und auf eine Art, die es Mark einfach unmöglich machte, nicht zu gehorchen: »Bitte setzen Sie sich wieder.«

»Herr Direktor, bitte«, sagte er. »Es hat wirklich keinen Sinn. Sie verschwenden nur Ihre Zeit, wenn Sie versuchen, mich umzustimmen.«

»Das habe ich auch nicht vor«, antwortete Prein. »Ich habe schon seit einer geraumen Weile gewußt, was Sie vorhaben.«

»Woher?« fragte Mark.

Prein lächelte. »Niemand hat Sie *verraten*, wenn es das ist, was Sie glauben«, sagte er. »Ich bin der Direktor dieses Internats. Der Oberquälgeist. Glauben Sie wirklich, irgendeiner Ihrer Kameraden würde dem Statthalter Luzifers auf Erden ein Geheimnis anvertrauen?«

Mark blieb ernst. »Woher wissen Sie es dann?«

»Sie sind nicht der erste, der an seinem achtzehnten Geburtstag zu mir kommt, um genau das zu tun, was Sie vorgehabt haben: mir einmal richtig die Meinung zu sagen. Mir ins Gesicht zu sagen, was Sie von mir persönlich und diesem ganzen Scheißladen hier halten, und mir zumindest rhetorisch den Schreibtisch umzuwerfen. Das hatten Sie doch vor, oder?«

Mark machte nicht einmal den Versuch, seine Überraschung zu verbergen. Gut, dann *konnte* Prein eben Gedanken lesen. Das änderte auch nichts mehr.

»Wenn es Sie beruhigt«, fuhr Prein fort, als er einsah, daß Mark nicht antworten würde, »keiner hat es bisher getan. Jedenfalls ist keiner bisher damit durchgekommen. Ein paar sind frech geworden, aber die meisten sind am Ende einfach wieder gegangen - übrigens zum Großteil zurück auf ihr Zimmer, nicht zum Bahnhof.«

»Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen«, sagte Mark.

Prein deutete ein Achselzucken an und sah auf die Uhr. »Sie wollen den Nachzug nehmen, richtig? Dann haben wir noch etwas Zeit.«

Dieser Meinung war Mark eigentlich ganz und gar nicht. Es war beinahe Viertel nach eins, und er mußte sich im Gegenteil sputen, um noch rechtzeitig am Bahnhof zu sein. Allen Unkenrufen zum Trotz fuhr die Bundesbahn nämlich meistens *doch* pünktlich, und nachts eigentlich *immer*.

»Ich fahre Sie zum Bahnhof, wenn Sie möchten«, sagte Prein.

»Sie?«

»Ich kann Auto fahren«, versicherte ihm Prein. »Sie wissen doch - diese Dinger mit vier Rädern, zwei Türen und einem Lenkrad vorne links.«

Mark begann sich allmählich zu fragen, ob Preins Humor wirklich echt war oder nur Bestandteil *seiner* Taktik, ihn einzuseifen. Wenn es ums Einseifen ging, war er gut.

»Ich dachte eigentlich, daß Sie mich dazu überreden wollen, hierzubleiben.«

»Natürlich will ich das«, gestand Prein gelassen. »Aber *überreden* bedeutet nicht *zwingen*. Geben Sie mir die Chance? Bestenfalls gelingt es mir, und wenn nicht - nun, dann sind Sie bequemer und schneller zum Bahnhof gekommen als zu Fuß. Übrigens auch trockener.«

Warum eigentlich nicht? dachte Mark. Er durchschaute Preins Falle sofort, aber dummerweise war es eine von der Art, die man ruhig erkennen konnte - man tappte trotzdem hinein. Seine guten Vorsätze und der sorgsam kultivierte Zorn, den er mit in dieses Gespräch gebracht hatte, richteten sich nun gegen ihn. Er konnte die Bitte des Direktors kaum ausschlagen, ohne vollends das Gesicht zu verlieren. Und so ganz nebenbei - Prein hatte recht: Der Weg zum Bahnhof war weit, und es war verdammt kalt draußen. Widerwillig nickte er.

»Dann lassen Sie uns gehen.« Prein stand auf, verstaute mit einer schwungvollen Bewegung Marks Schulakte in der Schreibtischschublade und zog im Hinausgehen die Jacke an, die an einem Haken neben der Tür hing. Kein Zweifel - er war gut vorbereitet gewesen. Wesentlich besser als Mark.

Sie redeten nicht, während sie die zwei Treppen in die Haupthalle hinuntergingen. Die Nacht hatte das Internat fest in ihrem Griff, auf den Fluren brannten nur die blassen Lichter der Nachtbeleuchtung, die die Proportionen der Dinge verzerrten und das Gleichgewicht von Licht und Schatten vertauschten. Und eine eigentümliche Stille schien von dem ganzen weitläufigen Gebäude Besitz ergriffen zu haben; ein Schweigen, wie Mark es hier selten erlebt hatte - und er war hier nicht das erste Mal mitten in der Nacht unterwegs.

Wahrscheinlich lag es an ihm. Nichts hier hatte sich verändert. Nicht wirklich. *Er* war es. Es war das unwiderruflich letzte Mal, daß er diesen Weg ging, und Mark mußte sich zu seiner eigenen Überraschung eingestehen, daß er so etwas wie Wehmut empfand. Er hatte das Internat und alles, was damit zu tun hatte, gehaßt. Vom ersten Tag an, an dem er hier angekommen war, und jedem, der ihm gefolgt war. Aber plötzlich konnte er das nicht mehr. Trotz allem war dieses Internat seine Heimat, viel mehr, als ihm bisher bewußt gewesen war. Er hatte ein Drittel seines Lebens hier verbracht - eigentlich sogar weit mehr als die Hälfte, wenn er nur jenen Teil berücksichtigte, an den er sich wirklich erinnerte -, und eine solche Zeit ging nicht spurlos vorüber. Jeder Zentimeter hier war ihm vertraut, viel mehr als sein eigenes Elternhaus, das er in den letzten sechs Jahren nur viermal gesehen hatte. Er kannte jeden Schritt, er wußte, was hinter jeder Tür lag, welche Gesichter, welche Geräusche und welche Gerüche ihn erwarteten, und er empfand tatsächlich so etwas wie einen Abschiedsschmerz, der wahrscheinlich sogar noch viel intensiver gewesen wäre, hätte er sich nicht mit aller Macht dagegen gewehrt. Das Gefühl war sehr intensiv, doch er kämpfte es mit großer Willensanstrengung nieder. Später, wenn er in der Bahn saß und es kein Zurück mehr gab, konnte er sich dem großen Katzenjammer hingeben.

Sein Gepäck stand in einem Winkel neben der Tür, der vom Licht der Notbeleuchtung ausgelassen wurde. Manchmal machte der Hausmeister nachts noch eine Runde, und Mark hatte nicht das Risiko eingehen wollen, womöglich zurückzugehen und an seine Tür hämmern zu müssen, falls er die bei-

den Koffer und die Reisetasche fand und etwa mitnahm. Prein zog die linke Augenbraue hoch, als er Marks Fluchtvorbereitungen sah, doch sein Kommentar beschränkte sich auf ein wissendes Lächeln. Wortlos griff er in die Jackentasche, nahm den Hauptschlüssel heraus und öffnete die Tür. Ein weiterer Pluspunkt für ihn und ein weiterer Minuspunkt für Marks Planung. Er hatte vorgehabt, durch ein Fenster zu steigen. Nicht besonders gefährlich, aber unbequem, und ganz gewiß nicht das, was man sich unter einem großen Abgang vorzustellen hatte.

Dicht hinter dem Direktor verließ er das Gebäude und erlebte die nächste Überraschung, als er Preins Wagen nur wenige Meter neben der Tür geparkt sah. »Sie hätten mir sagen können, daß Sie Gedanken lesen können«, sagte er. »Das hätte mir in den letzten Jahren wahrscheinlich eine Menge Ärger erspart.«

Prein lachte. »Aber das ist Grundvoraussetzung für meinen Job«, sagte er. »Wenn man nicht telepathisch veranlagt ist, wird man gar nicht erst eingestellt - wußten Sie das etwa nicht?« Er öffnete den Kofferraum, wartete, bis Mark sein Gepäck hineingelegt hatte, und warf den Deckel dann so schwungvoll zu, daß Mark hastig die Hand zurückziehen mußte.

»Jemand hat mich verraten«, sagte Mark grimmig.

»Nein«, antwortete Prein. »Oder doch, ja, Sie selbst.«

»Ich?«

Mark blieb überrascht mitten im Schritt stehen und starrte Prein an. Aber der Direktor war schon auf der anderen Seite des Wagens und weigerte sich, Blickkontakt mit ihm aufzunehmen, sondern schloß die Tür auf und stieg ein. Erst als Mark auf dem Beifahrersitz Platz genommen und sich angeschnallt hatte, redete Prein weiter.

»Das mit dem Wagen, da war ich nicht sicher«, sagte er. »Ich habe gehofft, daß Sie mir diese Chance geben, aber ganz überzeugt war ich nicht. Aber ich war sicher, daß Sie gehen. Und zwar heute, an Ihrem achtzehnten Geburtstag. Eigentlich habe ich Sie schon eine Stunde früher erwartet. Schlag zwölf. Übrigens - herzlichen Glückwunsch.«

»Und wieso?« fragte Mark. Preins Gratulation überhörte er absichtlich. Heute war sein Geburtstag, aber es bestand absolut kein Grund zum Feiern. Der Direktor startete den Motor und schaltete nacheinander das Licht und die Scheibenwischer ein. Es nieselte leicht, und die Regentropfen zerschellten auf der Windschutzscheibe zu Millionen winziger Prismen. »Weil ich Sie kenne, mein lieber Junge«, antwortete er. »Ja, ja, ich weiß - Sie sind nicht *mein lieber Junge*, aber ich bleibe trotzdem dabei. Aus alter Gewohnheit, sozusagen. Sie sind seit sechs Jahren hier, und Sie waren in diesen sechs Jahren nicht unbedingt das, was man einen Musterschüler nennt, nicht wahr? Ich erinnere mich nicht an einen einzigen Monat, in dem Ihr Name nicht aus dem einen oder anderen Grund in irgendeiner Besprechung erwähnt wurde - oder bei einer Beschwerde auftauchte. Und vor einem knappen Jahr hat sich das schlagartig geändert. Sie sind immer noch kein Musterschüler, aber längst nicht mehr so renitent und aufsässig wie früher. Dafür gibt es eigentlich nur zwei Erklärungen: Sie sind schlagartig vernünftig geworden oder haben sich entschlossen, die Zähne zusammenzubeißen und es irgendwie durchzustehen, ohne allzuviel Schaden zu nehmen. Und Schüler, die von einem Tag auf den anderen vernünftig werden, sind äußerst selten, das können Sie mir glauben.«

»Ich wußte nicht, daß ich so leicht zu durchschauen bin«, sagte Mark zerknirscht.

»Nur keine Sorge, das sind Sie nicht«, antwortete Prein. Plötzlich lachte er wieder. »Soll ich Ihnen verraten, woher ich so genau wußte, wann Sie abreisen? Sie haben vor zwei Wochen das Ticket gekauft. Der Mann am Fahrkartenschalter hat mich angerufen.«

»Wie bitte?« fragte Mark entrüstet.

»Das hier ist eine kleine Stadt«, sagte Prein. »Sie sind nicht der erste Internatszögling, der sich klammheimlich eine Fahrkarte besorgt und abreist. Wir haben... gewisse Vereinbarungen mit den Leuten am Bahnhof.«

»Interessant«, sagte Mark. »Aber nicht so ganz legal, oder?«

»Keine Ahnung«, gestand Prein. »Und im Moment wohl auch ziemlich gleichgültig. Haben Sie wenigstens vor, weiter

zur Schule zu gehen? Sie wissen, daß Sie das Abi mit links schaffen können, wenn Sie sich nur ein bißchen anstrengen.«

»Also kommen Sie endlich zum Thema«, sagte Mark. Der Wagen hatte die Ausfahrt erreicht, und Prein warf einen raschen Blick in beide Richtungen die Straße hinunter, bevor er Gas gab. Obwohl das Internat mitten in der Stadt lag, waren sie das einzige Fahrzeug, das unterwegs zu sein schien.

»Das bin ich schon die ganze Zeit«, antwortete Prein. »Wir reden über Sie, oder etwa nicht? Und um nichts anderes geht es. Ob Sie es glauben oder nicht - ich kann Sie verstehen.«

»Das glaube ich kaum«, sagte Mark leise. Vermutlich *glaubte* Prein sogar genau zu wissen, was in ihm vorging, aber das konnte er gar nicht. Er hatte sechs Jahre Einzelhaft in der Hölle hinter sich, und er wußte nicht einmal, warum. In ihm saß ein Schmerz, der so tief war und so fest verwurzelt, daß er ihn wahrscheinlich nie wieder völlig loswerden würde. Man hatte ihn verletzt. Nicht nur sein Vater, die ganze Welt hatte ihn verletzt, vollkommen grundlos und sehr tief. Dafür haßte er sie: die ganze Welt, seinen Vater und am allermeisten sich selbst, daß er diese grausame Strafe so lange ertragen hatte, ohne den Mut aufzubringen, sich zu wehren. Und im Grunde tat er das auch jetzt noch nicht. Er lief davon, das war alles.

»Ich war nicht besonders begeistert, als Ihr Vater Sie damals hergebracht hat«, sagte Prein. »Ich leite zwar ein Internat, aber ich lebe trotzdem nicht im vorletzten Jahrhundert. Ich glaube nicht, daß man irgend jemanden zu seinem Glück zwingen kann. Sie wollten nicht hier sein. Sie wollten nicht kommen, und Sie wollten nicht bleiben. Und Sie waren jeden einzelnen Tag unglücklich, an dem Sie hiergewesen sind. Richtig?«

Mark schwieg, doch das war Prein Antwort genug.

»Ich kenne solche Geschichten zur Genüge«, sagte er. »Sie gehen fast immer schief. Und bei Ihnen hat es mir besonders leid getan.«

»Und wieso?« fragte Mark einsilbig. Er fühlte sich immer unbehaglicher. Er hatte erwartet, daß Prein ihm drohen oder ihn ködern oder mit einer Kombination aus beidem versuchen würde, ihn umzustimmen, doch er tat nichts von alle-

dem, und damit verstieß er irgendwie gegen die Spielregeln.
Was er tat, das war nicht fair.

»Weil ich Sie mag«, antwortete Prein ganz offen. »Sie sind ein intelligenter Junge. Sie waren damals ein intelligentes Kind, und Sie sind zu einem cleveren jungen Mann herangewachsen, der seinen Weg ganz bestimmt geht. Ich nehme meinen Beruf sehr ernst, wissen Sie. Ich glaube nicht, daß meine Pflicht sich darin erschöpft, Ihnen acht Stunden am Tag lateinische Vokabeln einzuhämmern und es Ihnen möglichst schwerzumachen, sich außerhalb der Sperrstunde aus dem Internat zu entfernen. Außerdem zahlt mir Ihr Vater eine Menge Geld dafür, daß ich mich um Sie kümmere.«

Endlich kam er zur Sache, dachte Mark. Sein Vater hatte die Hand im Spiel, natürlich hatte er das. Was hatte er erwartet? »Weiß er Bescheid?« fragte er.

»Ihr Vater?« Prein schüttelte den Kopf. »Gott bewahre, nein. Noch nicht. Ich werde ihn anrufen - das muß ich -, aber nicht sofort. Sie sind um sieben am Bahnhof, richtig? Dann reicht es, wenn ich ihn kurz danach benachrichtige. Er wird mir glauben, wenn ich behaupte, daß Ihr Verschwinden erst am Morgen aufgefallen ist. Versprechen Sie mir, nach Hause zu gehen und nicht irgendeinen Blödsinn zu machen?«

»Sie haben doch gerade selbst gesagt: Ich bin ein intelligenter Junge. Würde ein intelligenter Junge irgendeinen Blödsinn machen?«

»Gerade die Intelligentesten machen den größten Blödsinn«, sagte Prein lachend. »Sie würden sich wundern.«

Mark warf einen Blick nach vorne. Sie waren nicht mehr weit vom Bahnhof, entfernt. Die Dreiviertelstunde Fußmarsch, die er einkalkuliert hatte, war auf knapp fünf Minuten zusammengeschrumpft, aber er wünschte sich fast, er hätte Preins Angebot ausgeschlagen. Der Direktor spielte dieses Spiel nach seinen Regeln, die Mark weder kannte noch beherrschte. Er sollte nicht so freundlich sein.

»Warum tun Sie das?« fragte er.

»Was?«

»Das wissen Sie genau«, antwortete Mark. »Sie geben sich doch nicht mit jedem Ihrer Schüler so große Mühe. Es ist mit-

ten in der Nacht, und Sie sollten eigentlich wütend auf mich sein.«

»Und wer sagt Ihnen, daß ich es nicht bin?«

»Hat mein Vater Ihnen den Auftrag gegeben?« fragte Mark ganz direkt.

»Ich sagte Ihnen doch: Ihr Vater weiß nichts davon«, antwortete Prein. »Warum ich es tue? Zum einen, weil ich meinen Beruf sehr ernst nehme, wie ich schon sagte, und zum anderen, weil ich es ehrlich bedauern würde, wenn Sie jetzt alles wegwerfen. Sie konnten eine glänzende Zukunft vor sich haben. Sie sind intelligent genug, um ein Studium zu schaffen. Sie sind nicht faul, Ihr Vater hat Geld - und Sie laufen vielleicht gerade Gefahr, das alles zu verlieren.«

»Geld«, murmelte Mark düster. »Ja, das hat er. Aber sonst auch nichts.«

Prein sah ihn auf eine sonderbare Weise an. Er antwortete nicht, sondern warf einen Blick in den Rückspiegel, setzte trotz der vollkommen leeren Straßen den Blinker und bog auf den Bahnhofsvorplatz ein.

Sein vorbildliches Verhalten als Autofahrer hörte dann aber auch schon auf. Er parkte nicht nur direkt vor dem Haupteingang, sondern machte sich einen Spaß daraus, den Wagen zweimal vor und zurück zu setzen, um auch ganz genau unter dem Halteverbotsschild zum Stehen zu kommen. Erst dann drehte er den Zündschlüssel herum, lehnte sich im Sitz zurück und fragte: »Hassen Sie Ihren Vater?«

Mark mußte tatsächlich einen Moment über diese Frage nachdenken. Es war nicht das erste Mal. Er hatte sich schon oft selbst gefragt, ob er seinen Vater tatsächlich *haßte*, aber er hatte bisher noch nicht wirklich eine Antwort auf diese Frage gefunden, und vielleicht wollte er das auch gar nicht. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ich glaube nicht. Damals, als... als das mit meiner Mutter geschah und er mich hierhergebracht hat, da habe ich geglaubt, daß ich ihn hasse. Aber das stimmte nicht. Ich liebe ihn nicht besonders.«

Prein sah ihn an, als wäre dies schlimmer, als hätte er seine Frage mit einem klaren Ja beantwortet. »Wie geht es Ihrer Mutter?« fragte er.

»Ich weiß es nicht«, sagte Mark. »Ich habe seit mehr als einem halben Jahr nichts mehr von ihr gehört. Aber ich werde sie besuchen, gleich morgen.«

»Das sollten Sie auch«, sagte Prein. »Und vielleicht sollten Sie sich Gedanken über Ihre Zukunft machen. Ich meine, haben Sie sich je überlegt, wie sie aussehen soll?«

»Nein«, gestand Mark. »Aber ich weiß ziemlich genau, wie sie *nicht* aussehen wird. Ich werde nicht hierbleiben.«

»Sie können jederzeit zurückkommen«, versicherte Prein.

»Und warum sollte ich das?« wollte Mark wissen. »Warum erst weggehen, um dann wiederzukommen?«

»Weil man sich oft an einem Ort wohler fühlt, zu dem man *zurückkehrt*«, antwortete Prein mit großem Ernst. »Es sind noch anderthalb Jahre bis zum Abitur. So lange ist das nicht. Es gibt bessere Schulen als unsere, das ist mir klar. Aber es gibt auch eine Menge schlechterer. Überlegen Sie es sich. Es ist immerhin eine Alternative. Bleiben Sie einfach ein, zwei Wochen bei Ihrem Vater, und danach kommen Sie zurück, wenn Sie wollen.«

»Und dann?« fragte Mark. Spätestens *jetzt* sollte er wütend auf Prein werden, denn nach all diesen semantischen Kopfständen ging er nun ziemlich plump vor. Er hatte versucht, sich anzuschleichen, und es war ihm gelungen. Aber offensichtlich wollte er nun die letzten Meter im Sturmangriff zurücklegen.

»Das wird sich zeigen«, sagte Prein. »Ein Studium, nehme ich an. Ich habe mit Ihrem Vater schon vor einer ganzen Weile darüber geredet. Er ist ein sehr eigenwilliger Mensch, und er wird es Ihnen sicher nicht leichtmachen. Aber glauben Sie mir: Sie werden bestimmen, wie es weitergeht, nicht er.«

»Das tue ich doch bereits.«

»Nein«, widersprach Prein. »Was Sie gerade machen, ist etwas anderes. Sie haben endlich die Schlüssel zu Ihrem Abteil bekommen, und jetzt reißen Sie die Tür auf und springen blindlings hinaus. Es ist nicht ganz ungefährlich, von einem fahrenden Zug zu springen. Man kann ziemlich hart landen.«

»Ich weiß«, sagte Mark. »Aber ich glaube, er fährt in eine Richtung, die mir nicht gefällt. Ich kann nicht warten, bis er von selbst anhält.«

»Dann ändern Sie seine Richtung«, antwortete Prein. »Sie können jetzt die Weichen stellen. Aber das geht nicht mit Gewalt. Sie wollen weg? Dann reden Sie mit Ihrem Vater, damit er Sie gehen läßt. Auf eine andere Schule meinetwegen. Obwohl ich es bedauern würde. Vielleicht in eine andere Stadt - eine, die *Sie* aussuchen.«

»Ja«, sagte Mark. »Und irgendwann einmal werden wir uns wiedersehen, und ich werde älter und viel vernünftiger geworden sein und meinen Doktor gemacht haben, damit ich als zukünftiger Chef der Sillmann-Werke auch vorzeigbar bin, und wir werden gemeinsam darüber lachen, wie dumm ich doch damals war. Nein, danke.« Seine Stimme wurde bitter. »Sie sind auch nicht anders als er.«

»Was ist so schlecht daran, vernünftig zu sein?« wollte Prein wissen.

»Nichts, sobald man sich darüber verständigt hat, was man unter dem Begriff *vernünftig* versteht.«

»Ich denke, so sehr unterscheiden sich unsere Auffassungen da gar nicht«, erwiderte Prein. »Denken Sie über meinen Vorschlag nach. Ich gebe Ihnen offiziell zwei Wochen frei vom Unterricht. Mehr kann ich nicht verantworten. Aber diese zwei Wochen kriege ich hin; auch Ihrem Vater gegenüber. Was halten Sie davon?«

Er hatte es geschafft, Mark ein weiteres Mal zu verblüffen. Sein Vorschlag klang verlockend, denn er schien ihm alle Optionen offen zu lassen. Aber zugleich spürte Mark auch, daß das eben nur so schien. Was Prein ihm wirklich bot, das war nicht die Möglichkeit, zurückzukommen und alles besser zu machen, sondern ein bequemer Weg, sich aus der Verantwortung zu schleichen. Nicht sehr weit und nicht für lange, aber vielleicht schon *zu* weit. Wenn es etwas gab, das Mark an sich selbst hätte, dann war es seine Unfähigkeit, nein zu sagen. Bei aller Zeit, die er gehabt hatte, darüber nachzudenken, war ihm sein Entschluß, an seinem achtzehnten Geburtstag ein neues Leben nach seinen Vorstellungen zu beginnen, trotzdem unendlich schwergefallen. Er *hatte* es getan - oder war zumindest auf dem besten Weg dazu -, aber er ahnte auch, daß er, wenn er Preins Angebot jetzt annahm, alles zunichte

machen würde. Diese Zweiwochenfrist zu akzeptieren würde eben bedeuten, nicht *nein* zu sagen, und das nächste Mal würde es ihm noch schwererfallen.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte er.

Prein sah auf die grün leuchtende Digitaluhr im Armaturenbrett. Er hatte noch fast eine halbe Stunde, ehe sein Zug kam. Eine lange Zeit auf einem kalten, zugigen Bahnsteig. Aber er versuchte nicht mehr, Mark zu irgend etwas zu überreden, nicht einmal dazu, die restliche Zeit im geheizten, trockenen Wagen zu verbringen, sondern stieg wortlos aus und half ihm, das Gepäck aus dem Kofferraum zu holen.

Wenigstens ersparte er ihm eine große Abschiedsszene. Er stieg einfach wieder ins Auto, während Mark die Bahnhofshalle betrat, aber er fuhr nicht weg. Erst eine halbe Stunde später, als der Zug langsam aus dem Bahnhof hinausrollte und die Fünf-Stunden-Reise durch die Nacht antrat, sah Mark ihn vom Bahnhofsvorplatz wegfahren.

3. Kapitel

Das Geräusch, mit dem der Körper auf dem Wagendach aufgeschlagen war, würde er wohl nie wieder vergessen. Dabei war es nicht einmal besonders laut gewesen; ein sonderbar weicher, dumpfer Laut - das Geräusch eben, das ein menschlicher Körper verursachte, der mit der Beschleunigung auf ein Wagendach aufprallte, die er bei einem Sturz aus gut fünfundzwanzig Metern Höhe erfuhr. Es hatte ein bißchen wie eine überreife Tomate geklungen, die man auf eine Tischplatte fallen läßt. Das Ergebnis sah auch ganz ähnlich aus — nur daß es sich nicht um eine Tomate gehandelt hatte, sondern um einen Mann von ungefähr hundertachtzig Pfund Gewicht, dessen Überreste die beiden Krankenwagenfahrer noch immer von der Straße... entfernten, soweit sie nicht auf dem Wagendach oder auf Hansens Uniform klebten, hieß das.

Bremer musterte seinen jüngeren Kollegen mit einer Mischung aus Mitleid und Erleichterung. Mitleid, weil Hansen nach immerhin fünf Minuten noch immer nicht aufgehört hatte, sich zu übergeben, obwohl sein Magen längst leer war und er nur noch bittere Galle hervorwürgte, und Erleichterung, daß nicht er es gewesen war, dem dieser Trottel beinahe auf den Kopf gefallen wäre. Für den Toten selbst empfand er nicht einmal eine Spur von Mitleid, wohl aber einen gehörigen Zorn, und zwar deutlich mehr als nur eine *Spur*. Bremers privater Meinung nach - die sich von der des Polizeiobermeisters Peter Bremer manchmal gehörig unterschied - hatte jeder das Recht, über sein Leben frei zu entscheiden und es im Extremfall auch zu beenden, wann und wo er es wollte. Aber verdammt noch mal - niemand hatte das Recht, es so zu tun. Selbstmord war eine Sache, eine Frage, über die sich die Psychologen und ihre gottgesandten Kollegen mit dem weißen Kragen die Köpfe heiß reden sollten, wenn es ihnen Spaß machte. Doch den Männern, die verzweifelt versuchten, es einem auszureden, aus fünfundzwanzig Metern Höhe vor die

Füße zu springen, das gehörte sich einfach nicht. Es war nicht nur unanständig, es war auch unästhetisch. Von der Zumutung, die es für die armen Kerle bedeutete, die die ganze Schweinerei hinterher auflesen mußten, einmal ganz zu schweigen.

Angesichts der Situation, in der er sich befand, waren diese Gedanken schon absurd - zumindest aber so abwegig, daß es ihm selbst auffiel. Prompt meldete sich sein schlechtes Gewissen. Er hätte jetzt Bedauern verspüren sollen, angesichts des Lebens, das hier so sinnlos weggeworfen worden war, oder doch zumindest deutlich mehr Mitgefühl für seinen Kollegen, der auf der anderen Seite des demolierten Daimler im Rinnstein hockte und sich noch immer die Seele aus dem Leib kotzte. Aber für den Toten empfand er eigentlich nur Verachtung, und was Hansen anging, so überwog seine Erleichterung, daß *der* es gewesen war, der die ganze Schweinerei abbekommen hatte, sein Mitleid bei weitem. Dabei war Bremer an sich alles andere als kaltschnäuzig oder gar ein Zyniker. Vermutlich, dachte er, war dies wohl *seine* Art, mit dem Entsetzlichen fertig zu werden. Auch er stand wohl noch unter einer Art Schock, auch wenn er keine der üblichen äußeren Anzeichen dafür spürte. Weder zitterten seine Hände und Knie, noch war ihm kalt oder fühlte er sich irgendwie benommen. Doch er hatte das erste Mal seit zwei Jahren wieder Appetit auf eine Zigarette, einen regelrechten Heißhunger sogar. Einen Moment lang erwog er ernsthaft den Gedanken, zum Krankenwagen hinüberzugehen und den Arzt um eine Zigarette zu bitten. Dem Mann war es wahrscheinlich ebenso untersagt wie ihm, in der Öffentlichkeit zu rauchen, solange er in Uniform und im Dienst war, aber angesichts dessen, was er hier erlebt hatte, pfiff er wohl auf diese Vorschrift, denn er qualmte ununterbrochen, und seine Hände zitterten sichtbar. Der Selbstmörder war immerhin zuvorkommend genug gewesen, auf das Eintreffen des Krankenwagens zu warten, ehe er sprang. Und der Arzt war noch relativ jung. Auf keinen Fall alt genug, um so etwas schon öfter erlebt zu haben.

Wahrscheinlich war das niemand, dachte Bremer und verwarf zugleich auf einer zweiten, parallelaufenden Ebene sei-

nes Bewußtseins die Idee, nach zwei Jahren wieder mit dem Rauchen zu beginnen. Sein Verlangen nach einer Zigarette war stärker denn je, aber er würde diesem Trottel verdammt noch mal nicht auch noch den Gefallen tun und nach so langer Zeit wieder mit dem Laster beginnen, das er sich so mühsam abgewöhnt hatte.

Erneut fiel ihm auf, wie vollkommen lächerlich das war, was in seinem Kopf vorging. In Anbetracht dessen, was er *eigentlich* tun sollte. Also wohl doch, so eine Art Schock - was ja auch nur verständlich war. Noch vor fünf Minuten hatte Bremer geglaubt, daß es nicht mehr viel gäbe, was ihn noch erschrecken konnte. In achtzehn Jahren Streifendienst bekam man so ziemlich alles an Gewalt und Perversitäten zu Gesicht, was man sich nur vorstellen konnte, und auch das eine oder andere, was man sich eigentlich *nicht* vorstellen konnte.

Aber das war vor fünf Minuten gewesen, *bevor* dieser Idiot sich von seinem Balkon im achten Stock gestürzt und sowohl seinem Leben als auch der Existenz eines nagelneuen Daimler Benz der S-Klasse ein ebenso dramatisches wie abruptes Ende gesetzt hatte. So ganz nebenbei hatte er Bremer und seinen Kollegen dabei auch in akute Lebensgefahr gebracht. Hätte er nicht so zielsicher den Wagen getroffen, sondern wäre einen einzigen Meter weiter rechts oder links heruntergekommen ...

Bremer brach den Gedanken mit einer bewußten Anstrengung ab. Er gab sich zwar selbst einen gewissen Dispens, aber er mußte trotzdem aufpassen, daß er nicht hysterisch wurde.

Er sah auf die Uhr. Zwei - und damit seine Schicht - war seit zehn Minuten vorbei. Bremer seufzte. Hansen und er waren auf dem Weg zum Revier gewesen, als der Funkspruch kam. Hätte der Selbstmörder noch ein paar Augenblicke gewartet, dann wäre er jetzt schon auf dem Weg nach Hause mit der Aussicht auf ein kaltes Bier und eine kleine Mahlzeit aus dem Kühlschrank. Vielleicht hätte er sich auch noch einen Film aus der Videothek mitgenommen, die auf dem Weg lag, und vielleicht...

Zu viele *Vielleicht*, dachte er. Nicht *vielleicht*, sondern mit ziemlicher Sicherheit würde diese Nacht noch verdammt lang

werden. Er strich die Aussicht auf einen Clint-Eastwood-Film ebenso aus seinem Plan für den Rest der Nacht wie die auf eine Mahlzeit oder gar ein kaltes Bier. Wenn die Sache hier sich auch nur halb so entwickelte, wie er fürchtete, dann konnte er froh sein, wenn er überhaupt noch Zeit fand, nach Hause zu fahren und sich ein paar Stunden aufs Ohr zu legen, statt gleich dazubleiben und seine nächste Schicht anzutreten.

Sein Funkgerät meldete sich. Bremer zog den Apparat aus der Jackentasche, schaltete ihn ein und sah ganz automatisch nach oben zu dem Balkon im achten Stock des Apartmenthauses. Hinter den offenstehenden Glastüren herrschte noch immer Dunkelheit. Offensichtlich hatte es dieser Trottel von Hausmeister immer noch nicht geschafft, die Tür aufzubekommen.

Er drückte die Sprechtaste. »Ja?«

»Peter?«

Das war Clausens Stimme, der Fahrer des anderen Streifenwagens, der dreißig Meter entfernt mit noch immer zuckendem Blaulicht quer auf der Fahrbahn stand und die zweite Hälfte der improvisierten Straßensperre bildete, die sie errichtet hatten. Nicht, daß das irgend etwas nutzte. Der Menschenmenge zufolge, die hier innerhalb der letzten Viertelstunde zusammengekommen war, hätte man meinen können, sich an einem langen Samstag auf dem Ku'damm zu befinden, nicht mitten in der Nacht in einer Wohngegend an der Peripherie der Stadt.

»Nein, hier ist der Kaiser von China«, antwortete Bremer gereizt. Wen um alles in der Welt erwartete Clausen, wenn er ihn anfunkte?

»Ich fürchte, wir kommen hier nicht weiter.« Die Verbindung war zu schlecht, um sagen zu können, ob Clausen seinen aggressiven Ton zur Kenntnis genommen hatte oder nicht. »Ruf doch lieber einen Schlosser an.«

»Was ist so schwer daran, eine Tür aufzubrechen?« fragte Bremer, noch immer im gleichen gereizten Ton. »Wenn der Hausmeister es nicht schafft, dann tritt sie meinewegen ein. Ihr werdet doch noch so eine blöde Tür aufkriegen, oder?«

Diesmal verging ein spürbarer Moment, ehe Clausen antwortete. »Was ist denn los mit dir? Wieso bist du so gereizt?«

Du solltest die Sauerei hier mal sehen, dachte Bremer, dann wüßtest du, warum ich gereizt bin. Aber er sprach diese Antwort nicht laut aus. Clausens Reaktion machte ihm klar, wie es wirklich um seine Verfassung bestellt war. Er verlor so gut wie nie die Beherrschung und niemals die Fassung, aber es kam auch höchst selten vor, daß jemand sein Gehirn über die Uniform seines Partners verteilte.

»Es ist nichts«, sagte er ausweichend. »Entschuldige. Was ist nun mit der Tür? Kriegt ihr sie auf oder nicht?«

»Keine Chance«, antwortete Clausen. »Fort Knox ist nichts dagegen. Wir brauchen einen Schlosser, und zwar einen guten. Er soll ein Schweißgerät mitbringen.«

»Wie bitte?« fragte Bremer überrascht.

»Komm rauf und sieh es dir selbst an, wenn du mir nicht glaubst«, erwiderte Clausen. »Das hier ist die reinste Festung. Der Kerl muß vollkommen paranoid gewesen sein - oder er hat etwas ziemlich Wertvolles in seiner Wohnung.«

Bremer starnte das Funkgerät in seiner Hand für einen Moment lang so feindselig an, als trüge es ganz allein die Schuld an dem ganzen Fiasko. Er hatte plötzlich Lust, es auf den Boden zu werfen und kräftig darauf herumzutrampern. Statt dessen drückte er erneut die Sprechtaste und sagte in resignierendem Ton: »Also gut. Ich werde sehen, was ich tun kann. Nehmt euch mittlerweile schon mal die Nachbarn vor. Vielleicht haben sie ja irgend etwas gesehen oder gehört.«

Er schaltete ab, steckte den Apparat achtlos in die Jackentasche und ging zu seinem Streifenwagen zurück. Der Passat stand mit offener Heckklappe und noch immer zuckendem Blaulicht nicht weit hinter dem Krankenwagen, und zumindest hier funktionierte die psychologische Barriere, die das Blaulicht und die Signalfarben des Wagens bilden sollten. Natürlich war auch diese Seite der Straße von Neugierigen belagert, doch sie hielten einen deutlichen Abstand zu den beiden Fahrzeugen. Als Bremer näher kam, wichen einige der zuvorderst Stehenden sogar vor ihm zurück oder versuchten es zumindest, bis sie von den Gaffern hinter ihnen aufgehal-

ten wurden. Die meisten senkten hastig den Blick, als sie ihn bemerkten, oder machten sich auf irgendeine andere Weise zum Narren. Wahrscheinlich wären sie alle sehr erstaunt gewesen, hätten sie gewußt, wie Bremer wirklich über sie dachte - nämlich so gut wie gar nichts. Am Anfang war er sehr erbost gewesen, wenn Verbrechen, Gewalttätigkeit oder einfach der Anblick eines Unfalls Neugierige in Scharen anzogen. Doch mit den Jahren hatte sich diese gerechte Empörung gelegt, und mittlerweile nahm Bremer sie gar nicht mehr zur Kenntnis. Unfälle und Gewalt zogen Neugierige an, so war das nun einmal. Bremer hatte gelernt, sie zu ignorieren, solange sie seine Arbeit nicht zu sehr behinderten.

Er öffnete die Beifahrertür, streckte die Hand nach dem Funkgerät aus, und im gleichen Moment meldete sich der Apparat von sich aus. Bremer lächelte flüchtig über diesen Zufall, drückte die Sprechaste und meldete sich.

Es war die Zentrale. Im Hintergrund der Verbindung, die - obwohl über viel größere Entfernung - ungleich klarer war als die gerade zu Clausen, hörte er das übliche Stimmengewirr, Telefonklingeln und elektronische Piepsen der Funkleitungstelle.

»Gut, daß ihr euch meldet«, begann er. »Wir brauchen hier einen Schlosser. Und bevor ihr es sagt - ich weiß, wie spät es ist. Aber es ist wohl nötig. Der Hausmeister kriegt die Tür nicht auf.«

»Okay, wir schicken den Schlüsseldienst und - «

»Damit wird es kaum getan sein«, fuhr Bremer fort. »Clausen meint, er sollte ein Schweißgerät mitbringen, und jetzt frag mich bloß nicht, warum. Anscheinend handelt es sich um eine etwas stabilere Tür.«

»Ich sehe zu, was ich machen kann«, versprach sein Kollege nach einem Moment verblüfften Schweigens. »Aber ihr solltet trotzdem euer Möglichstes versuchen. Ihr bekommt nämlich gleich hohen Besuch. Sendig ist auf dem Weg zu euch.«

»Sendig?« Bremer richtete sich überrascht im Sitz auf. »Der Alte selbst!«

»Sieht so aus. Ich schätze, daß er in zehn Minuten bei euch ist, vielleicht sogar eher.«

»Aber wieso?« murmelte Bremer verstört. Die Frage galt sehr viel weniger dem Mann in der Funkleitzentrale als ihm selbst. Einmal ganz davon abgesehen, daß niemand im Revier Sendig möchte - genaugenommen kannte Bremer auch sonst nirgendwo jemanden, der das getan hätte -, war Sendig nicht irgendein Kriminalbeamter, sondern der Leiter der Mordkommission. Und so ganz nebenbei, beliebt oder nicht, einer der unbestritten fähigsten Kriminalbeamten der Stadt. »Das ist doch nur ein ganz normaler *Selbstmord* - was hat Sendig damit zu tun?«

»Keine Ahnung. Er war wohl zufällig hier, als die Meldung reinkam. Ich hab's selbst nicht miterlebt, aber als er die Adresse gehört hat, muß er wie eine Rakete in die Luft gegangen sein. Ich dachte mir, das interessiert euch vielleicht.«

»Stimmt«, antwortete Bremer verwirrt. »Danke für die Warnung. Und denkt an den Schlosser!«

Er schaltete das Gerät aus, ohne sich abzumelden, und stieg aus dem Wagen. Er war vollkommen verwirrt und sehr viel bestürzter, als er zugeben wollte. Sendig war ein Ekel, daran führte kein Weg vorbei, aber er war ein *tüchtiges* Ekel, und schon gar keines, das seine Zeit damit vergeudete, sich wichtig zu machen. Zehn Minuten nach zwei war keine Uhrzeit für einen Mann wie ihn, sich zu produzieren. Wenn er hierherkam, dann hatte er einen Grund.

Bremer warf die Wagentür mit einem Knall ins Schloß, machte drei Schritte auf das Haus zu, von dessen Balkon der Selbstmörder gesprungen war, und bog dann noch einmal ab, um zu Hansen zu gehen. Er mußte den demolierten Mercedes dazu umrunden, und er tat es in größerem Abstand, als nötig gewesen wäre, denn der Anblick erfüllte ihn noch immer mit einem fast körperlichen Unbehagen. Es war erstaunlich, dachte Bremer, welchen Schaden etwas so Weiches wie ein menschlicher Körper anrichten konnte, wenn es nur aus genügend großer Höhe fiel. Der Wagen war vollkommen zertrümmert. Das Dach war eingedrückt, als wäre ein Panzer darüber hinweggerollt, und nicht eine einzige Scheibe war heil geblieben. Überall klebte erst halb eingetrocknetes Blut, und der Anblick seines Kollegen, der auf der anderen Seite

des Wagens im Rinnstein hockte, trug auch nicht unbedingt dazu bei, Bremers Stimmung zu heben.

Hansen hatte aufgehört, sich zu übergeben, aber er sah noch immer aus, als wäre er mehr tot als lebendig. Sein Gesicht war kreidebleich, seine Hände zitterten ununterbrochen. Eine schweißnasse Haarsträhne hing ihm ins Gesicht, was seinem Blick etwas Irres gab, fand Bremer.

Zwei Schritte vor ihm blieb er stehen, sah einen Moment auf ihn herab und ließ sich dann in die Hocke sinken, damit sich ihre Gesichter auf gleicher Höhe befanden. Er ersparte sich die Frage, ob alles in Ordnung war - das wäre nicht einmal ein *schlechter* Witz gewesen in diesem Augenblick -, sondern wartete darauf, daß Hansen von sich aus das Wort ergriff. Aber der Junge schwieg. Er starnte ihn nur an, und das auf eine Art, die Bremer einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ. Sein Blick flackerte und schien irgendwie durch ihn hindurchzugehen, auf einen Punkt weit hinter ihm gerichtet, und was immer er dort sehen mochte, war nichts Angenehmes.

Zum ersten Mal, seit dieser Alptraum begonnen hatte, machte sich Bremer wirklich Sorgen um Hansen. Bisher war er selbst viel zu schockiert gewesen, um mehr als einen flüchtigen Gedanken an seinen jüngeren Kollegen zu verschwenden. Mitleid aufzubringen, wenn man im Grunde selbst welches brauchte, war nicht ganz einfach. Aber der Anblick des zitternden Häufchens Elend vor ihm machte ihm mit erschreckender Deutlichkeit klar, um *wieviel* jünger Hansen war. Dreiundzwanzig - im Grunde noch nicht viel mehr als ein Kind, dem man eine grüne Uniform und eine Waffe gegeben hatte und das Versprechen, damit schon gegen alles gefeit zu sein.

Und das stimmte einfach nicht. Hansen war seit einem halben Jahr auf der Straße, und er hatte garantiert noch nichts Derartiges erlebt... Was von dem Selbstmörder nicht an seiner Uniform klebte, das hatte sich vor seinen Augen auf dem Wagendach verteilt. Ein einziger Blick in Hansens Augen reichte Bremer, um zu wissen, daß er diesen Schock vielleicht niemals wirklich verwinden würde.

Mit einem Mal empfand er Mitleid. Aber selbst jetzt war es nur ein schwaches Gefühl. Viel stärker war der Zorn, der plötzlich in ihm emporkochte. Ein Zorn, der dem Verrückten galt - nein, dem *Verbrecher*, der sich vor ihren Augen vom Balkon gestürzt und damit vielleicht nicht nur sein eigenes Leben zerstört hatte, sondern auch das dieses Jungen, der einfach noch ein paar Jahre gebraucht hätte, um mit etwas wie dem hier fertig zu werden.

Er war eigentlich gekommen, um nach Hansen zu sehen und ihm von Sendigs bevorstehender Ankunft zu berichten und ihm zugleich den Rat zu geben, sich ein bißchen am Riemenschnallen zu reißen. Aber das ersparte er sich. Statt dessen fragte er in einem Ton, der selbst für seine Verhältnisse ungewöhnlich sanft war: »Kannst du aufstehen?«

Im ersten Moment glaubte er, Hansen hätte die Worte gar nicht gehört. Sein Blick ging immer noch durch Bremer hindurch zu jenem imaginären Punkt irgendwo weit oben auf der Skala des Entsetzens. Aber dann, gerade als Bremer seine Frage wiederholen wollte, antwortete er doch.

»Es... geht schon wieder«, murmelte er. »Es war nur... entschuldige. Es kam so überraschend, und...« Er verhaspelte sich, brach schließlich ganz ab und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. Bremer unterdrückte das Ekelgefühl, das beim Anblick der glitzernden Feuchtigkeit darauf in seinem Magen emporsteigen wollte, und half Hansen, sich ganz zu erheben.

»Ich brauche nur ein paar Minuten«, murmelte Hansen. »Laß mich einfach noch ein bißchen im Wagen sitzen und ausruhen.«

»Sicher«, antwortete Bremer. Er überzeugte sich davon, daß Hansen aus eigener Kraft stehen konnte, griff dann aber vorsichtshalber doch nach seinem Arm und führte ihn behutsam über die Straße, zurück zum Krankenwagen.

Die Türen des großen Mercedes-Transporters standen weit offen, und die beiden Sanitäter und der Arzt saßen auf den lederbezogenen Liegen und rauchten. Bremer hätte nicht sagen können, wer von ihnen blasser war und stärker zitterte, doch alle drei sahen aus, als wären sie am Ende ihrer Kraft. Als

Hansen und Bremer näher kamen, kletterte einer der Sanitäter aus dem Wagen und kam ihnen entgegen, doch Bremer machte eine abwehrende Handbewegung und deutete zugleich mit einem Nicken auf den Arzt.

»Ich glaube, Sie sollten sich ein wenig um meinen Kollegen kümmern«, bat er.

Trotz des unübersehbaren Zustands des Schocks, in dem sich auch der Arzt befand - Bremer registrierte nebenher, daß er kaum älter sein konnte als Hansen -, legte er eine erstaunliche Professionalität an den Tag. Mit einer einzigen Bewegung war er aus dem Wagen und bei ihnen, und seine immer noch zitternden Hände hinderten ihn nicht daran, Hansen am Arm zu ergreifen und zum Krankenwagen zu führen. Mit Hilfe eines der Sanitäter bugsierte er ihn auf eine der beiden Liegen und untersuchte ihn unverzüglich, rasch, aber trotzdem sehr gründlich.

»Der Mann hat einen schweren Schock«, sagte er, während er bereits eine Spritze aufzog und den Sanitäter mit routinierten Gesten anwies, ihm zur Hand zu gehen. »Sie hätten viel eher kommen sollen.«

Bremer schwieg. Er sah wortlos zu, wie der Arzt Hansen eine Injektion verabreichte, dann ebenso rasch und routiniert eine Infusion anlegte. Hansen protestierte schwach, aber es hätte ihm vermutlich auch nichts geholfen, hätte er es energetischer getan.

»Ist es schlimm?«

»So schlimm ein Schock eben ist«, antwortete der Arzt. »Es besteht keine akute Gefahr, wenn Sie das meinen. Trotzdem nehmen wir ihn mit ins Krankenhaus - nur für alle Fälle. Falls Sie nichts dagegen haben, heißt das.«

Diese Frage, dachte Bremer, zeugte schon von etwas weniger Professionalität. Ärzte gehörten normalerweise zu dem Personenkreis, der den allerwenigsten Respekt vor seiner Uniform an den Tag legte.

Aber er hatte auch nichts dagegen, ganz im Gegenteil. Völlig losgelöst von der medizinischen Seite war es wohl besser für Hansen, wenn er nicht mehr da war, wenn Sendig eintraf. Sendig haßte Polizisten, die Gefühle zeigten.

Der Gedanke an Sendig erinnerte ihn wieder daran, daß er nicht mehr viel Zeit hatte. Er wollte sich umdrehen und nun wirklich zu Clausen und dem Hausmeister hinaufgehen, aber der Arzt rief ihn zurück.

»Bitte warten Sie noch einen Moment«, sagte er. »Da... ist noch etwas, was ich Ihnen zeigen möchte.«

Bremer blieb gehorsam stehen, aber er fühlte sich plötzlich noch unwohler. Der Arzt hatte ihn nicht einmal angesehen, während er sprach, sondern stand weiter über Hansen gebeugt da und hantierte an seinem Arm herum, aber irgend etwas am Klang seiner Worte beunruhigte Bremer. Mehr, als er sich selbst erklären konnte. Mehr, als ihm lieb war. Vielleicht war es das unmerkliche Stocken gewesen, diese winzige Pause, die fast jeder einlegte, bevor er etwas aussprach, was ihm unangenehm war. Oder ihm angst machte.

Hinter dem Schutzschild dieses Gedankens schlich sich wieder die Hysterie heran, das spürte Bremer. Er gestattete ihr nicht, weiter Besitz von ihm zu ergreifen, als sie es ohnehin schon getan hatte, sondern fragte mit bewußt fester Stimme: »Und was?«

Der Arzt machte eine Kopfbewegung in die Richtung des Toten, der unter einem weißen Tuch verborgen auf der Straße lag. Er sah ganz bewußt nicht direkt in seine Richtung, und irgendwie gelang es ihm sogar, aus dem Wagen zu steigen und vor Bremer her zu dem Toten zu gehen, ohne ihn anzublicken.

»Ich bin nicht sicher, ob es etwas für die Polizei ist oder eher für die Kollegen von der Psychiatrie«, sagte er, während er sich umständlicher als nötig in die Hocke sinken ließ und *sehr viel* umständlicher als notwendig nach dem Tuch griff, um es anzuheben. »Aber ich denke, es ist auf jeden Fall besser, wenn ich es Ihnen zeige.«

Bremer wappnete sich innerlich gegen den Anblick, der sich ihm gleich bieten würde. Aber was unter dem Tuch zum Vorschein kam, war nicht annähernd so schlimm, wie er erwartet hatte. Es war schlimm, aber sein Kurzzeitgedächtnis schien einen eigenen Sinn für Dramatik entwickelt zu haben, denn Bremer hatte den Leichnam in sehr viel üblerem Zustand in Erinnerung. Aber als er ihn das letzte Mal gesehen hatte, da hatte

er halb auf dem Wagendach und halb auf der Straße gelegen, verdreht und mit zerschmetterten Knochen, und außerdem war der Arzt rücksichtsvoll genug, sein Gesicht verdeckt zu lassen, das den schlimmsten Anblick geboten hatte.

»Sehen Sie, hier.«

Bremer schluckte die bittere Galle herunter, die sich unter seiner Zunge angesammelt hatte, und beugte sich taktvoll über den Toten, um dem ausgestreckten Zeigefinger des Notarztes zu folgen. Ein schwacher Geruch ging von dem Toten aus, nicht deutlich genug, um ihn zu identifizieren, aber trotzdem vage bekannt. Sein Magen begann nun doch zu revoltieren, aber er sah auch fast sofort, was dem Arzt aufgefallen war.

»Diese Wunden hier.« Der Zeigefinger folgte, in fünf Zentimetern Höhe schwebend, einer Anzahl parallelaufender tiefer Schnitte, die den eingedrückten Brustkorb zusätzlich verunstalteten. Es war nicht leicht, unter all dem eingetrockneten Blut, dem Schmutz und den zahllosen Schrammen und Abschürfungen, die den Torso des Mannes im Grunde in eine einzige große Schürfwunde verwandelten, etwas zu erkennen, aber es gelang Bremer: Die Schnitte verliefen parallel und gerade, aber auch spitz gegeneinander geneigt und sich kreuzend, als hätte jemand mit tauben Fingern und einem zu großen Stück stumpfer Kreide versucht, etwas auf eine nasse Tafel zu schreiben. Und sie waren *sehr* tief, teilweise bis auf den weißen Knochen reichend. Bremer versuchte, sich den Schmerz vorzustellen, den ein solcher Schnitt verursachen mußte, doch es gelang ihm nicht. Eigentlich wollte er es auch nicht wirklich. Ihm war noch immer übel.

»Ich habe sie nicht sofort bemerkt, weil alles so voller Blut war, aber sie stammen eindeutig nicht von dem Sturz.«

Unter Bremers Zunge sammelte sich schon wieder bitter schmeckender Speichel. Er mußte immer schneller schlucken, und das flau Gefühl in seinem Magen nahm weiter zu. *Wofür zum Teufel hielt ihn dieser Bursche?* Für Columbo? Laut sagte er: »Sie meinen, er hatte sich schon vorher verletzt?«

»Das sind keine normalen Verletzungen«, antwortete der Arzt. »Ich meine, er ist nicht durch eine Glasscheibe gestürzt

oder so was. Ich bin ziemlich sicher, daß er sie sich absichtlich zugefügt hat.«

»Das ... denke ich auch«, sagte Bremer schleppend. Ein wenig hastiger, als ihm selbst lieb war, richtete er sich auf und fokussierte seinen Blick auf einen Punkt zwanzig Zentimeter über der Leiche; ein Trick, den er vor langen Jahren einmal von einem älteren Kollegen gelernt und der ihm schon oft geholfen hatte. Der Leichnam wurde zu einem verschwommenen Schemen vor seinen Augen, aber für alle anderen mußte es so aussehen, als blicke er ihn noch immer konzentriert an.

»Es sieht fast so aus, als hätte er versucht, etwas zu schreiben«, sagte der Arzt.

Mit einem Skalpell?! dachte Bremer entsetzt. Er gestattete dem Bild vor seinen Augen noch immer nicht, wieder scharf zu werden, aber trotzdem hatte der junge Mann wahrscheinlich recht - was da in krakeliger Druckschrift drei Zentimeter tief in das Fleisch des Toten eingeritzt war, waren Buchstaben, auch wenn er sie nicht entziffern konnte.

»Das ist... sehr interessant«, sagte er mühsam. Sein Magen begann Purzelbäume in seinem Leib zu schlagen. Er mußte hier weg, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, dem jungen Arzt den Abend endgültig zu verderben, indem er ihm über die Schuhe kotzte. »Die Kollegen von der Spurensicherung sind unterwegs. Sie werden es sich genauer ansehen.«

»Wahrscheinlich hat es nichts zu bedeuten«, antwortete der Arzt. »Ich nehme an, der Mann war schon vorher nicht mehrzurechnungsfähig. Aber ich dachte, es wäre besser, wenn ich es Ihnen zeige.«

Bremer richtete sich nun endgültig auf und trat zwei volle Schritte zurück. Er spürte selbst, daß er kreidebleich geworden war und daß seine Hände mittlerweile heftig zitterten.

»Das war vollkommen richtig, Herr Doktor«, sagte er. »Wie gesagt - meine Kollegen sind unterwegs. Sie müßten eigentlich jeden Moment hier sein. Zeigen Sie ihnen, was Sie entdeckt haben.«

Damit drehte er sich um und begann mit schnellen Schritten auf das Haus zuzugehen. Der Arzt sah ihm verwirrt nach, aber das war Bremer mittlerweile egal. Er hatte nur noch die

Wahl, das Gesicht oder den Inhalt seines Magens zu verlieren. Bremer verstand sich selbst nicht mehr ganz. Der Anblick - vor allem zusammen mit dem, was vorher geschehen war - war schlimm, aber auch wieder nicht so schlimm.

Mit noch immer leicht zitternden Händen hob er das Funkgerät und rief seinen Kollegen oben im achten Stock. »Wie sieht es aus?« fragte er, kaum daß Clausen sich gemeldet hatte. »Kommt ihr vorwärts?«

»Mit der Tür?« Er konnte Clausens Kopfschütteln regelrecht hören. »Ohne entsprechendes Werkzeug ist da nichts zu machen. Ein Safe ist nichts dagegen.«

»Das will ich mir selbst ansehen«, antwortete Bremer. »Komm runter und halt hier die Stellung, bis die Kollegen eintreffen.«

»Ganz wie du meinst.« Clausen klang ein wenig beleidigt, aber auch das war Bremer mittlerweile ziemlich gleich. Er mußte hier weg. Von diesem Toten ging etwas aus, was ihn beunruhigte - und das war noch vorsichtig ausgedrückt.

Voller Ungeduld wartete er, daß die Haustür aufging und sein Kollege herauskam. Clausen blickte erstaunt und setzte zu einer Frage an, doch Bremer gab ihm keine Gelegenheit, sie zu stellen. Er trat rasch an ihm vorbei ins Haus, wobei er mit einer geschickten Drehung des Oberkörpers der zufallenden Tür auswich, steuerte den Aufzug an und rannte die letzten Schritte, als sich die Türen zu schließen begannen. Seine Hand schnellte vor und glitt durch die Lichtschranke, und als er in die Kabine trat, war sein Schwung so groß, daß er bei nahe gegen die Rückwand geprallt wäre. Es hätte des Anblicks seines eigenen schreckensbleichen Gesichts in dem deckenhohen Spiegel davor kaum mehr bedurft, um Bremer klarzumachen, was er hier tat. Es war nichts weniger als eine Flucht. Aber wovor eigentlich?

Die Lifttüren begannen sich erneut zu schließen. Bremer hob automatisch die Hand nach den Kontrollknöpfen, bemerkte dann aber, daß das Licht für die achte Etage bereits brannte. Nervös ließ er den Arm wieder sinken, fuhr sich mit dem Handrücken über das Kinn und zählte in Gedanken und mit angehaltenem Atem bis zehn; ein weiterer Trick, der ihm oft ge-

holfen hatte, gefaßter zu erscheinen, als er war. Heute funktionierte er nicht. Seine Nervosität legte sich tatsächlich ein wenig, aber die Beunruhigung blieb. *Was war nur mit ihm los?*

Der Aufzug summte mit enervierender Langsamkeit nach oben. Bremer starrte wie hypnotisiert auf die wechselnden Lichter, die das jeweils passierte Stockwerk anzeigen, und als die Sieben der Acht wichen und sich die Lifttüren vor ihm spalteten, hatte er sich wieder völlig in der Gewalt. Er verstand noch immer nicht, was gerade mit ihm los gewesen war, aber er war Profi genug, diese Frage auf später zu vertagen; die Liste der unangenehmen Dinge, die ihn in dieser Nacht noch erwarten mochten, war auch so schon lang genug.

Bremer trat aus dem Aufzug und sah gleichzeitig auf die Uhr. Sie waren nicht allzuweit vom Präsidium entfernt - wenn Sendig wirklich sofort losgefahren war, dann mußte er jeden Moment eintreffen. Er wandte sich nach rechts und ging den hell erleuchteten Hausflur entlang. Hinter den meisten Türen brannte ebenfalls Licht, eine oder zwei standen auch offen. Bremer ignorierte sie, schritt schneller aus und erreichte schließlich die Tür, hinter der das Apartment des Selbstmörders liegen mußte.

Ein vielleicht fünfzigjähriger dunkelhaariger Mann in Pantoffeln, Schlafanzug und einem hastig darübergeworfenen blauen Kittel kniete davor und machte sich mit ungeduldigen Bewegungen daran zu schaffen, wobei er unentwegt vor sich hin murmelte. Clausens Kollege - ein junger Bursche, der kaum älter sein konnte als Hansen, rothaarig war und dessen Name Bremer vergessen hatte - stand neben ihm, ebenso vergeblich wie tapfer bemüht, sich seine Nervosität nicht anmerken zu lassen. Als er Bremer sah, machte sich ein erleichterter Ausdruck auf seinem Gesicht breit. Ganz offenbar hatte es ihm nicht besonders gefallen, hier oben allein gelassen zu werden. *Kinder*, dachte Bremer. Natürlich war es ein reiner Zufall, daß Clausen und er beide in dieser Nacht mit einem Anfänger auf Streife gefahren waren, aber das änderte nichts daran, daß man Kinder nicht in eine Uniform stecken und auf die Menschheit loslassen sollte; ebensowenig wie die Menschheit auf sie. Bremer war schon immer dieser Meinung gewe-

sen. Der Ausdruck in Hansens Augen vorhin harte ihn darin nur bestärkt.

Er nickte dem jungen Beamten flüchtig zu und wandte sich sofort an den Mann im Pyjama. »Sie sind der Hausmeister hier?«

Der andere sah auf und kniff das linke Auge zusammen. »Ihr Kollege -«

»Ich habe ihn abgelöst«, unterbrach ihn Bremer. »Wie ist Ihr Name?«

»Schraiber«, antwortete der Hausmeister. »Mit a-i. Hab' gar nicht gemerkt, daß Ihr Kollege weggegangen ist. War viel zu sehr mit diesem Scheißschloß hier beschäftigt. So was hab' ich noch nicht erlebt, das können Sie mir glauben. Und ich bin jetzt seit zwanzig Jahren in diesem Job. Hab' immer gedacht, es gibt kein Schloß, das ich nicht aufkriege. Aber das...«

Er schüttelte heftig den Kopf und wandte sich wieder dem Schloß zu, das im Grunde ganz harmlos aussah. Zumaldest auf den ersten Blick schien es sich um nichts anderes als ein ganz normales Sicherheitsschloß zu handeln, das in einer ganz normalen Teakholztür eingebaut war. Was diesen Eindruck vielleicht ein bißchen störte, waren die zahlreichen Kratzer, die die Tür rings um das Schloß herum verunzierten, und das halbe Dutzend abgebrochener Schraubenzieher, Bohrer und Dietriche, die vor den Knien des Hausmeisters verstreut waren. In den Kratzern schimmerte es silbern. Unter dem Teakholzfurnier verbarg sich massives Metall.

»Sind alle Türen in diesem Haus so stabil?« fragte Bremer.

»Stabil?« Schraiber lachte schrill und versuchte zum dritten Mal vergeblich, die Schneide eines Stechbeitels zwischen Tür und Rahmen zu schieben. »Scheiße, nein. Eigentlich sind sie aus besserer Pappe. Ist ein Wunder, daß hier nicht öfter eingebrochen wird, wissen Sie. Sie brauchen nur dagegenzufurzen, und sie fallen um.«

Bremer warf einen fragenden Blick ins Gesicht seines rot-haarigen Kollegen und erntete die Andeutung eines Schulterzuckens und eine Grimasse.

»Dann wurde diese Tür also nachträglich eingebaut?« vergewisserte er sich.

»Worauf Sie einen lassen können. Ich hab's nicht mal gemerkt. Und dabei vergeht kein Tag, an dem ich nicht eine Runde durch das Haus drehe. Weiß der Teufel, was in Löbach gefahren ist.«

»Löbach?«

»Doktor Löbach«, sagte Schraiber, schlug mit der flachen Hand auf den Griff des Stechbeitels und fluchte, als er sich dabei die Hand prellte und die Schneide des Werkzeugs mit einem trockenen Knacken abbrach. »Er wohnt hier.«

»Seit wann?« Bremer hob automatisch den Blick und sah die Wand neben der Tür an. Ein dezent teurer Klingelknopf, aber kein Namensschild. Dafür jedoch in Kopfhöhe das runde Videoauge einer kleinen Kamera.

Der Hausmeister starrte abwechselnd seine schmerzende Hand und den zerbrochenen Stechbeitel an. »Seit fünf... fast sechs Jahren. Ja, sechs Jahre. Ich erinnere mich jetzt. Hatte einen Fünf-Jahres-Vertrag, der im letzten Sommer verlängert wurde.«

»Dr. Löbach, sagen Sie. Ein Arzt?«

»Glaube ich nicht. Ich weiß nicht viel über ihn. Hat wenig gesprochen und so gut wie keinen Kontakt zu den anderen Miethern hier im Haus gehabt. Ich glaube, er war Physiker oder so was. Hatte jedenfalls 'ne Menge Geld. Der Daimler unten vor dem Haus, das war seiner.«

»Der Wagen, auf den er -«

»Dem er aufs Dach gesprungen ist, ja«, bestätigte Schraiber. Er stand auf, musterte die Tür noch einmal lange und kopfschüttelnd, dann fügte er in gedankenverlorenem Ton hinzu: »Hat ihn immer vor dem Haus geparkt, obwohl wir eine Tiefgarage unten haben. Ich hab' ihm ein paarmal geraten, den Wagen nicht immer auf der Straße unten stehenzulassen. So ein Schlitten kostet einen Haufen Geld, und heutzutage ist nicht einmal diese Gegend hier, was sie mal war. Aber er hat ja nie auf mich gehört.«

»Haben Sie schon die Nachbarn befragt?« Bremer wandte sich in bewußt sachlichem Ton an Clausens Partner und bekam ganz genau die Antwort, die er erwartete.

»Noch nicht. Polizeihauptmeister Clausen meinte -«

»Dann tun Sie es«, unterbrach ihn Bremer. Fünf Schritte hinter ihm schlössen sich die Aufzugtüren mit einem hellen „Blink“, und der Lift setzte sich wieder in Bewegung. Bremer hatte eine ziemlich konkrete Vorstellung davon, wen er diesmal abholen würde. »Die übliche Prozedur - wer war der Mann, was hat er getan, mit wem hat er verkehrt, hat er sich in letzter Zeit auffällig verhalten... Sie kennen das ja.«

Er schwieg gerade lange genug, um seinen Worten mit einem flüchtigen Lächeln ein bißchen von ihrer Schärfe zu nehmen, ehe er mit einem Nicken zu der Löbachs Apartment gegenüberliegenden Tür hinzufügte: »Fangen Sie dort drüben an.«

Während Clausens Kollege plötzlich seinen Diensteifer wiederentdeckte und ging, um seinem Befehl nachzukommen, sah sich Bremer die Tür zu Löbachs Apartment noch einmal genauer an. Wären die verräterischen Kratzer rings um das Schloß nicht gewesen, hätte man sie für eine ganz normale Wohnungstür halten können. Selbst das Schloß machte einen harmlosen Eindruck. Trotzdem - jetzt, wo er wußte, wonach er zu suchen hatte, fiel ihm doch die eine oder andere Kleinigkeit auf. Die Tür schloß so präzise, daß zwischen Blatt und Zarge nicht einmal ein Haar hineingepaßt hätte. Der Knauf bestand aus massivem Stahl und war wahrscheinlich mit der Tür verschweißt, so daß jeder Versuch, ihn mit einem Werkzeug aufzubrechen, das merklich leichter (und leiser) als ein Vorschlaghammer war, aussichtslos sein mußte. Und es gab kein Schließblech; Zylinder und Tür waren vollkommen plan, und somit gab es auch keinen Ansatzpunkt für einen Hebel oder ein entsprechendes anderes Werkzeug.

Bremer hob die Hand und kloppte leicht mit dem Knöchel gegen die Tür. Sie war so hart, wie er vermutet hatte, und gab nicht das mindeste Echo. Clausen hatte recht gehabt - es war eine Safetür, und eine verdammt gute dazu. Die Arbeit eines Profis. Löbach mußte entweder vollkommen paranoid gewesen sein - oder einen verdammt guten Grund gehabt haben, sich zu schützen. Bremer war nicht ganz sicher, welcher Möglichkeit er den Vorzug geben sollte.

»Ich hab' ein Schweißgerät unten im Keller«, sagte Schraiber. »Wenn Sie mir unterschreiben, daß die Polizei für den Schaden aufkommt, hole ich es. Wir kriegen sie schon auf.«

»Das wird nicht nötig sein«, antwortete Bremer. »Wir haben einen Schlosser bestellt.«

»Der kann auch nichts anderes tun als ich«, sagte Schraiber eingeschnappt. »Außerdem muß ich erst die Hausverwaltung um Erlaubnis fragen. Hier kann schließlich nicht jeder rummachen, wie er will.«

Dein Glück, dachte Bremer. Allmählich begann ihm dieser Wichtigtuer ziemlich auf die Nerven zu gehen. Er ersparte sich eine Antwort, sah den Mann nur einen Moment lang durchdringend an und drehte sich genau im richtigen Moment wieder zum Aufzug, um die Türen auseinandergleiten und Sendig höchstpersönlich herausspazieren zu sehen. Er trug Smoking, Rüschenhemd und eine weinrote Fliege unter einem vollkommen unpassenden Trenchcoat, und wenn schon nicht seine Kleidung, so machte spätestens sein Gesichtsausdruck klar, daß Bremer und er zumindest *eines* gemeinsam hatten: Sie beide hatten sich den Verlauf dieses Abends anders vorgestellt.

»Herr Kommissar?« Bremer trat dem Kriminalbeamten einen Schritt entgegen und war nicht einmal besonders erstaunt, als Antwort nur einen eisigen Blick zu ernten. Sendig stürmte einfach an ihm vorbei, blieb einen halben Schritt vor Löbachs Apartment abrupt stehen und maß die Tür mit einem raschen, aber sehr aufmerksamen Blick.

»Ist es Löbach?« fragte er.

»Dr. Löbach, richtig.« Bremer mußte sich zusammenreißen, damit Sendig ihm die Überraschung nicht zu deutlich anmerkte. Natürlich konnte Sendig den Namen des Toten von Clausen wissen, aber er hatte eindeutig in einem Ton gesprochen, als ob er diesen Mann tatsächlich *kannte*. »Ein Physiker, glaube ich.«

»Chemiker, aber sonst stimmt's.« Sendig drehte sich mit einem Ruck zu ihm herum und deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Was ist mit der Tür? Wieso ist sie noch nicht auf?«

»Es gibt ein paar Schwierigkeiten«, gestand Bremer. »Der Hausmeister bekommt sie nicht auf - «

»Ist nicht meine Schuld«, verteidigte sich Schraiber. »Das Scheißding ist so stabil wie ein Geldschrank. Er hätte so was gar nicht einbauen lassen dürfen ohne Erlaubnis.«

»- aber ich habe bereits einen Schlosser angefordert«, schloß Bremer. »Er müßte bald hier sein.«

»Wollen wir's hoffen.« Sendig kramte eine einzelne Zigarette aus der Manteltasche und steckte sie zwischen die Lippen, aber er schüttelte den Kopf, als Bremer ihm Feuer geben wollte.

»Danke, nein. Ich versuche gerade, es mir abzugewöhnen. Haben Sie schon mit den Leuten hier im Haus gesprochen?«

Bremer entfernte sich ein paar Schritte von Sendig und dem Hausmeister, hob das Funkgerät und erkundigte sich in der Zentrale nach dem Verbleib des Schlossers. Er bekam genau die erwartete Antwort: nämlich erstens, daß der Mann unterwegs sei, und zweitens einen Hinweis auf die vorgerückte Stunde, zu der selbst in einer Weltstadt wie Berlin die allermeisten Schlosser in ihrem Bett lagen und schliefen. Er gab die Hälfte dieser Antwort an Sendig weiter und beeilte sich dann, dem Beispiel seines jüngeren Kollegen zu folgen und die Nachbarn zu befragen.

Während der nächsten halben Stunde klingelte Bremer an einem knappen halben Dutzend Türen. Er erfuhr eine Menge über Dr. Klaus Löbach - und zugleich sehr wenig. Nirgends mußte er lange um Einlaß bitten. Sämtliche Bewohner des Hauses schienen ohnehin wach zu sein, und nur die wenigen versuchten überhaupt, ihre Neugier zu verhehlen. Die meisten Türen wurden geöffnet, noch ehe er die Hand nach dem Klingelknopf ausstreckte, und er bekam bereitwillig Auskunft. Allerdings stellte sich rasch heraus, daß es nicht besonders viel gab, was man ihm über den Bewohner des Apartments achthundertsiebzehn sagen konnte. Mit Ausnahme seines Namens und der Tatsache, daß er als Chemiker bei *irgendeiner großen Firma* in der Stadt arbeitete, schien niemand etwas über Löbach zu wissen. Der Mann hatte keinen Kontakt zu seinen Nachbarn gepflegt, war jedem Gespräch aus dem

Weg gegangen und hatte die meiste Zeit nicht einmal begrüßt. Ein Eigenbrötler, der viel auf Achse war und manchmal für Wochen nicht nach Hause kam und der den meisten hier ein bißchen unheimlich gewesen war. Allerdings auch kein Exzentriker. Bremers obligatorische Frage, ob irgend etwas in letzter Zeit auf das hingedeutet hätte, was jetzt geschehen war, wurde stets verneint.

Ein paar Minuten nach zwei kam endlich der Schlosser. Dem Mann war anzusehen, daß ihn das Telefon aus dem tiefsten Schlaf gerissen hatte, und er machte aus seiner Verärgerung darüber keinen besonderen Hehl. Er schlepppte nicht nur einen großen Werkzeugkoffer, sondern auch ein komplettes Schweißgerät mit sich, dessen Gasflaschen in schreiendem Signalrot gespritzt waren und die Abmessungen von Sauerstoffflaschen hatten, wie sie Taucher benutzten. Bremer unterdrückte mühsam ein schadenfrohes Grinsen, als der Mann das zentnerschwere Gerät mit einem Knall so dicht vor Sendigs Füßen ablud, daß der Kommissar sich mit einem hastigen Sprung in Sicherheit brachte.

Bremer hatte auf seiner Hälfte des Flures noch zwei Türen abzuarbeiten, aber er war ziemlich sicher, daß er auch dort nicht mehr über Dr. Löbach erfahren würde als bei den anderen, und da Sendig nichts dagegen zu haben schien, gesellte er sich nach einer Weile wieder zu ihm, um dem Schlosser bei seiner Arbeit zuzusehen.

Der Mann hatte zwar schweres Gerät mitgebracht, versuchte aber zuerst, mit Hilfe eines Dietrichs und eines gebogenen Drahtes das Schloß zu öffnen. Nach einigen Minuten kapitulierte er, öffnete seine Werkzeugkiste und brach hintereinander drei Bohrer bei dem Versuch ab, das Schloß herauszubohren. Er sagte kein Wort, aber er schüttelte ununterbrochen den Kopf, und der Ausdruck griesgrämiger Verärgerung auf seinem Gesicht wich mehr und mehr dem eines fast ehrfurchtsvollen Staunens. Bremer schien mit seiner Einschätzung, was die Qualität der Tür und des Schlosses anging, ziemlich richtig gelegen zu haben. Es dauerte gute zehn Minuten, bis er endlich aufgab und das tat, was Bremer ihm von Anfang an geraten hätte: nämlich das mitgebrachte

Schweißgerät zu benutzen. Der Hausmeister begann lautstark zu lamentieren, bis Sendig ihn mit ein paar halblauten, aber sehr scharfen Worten zum Verstummen brachte, und rauschte beleidigt von dannen; vermutlich, um den Hausbesitzer aus dem Bett zu klingeln und ihm sein Leid zu klagen.

»Rufen Sie in der Zentrale an«, sagte Sendig, während sich die kleine blaue Acetylenflamme funkensprühend in den Stahl fraß. Das Teakholzfurnier verkohlte unter einer enormen Rauchentwicklung, so daß sie ein paar Schritte zurücktraten und der Schlosser zu husten begann. »Es sollte mich nicht wundern, wenn er eine Alarmanlage hat und Ihre Kollegen gleich hier auftauchen, um uns zu verhaften.«

Bremer trat schuldbewußt einige Schritte weiter zurück und zog das Funkgerät aus der Tasche. Sendigs Worte waren frei von jedem Tadel gewesen, aber das änderte nichts daran, daß er auf diese Idee auch von selbst hätte kommen können; bei der augenscheinlichen Paranoia, unter der Löbach gelitten hatte, lag sie praktisch auf der Hand.

Er gab den Kollegen in der Funkleitzentrale Bescheid und trug ihnen gleichzeitig auf, Löbachs Namen durch den Computer laufen zu lassen - auch das zu spät, aber immerhin nicht so spät, daß Sendig ihn daran erinnern mußte. Sein Erlebnis von vorhin schien ihn doch mehr mitgenommen zu haben, als er selbst wahrhaben wollte. Normalerweise vergaß er solche Dinge nicht.

Der Schlosser schaltete sein Schweißgerät aus, als Bremer zu ihm zurückkam. Er hatte nur ein winziges Loch in die Tür gebrannt, gerade so groß wie Bremers Daumennagel, in dem er nun mit dem Draht von vorhin und einem an einen Zahnarztschaber erinnernden Werkzeug herumstocherte. Es verging noch eine geraume Weile, aber dann ertönte ein helles metallisches Klicken, und der Mann richtete sich triumphierend auf und hob die Hand, um die Tür aufzustoßen.

»Nicht!« sagte Sendig. »Treten Sie zurück.«

Der Schlosser wirkte mehr verwirrt als erschrocken, gehorchte aber sofort, und Sendig gab Bremer mit einem Kopfnicken zu verstehen, daß er dicht hinter ihm bleiben sollte. Clausens Kollege gesellte sich zu ihnen, hielt aber vor-

sichtshalber drei Schritte Abstand. Seine Hand lag auf dem Pistolengriff, und Bremer sah mit einem Gefühl leiser Besorgnis, daß er die Waffe bereits entsichert hatte.

Seltsamerweise konnte er das verstehen. Auch ihm ging es nicht sehr viel besser. Er war beunruhigt. Das hier war alles, nur kein normaler Selbstmord. Trotzdem deutete er ein Kopfschütteln in Richtung des Jungen an, von dem er hoffte, daß Sendig es nicht bemerkte, und registrierte erleichtert, wie der junge Kollege die Hand wieder zurückzog.

Sendig legte die Hand auf die Tür, riß sie hastig wieder zurück und zog ein Taschentuch aus dem Mantel, um sich vor der Hitze zu schützen, die das Metall offensichtlich gespeichert hatte. Mit einer schwerfälligen Bewegung, die ihr Gewicht verriet, schwang die Tür nach innen. Silbergraues Licht kroch ihnen entgegen. Sämtliche Lampen waren ausgeschaltet, aber die große Tür zu dem Balkon, von dem Löbach gesprungen war, stand weit offen, und auf der anderen Seite des Raumes glommen die roten und grünen Lichter einer Stereoanlage wie die leuchtenden Augen unheimlicher Insekten, die sie aus der Dunkelheit heraus anstarnten. Nach der hellen Neonbeleuchtung draußen auf dem Flur fiel es Bremer im ersten Moment schwer, mehr als Schatten zu erkennen, aber Sendig war nur einen Schritt hinter der Tür stehengeblieben und tastete bereits nach dem Lichtschalter. Es gab keinen Laut, aber unter der Decke glühten plötzlich gleich Dutzende winziger weißer Halogenscheinwerfer, und im nächsten Moment riß Bremer ungläubig die Augen auf.

»Großer Gott!« flüsterte Sendig.

4. Kapitel

Der Raum war dunkel und groß. Zwar brannte Licht - eine nicht zu schätzende Anzahl von Kerzen, die, einem asymmetrischen Muster folgend, im Zimmer verteilt waren -, aber etwas stimmte mit diesem Licht nicht. Es war da, aber es war nicht wirklich hell, als erreiche es die Oberfläche der Dinge nicht. Und es verwirrte eher, statt irgend etwas erkennen zu lassen, wie leuchtendes Wasser, das um dunkle Inseln herumfloß, ohne ihre Oberfläche zu benetzen. Was er sah, sah er nicht wirklich, sondern erriet es mehr, so daß er in einer Welt der Dinge war, die existieren konnten, nicht solcher, die tatsächlich waren: Gestalten - fünf, vielleicht sechs oder auch sieben, die im Kreis auf dem Boden saßen und sich an den Händen hielten, wobei sie den Oberkörper im Takt einer unhörbaren Melodie hin und her wiegten. Ihre Gesichter waren leere Flächen ohne Augen und Münden, die massiven Umrisse weniger, aber sehr schwerer Möbelstücke, deren Verteilung mit der der Kerzen korrespondierte und ebensowenig zu bestimmen war, und dazwischen etwas, das ein leuchtendes Kreuz hätte sein können, wäre es nicht zu groß gewesen und zugleich zu organisch.

Ein durchdringender Geruch hing in der Luft, und die Klarheit, die ihm seine Augen nicht liefern konnten, versuchten seine anderen Sinne durch übermäßige Schärfe zu kompensieren. Er spürte jede winzige Unebenheit des Bodens, auf dem er saß. Den leichten Luftzug auf der Haut, der durch das nur angelehnte Fenster hereinstrich. Die winzigen Falten, die seine Kleidung warf, und die Wärme der beiden Hände, die er berührte. Er war Teil des Kreises, und wie die anderen wiegte er den Oberkörper in regelmäßigen Bewegungen, hörte jedoch die lautlose Melodie nicht, deren Rhythmus er dabei folgte.

Das war falsch. Er war Teil dieses Kreises, zugleich aber auch wieder nicht, sondern ausgeschlossen. Und obwohl er noch nicht einmal wußte, weshalb, erfüllte ihn dieser Gedanke mit einem tiefen Bedauern. Er hatte etwas verloren, schlimmer noch, etwas war ihm genommen worden, und obwohl dies selbst für das Wissen um das galt, was es gewesen war, verspürte er einen tiefen Schmerz und zu-

gleich Zorn darüber, denn immerhin wußte er noch, daß es etwas ungemein Großes, Wertvolles und Schönes gewesen war.

Das Licht flackerte. Im ersten Moment dachte er, ein Luftzug hätte die Kerzen berührt, aber die zahllosen winzigen Flämmchen bewegten sich nicht. Trotzdem war zu der Bewegung der Sitzenden eine andere hinzugekommen: die der Schatten, die zu wandern begannen. Er sah auf und erkannte, daß es das leuchtende Kreuz war, das sich auf ihn zubewegte. Es war nicht wirklich ein Kruzifix, sondern eine schlanke Mädchengestalt in einem schmucklosen weißen Kleid, das bisher mit ausgebreiteten Armen dagestanden hatte. Von seiner Gestalt ging tatsächlich ein mildes, goldfarbenes Licht aus, das noch weniger real war als das der Kerzen und seine Sinne noch mehr verwirrte, denn obwohl es nur wenige Meter entfernt dagestanden hatte und nun mit einem Schritt in den Kreis der sich Wiegenden hineintrat, konnte er das Gesicht unter dem glatten schwarzen Haar nicht erkennen. Aber er spürte den Blick ihrer Augen, der durchdringend auf ihm ruhte, und es war etwas darin, das ihn bis ins Mark erschütterte. Etwas, das heißer brannte als Zorn, das tiefer ging als Haß und das ihn am Grunde seiner Seele berührte und etwas in ihm zu Eis erstarren ließ. Ganz instinktiv spürte er, daß das Gesicht hinter diesem goldenen Schein unendlich schön sein mußte, aber daß ihn sein Anblick auch verbrennen würde, denn er war nicht für die Augen Sterblicher gedacht. Trotzdem hätte er sein Leben gegeben, nur einen einzigen Blick hinter diesen Vorhang aus leuchtendem Licht zu werfen.

Dann hörte er die Stimme. Sie war so überirdisch schön und irreal wie die Gestalt selbst, und wie schon zuvor bei ihrem Gesicht war etwas Substantielles von ihr nicht zu erkennen. Hätte er es gekonnt, wäre ihr Klang so tödlich gewesen wie der Anblick des Engelsgesichtes, und er hätte ebensoviel dafür gegeben, ihn ein einziges Mal wirklich zu hören. »Du hast uns verraten«, sagte sie. »Du hast mich verraten, obwohl ich dir mein Vertrauen und meine Liebe geschenkt habe. Sieh, was du getan hast.«

Eine leuchtende Hand hob sich und deutete auf die Gestalt zu seiner Rechten, und als sein Blick der Geste folgte, wurde der Traum endgültig zum Alptraum. Die Hand, die er hielt, war keine richtige Hand; das war sie vielleicht einmal gewesen, aber es mußte Jahre her sein. Jetzt war es eine mumifizierte Klaue, ein dürres Knochen-

gerüst, über dem sich pergamenttrockene graue Haut spannte, die an zahllosen Stellen gerissen war, so daß es weiß hindurchschimmerte. Sie steckte in einem vermoderten braunen Jackenärmel, an dem sein Blick hinaufwanderte, bis er auf das traf, was einmal ein Gesicht gewesen war. Jetzt war es eine verwüstete, zerstörte Landschaft aus mumifiziertem Fleisch, vertrockneten grauen Hautfetzen und kratergleichen Wunden, an deren Grund eine Lava aus weißen Maden brodelte. Augen, Nase und Mund waren verschwunden und zu glitschigen Nistplätzen geworden, und eine gewaltige diagonale Schnittwunde spaltete dieses Horrorantlitz fast zur Gänze.

Er schrie auf und versuchte sich zurückzuwerfen, aber die Totenhand hielt seine Finger mit unerbittlicher Kraft umklammert. Verzweifelt riß und zerrte er, um den stahlharten Griff zu sprengen. Die morschen Knochen raschelten wie trockenes Holz, und graue Leichenhaut löste sich in pulverfeinen Staub auf, der an seiner Hand herabließ und in seinen Ärmel rieselte; ein Gefühl, als krabbelten Millionen winziger Spinnen an seinem Unterarm entlang.

»Sieh nur, was du getan hast! Was du uns angetan hast!«

Er wollte es nicht. Er versuchte, sich mit aller Kraft dagegen zu wehren, aber sein Blick löste sich gegen seinen Willen von dem schrecklichen Totengesicht zur Rechten und fiel in das noch viel schlimmere auf der linken Seite. Es war nicht so grausam zerstört wie das andere, aber viel jünger, beinahe noch das eines Kindes, und vielleicht wirkten die Verheerungen darum um so schrecklicher. Es war ein Mädchen mit blondem, schulterlangem Haar, dessen seidiger Glanz einen gräßlichen Kontrast zu der aufgerissenen Totenhaut des Gesichts bildete, und großen Augen, in denen noch eine verblassende Erinnerung an das Leben geschrieben stand, das einst darin gewesen war. Aber auch noch mehr: ein stummer Vorwurf wie ein lautloser Schrei, vor dem er die Augen verschließen konnte, aber nicht die Ohren: Es ist deine Schuld. Wir haben dich geliebt, und das ist dein Dank!

»Sieh, was du getan hast! Sieh es dir an!«

Er schrie erneut und noch lauter und versuchte noch einmal, sich loszureißen. Doch der Griff der toten Hände war wie Stahl. So wie der Anblick des Gesichtes seinen Blick gefangenhielt, umklammerten die dünnen Finger seine Hände, ganz gleich, wie verzweifelt er auch versuchte, sich loszureißen. Dann nahm er eine Bewegung aus

den Augenwinkeln wahr, und irgend etwas daran durchbrach den Bann, der ihn bisher gezwungen hatte, die Zombiegesichter neben sich anzustarren. Ein Schatten beugte sich über ihn, und für einen winzigen Moment glaubte er das Gesicht hinter dem leuchtenden Schleier zu erkennen. Vielleicht auch nur etwas wie ein Gesicht, nicht mehr ganz menschlich, aber auch nicht ganz fremd, und eine Hand streckte sich nach ihm aus und berührte seine Schulter.

Ihr Griff war wie Feuer, das seinen Körper mit etwas tausendmal Schlimmerem wie Schmerz erfüllte, so daß er aufbrüllte und sich zurückwarf und sofort...

... erwachte. Sein Herz jagte wie ein zuckender roter Gummiball in seiner Brust. Mark wußte sofort und mit unerbittlicher Sicherheit, daß er geträumt hatte, aber seltsamerweise half ihm dieses Wissen kein bißchen, die Furcht zu überwinden, die ihn noch immer erfüllte. Sie war und blieb noch in ihm wie ein pulsierender Embryo, den eine Schlupfwespe aus dem Land der Nachtmahre in ihm abgelegt hatte.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Marks Blick klärte sich nur langsam. Er konnte sehen, aber es fiel ihm schwer, den Bildern die richtige Bedeutung zuzuordnen. Vor ihm war noch immer ein Gesicht, und auf seiner Schulter lag noch immer eine Hand, die ihn wohl auch wachgerüttelt hatte, aber sie gehörten nicht mehr zu dem Todesengel, sondern einer vielleicht fünfzigjährigen dunkelhaarigen Frau, die besorgt auf ihn herabblickte und ihre Frage wiederholte, vielleicht nicht zum ersten Mal.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Mark schüttelte benommen den Kopf. »Es ist nichts«, murmelte er. »Ich hatte einen Alptraum... glaube ich.«

»Sie haben geschrien.« Die Frau nickte. Dann machte sich plötzlich Verlegenheit auf ihrem Gesicht breit, und sie richtete sich hastig auf und nahm endlich die Hand von seiner Schulter. Mark atmete erleichtert auf. Diese Berührung war leicht wie die einer Feder gewesen, aber sie erinnerte ihn an die des Todesengels aus seinem Traum, und das allein war beinahe mehr, als er ertragen konnte.

Offenbar sah man ihm seine Erleichterung auch deutlich an, denn die Verlegenheit im Gesicht der Frau nahm noch

weiter zu. Mit einer nervösen Bewegung ließ sie sich wieder auf den Sitz auf der anderen Seite des Abteils sinken, von dem sie aufgestanden war, um ihn zu wecken. »Entschuldigen Sie«, sagte sie. »Ich wollte nicht -«

»Das ist schon in Ordnung«, unterbrach sie Mark. Er zwang sich zu einem Lächeln. »Es war ein Alptraum. Völlig verrückt, schlimm. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich geweckt haben.«

Das hörte sich ungefähr so überzeugend an, wie sein Lächeln aussehen mußte, aber vermutlich hätte alles, was er jetzt sagen konnte, die Situation nur noch peinlicher gemacht. In diesem Moment jedoch wurde die Abteiltür geöffnet, und ein zugleich übermüdet wie alarmiert aussehender Schaffner mit Ringen unter den Augen und einer schlechtsitzenden Uniform blickte zu ihnen herein. Irgend etwas an ihm war ungewöhnlich, aber Mark konnte nicht sagen, was es war.

»Alles in Ordnung?« fragte er. Obwohl er sehr müde aussah, klang seine Stimme mißtrauisch, und sein Blick war sehr wach. Und jetzt wußte Mark auch, was an ihm nicht stimmte: Seine Hände waren leer. Die abgewetzte, immer zu kleine und meistens mit einem Einmachgummi zusammengehaltene Ledermappe mit Fahrplänen, Formularen, Fahrkartenblocks und Quittungen, die fester Bestandteil jedes Eisenbahnschaffners war, fehlte bei diesem Mann. Er war nicht auf seiner normalen Runde, sondern einzig und allein hergekommen, weil er etwas gehört hatte.

»Es ist schon gut«, sagte Mark hastig. »Ich hatte einen Alptraum. Es tut mir leid.«

Der Schaffner blickte weiter mißtrauisch auf ihn herab. Das war nicht die Antwort, die er erwartet hatte, und wahrscheinlich auch keine, die er wirklich glaubte. Er wandte sich mit einem fragenden Blick an die Frau auf der anderen Seite des Fensters.

»Es ist wirklich alles in Ordnung«, sagte sie. »Er hat schlecht geträumt. So etwas kommt vor.«

»Ja, das kommt es wohl.« Der mißtrauische Glanz in den Augen des Schaffners blieb. Er zögerte ein bißchen zu lange, dann trat er rückwärts wieder aus dem Abteil heraus und

machte eine Kopfbewegung nach rechts. »Ich gehe dann wieder. Ich bin im Dienstabin, zwei Türen weiter - falls Sie noch irgend etwas benötigen.«

»Vielen Dank.« Mark wartete, bis der Mann die Tür zugeschoben hatte und sie wieder allein im Abteil waren, dann wandte er sich mit einem dieses Mal echt wirkenden Lächeln wieder an sein Gegenüber. »Jetzt haben Sie mich zum zweiten Mal gerettet, glaube ich. Wahrscheinlich zerbricht er sich den Rest der Nacht den Kopf über die Frage, ob ich bekifft bin oder Sie belästigen wollte.«

»Sie waren wirklich ziemlich laut«, sagte die Frau. »War es so schlimm?«

»Keine Ahnung«, log Mark. »Ich erinnere mich nicht. Nur, daß es ein Alptraum war.«

»Das sind manchmal die schlimmsten. Man erinnert sich nämlich doch, wissen Sie... Man will es nur nicht wissen.«

Damit kam sie der Wahrheit näher, als sie wahrscheinlich selbst ahnte. Mark fragte sich einen Moment lang, warum er eigentlich gelogen hatte - er erinnerte sich an jede noch so winzige Kleinigkeit dieses verdammt Traumes, aber er wußte die Antwort auch im gleichen Augenblick selbst. Obwohl scheinbar völlig sinnlos, war der Traum viel zu intim gewesen, um darüber zu reden - noch dazu mit einem vollkommen fremden Menschen. Und dazu kam noch etwas: Auch wenn sein Herz aufgehört hatte zu rasen und seine Hände nicht mehr zitterten, war die Angst noch da. Über den Traum zu reden könnte bedeuten, den Embryo zu wecken.

»War sie Ihre Freundin?«

Mark schrak nicht nur aus seinen Gedanken hoch, sondern begriff auch voll plötzlichem Schrecken, daß sie ihn nun tatsächlich zum zweiten Mal gerettet hatte, denn er war nahe daran gewesen, erneut in die furchtbare Vision abzugleiten. Schon die Erinnerungen daran waren wie Fallstricke, zwischen denen bodenlose Abgründe lauerten. »Wer?«

»Azrael«, antwortete die Frau. »Sie haben ein paarmal ihren Namen gerufen.«

Mark kramte in seinem Gedächtnis. Azrael? Im ersten Moment sagte ihm dieser Name - *wenn* es ein Name war - nichts.

Aber dann schien doch etwas Vertrautes an diesem Begriff zu sein. Er grub tiefer in seinem Gedächtnis - und prallte so entsetzt zurück, als hätten seine tastenden Hände eine glühende Herdplatte berührt. Da war etwas... etwas Weißglühendes, Scheußliches, das wie eine Spinne im Zentrum ihres unsichtbaren Netzes hockte und darauf wartete, daß er einen der klebrigen Fäden berührte.

»Nein«, sagte er. »Ich glaube nicht.«

Der Schrecken ließ seine Stimme aggressiv klingen, das spürte er selbst. Dabei war das letzte, was er wollte, unhöflich oder gar grob zu sein. Er hatte seine zufällige Reisebegleiterin ohnehin schon in eine peinlichere Situation gebracht, als ihm lieb war.

»Entschuldigung«, sagte er noch einmal.

»Sie müssen sich nicht ununterbrochen entschuldigen, junger Mann«, antwortete sie. »Es ist nichts Schlimmes daran, Gefühle zu haben.«

Mark schwieg, aber er betrachtete sie jetzt das erste Mal genauer. Die Frau war nicht so alt, wie er im ersten Moment angenommen hatte - allerhöchstens vierzig —, aber ihr Gesicht und vor allem ihre Augen hatten etwas Mütterliches, das sie älter erscheinen ließ, und Mark begann sich zu fragen, ob es vielleicht nicht doch ein Fehler gewesen war, höflich sein zu wollen. Übertriebene Beschützerinstinkte und - wenn auch unbeabsichtigte - Aufdringlichkeit gingen meistens Hand in Hand. Er brauchte jetzt niemanden, der in seinem Seelenleben herumkramte. Aber er hatte mittlerweile auch lange genug geschwiegen, um das Gespräch endgültig zu unterbrechen. Und wieder breitete sich Peinlichkeit zwischen ihnen aus. Als sie diesmal übermäßig zu werden drohte, stand die Frau auf und nahm einen kleinen Handkoffer von der Gepäckablage. »Es wird Zeit«, sagte sie. »Ich muß an der nächsten Station raus.«

Das stimmte nicht. Bis zum nächsten Bahnhof war es noch eine gute halbe Stunde, wie Mark mit einem unauffälligen Blick auf die Uhr feststellte. Sie wollte einfach raus aus diesem Abteil und vor allem aus der Nähe dieses unheimlichen Burschen, der im Schlaf schrie und im übrigen wohl auch

alles andere als vertrauenerweckend aussah. Marks letzter Friseurbesuch war ein Jahr her. Er trug einen viel zu großen grünen Parka mit einem Motörhead-Aufnäher auf dem rechten Ärmel, abgewetzte blaue Jeans und feste Schuhe, die bei flüchtigem Hinsehen und mit andersfarbigen Schnürsenkeln durchaus als Rep-Knobelbecher durchgegangen wären. Dieses Outfit symbolisierte keineswegs irgendeine Weltanschauung, sondern trug nur seiner ursprünglichen Planung Rechnung, zu Fuß zum Bahnhof zu gehen. Aber er konnte sich gut vorstellen, welchen Eindruck es zusammen mit seinem übermüdeten Gesicht und seinem seltsamen Benehmen machte.

Um ein Haar hätte er sie gebeten, zu bleiben, denn plötzlich hatte er fast panische Angst davor, allein zu sein. Er könnte wieder einschlafen, und dann würde vielleicht der Traum zurückkommen, und diesmal wäre niemand da, um ihn zu wecken. Mark war sogar ziemlich sicher, daß sie geblieben wäre, hätte er sie darum gebeten. Aber er hatte nicht den Mut dazu, und so blieb er nur wortlos sitzen und verabschiedete sich mit einem ebenso stummen Nicken, als sie das Abteil verließ.

Mark verfluchte sich in Gedanken für seine Feigheit. Vielleicht hatte Prein ja recht, und er war tatsächlich ein Feigling, zumindest aber nicht besonders klug. Er sah auf die Uhr. Fast halb drei. Seit nicht ganz zweieinhalb Stunden war er nun also volljährig, aber er begann sich zu fragen, ob er damit auch tatsächlich schlagartig erwachsen geworden war, und wenn, warum er sich dann eigentlich nicht so benahm. Pünktlich auf die Minute mit Überschreitung der magischen Achtzehn-Jahres-Grenze alle Brücken hinter sich abzubrechen und blindlings davonzustürmen war wohl eher ein Zeichen von kindlichem Trotz, nicht von Reife.

Der Zug bewegte sich schnell und beinahe lautlos durch die Nacht. Sie mußten über flaches Land fahren oder zumindest durch eine sehr dünn besiedelte Gegend, denn er sah draußen kein einziges Licht. Dazu kam, daß es noch immer regnete und schwere Wolken den Himmel bedeckten; der Intercity hätte ebensogut durch einen endlos langen, unbeleuchteten

Tunnel fahren können. Und in gewisser Weise tat er das ja auch, nur daß er nicht die geringste Ahnung hatte, was ihn am Ende dieses Tunnels erwarten mochte. Er wußte, woher er kam - aus einem Leben, das er gehaßt hatte, zumindest während der letzten sechs Jahre, und das jeden Tag ein kleines bißchen mehr -, aber er wußte nicht, wohin er ging. Wenn er ehrlich zu sich selbst gewesen wäre, hätte er sich eingestanden, daß er nicht einmal wußte, wohin er gehen wollte.

Er sah wieder auf die Uhr. Seit er es das letzte Mal getan hatte, schien keine meßbare Zeit vergangen zu sein, und vor ihm lagen noch viele Stunden, angefüllt mit endlosen Minuten, von denen jede einzelne sich zu einer kleinen Ewigkeit dehnen würde, ehe der Zug Berlin erreichte. Er hatte Angst, wieder einzuschlafen, und so verließ er das Abteil und ging in den Speisewagen, um einen Kaffee zu trinken. Er mochte eigentlich keinen Kaffee, aber er brauchte jetzt etwas, um wach zu bleiben.

Mark war der einzige Gast des Zugrestaurants. Es war nach zwei, selbst für einen Intercity auf der Nachtroute eine stille Zeit, in der die meisten Fahrgäste schliefen oder dem Morgen entgegendsösten. Ein verschlafen aussehender Kellner brachte ihm das bestellte Kännchen Kaffee und bestand darauf, sofort zu kassieren - Parka und Knobelbecher waren offenbar auch nicht dazu angetan, seine Kreditwürdigkeit zu heben.

Während Mark die bitter schmeckende, heiße Flüssigkeit in kleinen Schlucken herunterwürgte und darauf wartete, daß die belebende Wirkung einsetzte, versuchte er sich über die Bedeutung seines seltsamen Traumes klar zu werden. Wahrscheinlich war es wirklich nicht mehr als ein Traum gewesen, ohne irgendeine tiefere Bedeutung. Alpträume kamen eben manchmal. Und trotzdem... Etwas an diesen Bildern war so ... *realistisch* gewesen. Hinter dem Wahnsinn hatte eine Wahrheit gelauert, die hinauswollte und die sich vielleicht nur hinter apokalyptischen Visionen tarnte, weil ihr wirkliches Antlitz noch viel schrecklicher war.

Er trank einen weiteren Schluck Kaffee, verzog angewidert das Gesicht und schenkte sich gleichzeitig nach. Die bele-

bende Wirkung, auf die er so hoffte, ließ noch immer auf sich warten, dafür schmeckte das Gebräu jetzt, nachdem es abzukühlen begann, um so scheußlicher. Er fragte sich, warum so viele so versessen auf dieses Zeug waren. Es schmeckte nicht, war ungesund, und die versprochene Wirkung blieb es auch noch schuldig.

Dafür begann ihn das regelmäßige Schaukeln des Zuges und das Geräusch der rollenden Räder schon wieder einzulullen. Um der Müdigkeit entgegenzuwirken, rutschte er absichtlich in eine unbequemere Stellung und richtete sich auf. Sein Blick glitt haltlos durch den langen, schmalen Raum, aber es gab nichts, was interessant genug gewesen wäre, ihn wachzuhalten. Der Kellner, der ihn bedient hatte, lehnte mit verschränkten Armen an der Theke, rauchte und warf dann und wann einen gelangweilten Blick in seine Richtung. Mark hatte bisher angenommen, daß er ihn als willkommene Abwechslung in der toten Zeit zwischen zwei und vier betrachtete, aber augenscheinlich war es genau umgekehrt: Er hatte diese Stunden wohl als zusätzliche Pause fest einkalkuliert und ärgerte sich jetzt, wegen eines Gastes und eines Trinkgeldes von deutlich unter einer Mark wach bleiben zu müssen.

Marks Blick wanderte weiter über das knappe Dutzend Tische, die den schmalen Gang flankierten. Ihre Gleichförmigkeit hatte etwas Bedrückendes. Er wünschte sich, es wäre eine Stunde später oder er säße wenigstens nicht so allein im Zugrestaurant. Um sich die Zeit zu vertreiben, versuchte er die Plätze an den Tischen ringsum in Gedanken mit Menschen anzufüllen, aber er gab diesen Versuch fast sofort wieder auf: Die Phantome, die er erschuf, hatten eine unangenehme Tendenz, tote Gesichter mit leeren Augenhöhlen zu haben.

Er sah nach rechts, aber auch die vorübergleitende nächtliche Landschaft bot keine Abwechslung. In einiger Entfernung schwebte eine Autobahn vorbei, in unregelmäßigen Abständen gesprengt mit weißen und roten Lichterpaaren, die vollkommen stillzustehen schienen. Er war schrecklich müde, und es war, als hätte sich nun die ganze Welt verschworen, um ihm zu beweisen, daß er sich wirklich am tiefsten Punkt

der Nacht befand - einer Stunde, die dem Schlaf gehörte und den Träumen mit ihren Bewohnern.

Irgend etwas bewegte sich draußen vor dem Fenster. Wahrscheinlich war es nur ein Lichtreflex auf einem Blatt oder eine Stromleitung, an der der Zug vorübergurrte, aber er hielt trotzdem aufmerksam danach Ausschau, konnte er auf diese Weise doch der Nacht einige weitere Augenblicke abtrotzen. Und er wurde belohnt. Nach einem Moment sah er es wieder, und diesmal sah es nicht aus wie ein Lichtreflex, sondern seidig und wehend, wie ein weißes Kleid, das sich im Wind bewegte und dabei nicht nur mit dem rasenden Tempo des Zuges mithielt, der mit annähernd zweihundert Stundenkilometern durch die Nacht schoß, sondern im Gegenteil allmählich näher zu kommen begann. Hinter ihm und rechts und links von ihm glommen plötzlich zahllose winzige Funken in der Dunkelheit auf. Hunderte von ruhig brennenden gelben Kerzen, die ovale Höfe von mildem Licht um sich verbreiteten.

Es war ein Kleid. Die Kerzen waren real und die Schatten davor die eines Dutzends im Kreis sitzender Gestalten, die sich an den Händen ergriffen hatten und im Takt einer unhörbaren Musik wiegten. Mark prallte entsetzt zurück und stieß gegen seine Tasse. Sie fiel um und tränkte die Tischdecke mit dem Rest Kaffee, der noch darin gewesen war, aber das registrierte er ebensowenig wie das Stirnrunzeln des verärgerten Kellners. Sein Blick irrite immer unsteter über die leeren Tische auf der anderen Seite des Ganges. Er war noch immer der einzige Gast. Außer ihm und dem Ober war niemand hier, und trotzdem sah er jetzt ganz deutlich das Spiegelbild von fünf, sechs, sieben Personen in der schwarzen Scheibe. Ein Spiegelbild ohne Original, das nicht sein konnte und trotzdem immer realer wurde, bis die Wirklichkeit verblaßte und der Traum ihre Stelle einnahm. Die Fensterscheibe war jetzt kein Spiegel mehr, sondern ein Tor in eine andere, verbotene Welt, deren Abgesandte sich auf dem Weg zu ihm befanden.

»Na, was ist denn da los? Haben wir Probleme?«

Wenn dies ein Traum war, wie konnte er dann die Stimme des Kellners hören? Aber er konnte nicht darauf reagieren. Gelähmt vor Schrecken, starnte er die Gestalt in dem weißen

Kleid an, die Gestalt ohne Gesicht, die den Kreis betreten hatte und langsam näher kam. Ihre Füße berührten den Boden nicht, aber ihre Hände waren nach ihm ausgestreckt. Es waren schlanke, sehr schmale Hände. Die Hände eines Mädchens oder einer jungen Frau, die so zerbrechlich wie Puppenglieder wirkten und von denen er trotzdem wußte, welch enorme Kraft sie hatten. Eine tödliche, mörderische Kraft, die nur auf ein einziges Ziel gerichtet war.

»He, Freundchen - was ist los mit dir?«

Er hörte, wie der Kellner näher kam. Seine Stimme klang jetzt ziemlich verärgert, und Mark flehte, daß er es auch wirklich war, daß er sich beeilte und ihn erreichte, ehe sie es tat, ehe diese schrecklichen Hände ihn berühren konnten. Die Gestalt ohne Gesicht war jetzt ganz nah, nur noch durch das Glas der Fensterscheibe von ihm getrennt, ihre Hände näherten sich ihm, berührten das Glas und glitten hindurch, ohne daß es einen sichtbaren Widerstand gab, tauchten hinein wie in transparentes Quecksilber, kleine, runde, sich kreuzende Wellenkreise erzeugend, doch was auf seiner Seite wieder aus dem Glas auftauchte, das waren keine weißen Porzellanfinger mehr, sondern schuppige Teufelsklauen. Grobe Pranken mit einer Haut aus grünem Stahl und Krallen, die wie gezackte Rasierklingen blitzten und sich gierig nach seiner Kehle ausstreckten ...

Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter, und die Berührung ließ die Illusion zerplatzen. Und das im wortwörtlichen Sinne: Das Bild auf dem Glas vor ihm zerbrach in Tausende von Splittern, die lautlos in alle Richtungen davonflogen. Die tödlichen Krallen zerbarsten und lösten sich auf. Das Fenster war wieder ein Fenster, hinter dem die nächtliche Landschaft vorüberrollte.

Mark sah hoch und blickte in ein breitflächiges, müdes Gesicht, dessen Augen vor kaum noch verhohlener Wut funkelten. Aber nur für einen Sekundenbruchteil. Was immer der Kellner in seinem Gesicht sah, es ließ aus dem Ärger in seinem Blick Erschrecken und gleich darauf Bestürzung werden. Hastig nahm er die Hand von Marks Schulter.

»Ist alles in Ordnung?« fragte er.

Mark hätte ihn vor Erleichterung umarmen können. Sein Herz hämmerte, er zitterte am ganzen Leib und spürte erst jetzt, daß ihm lauwarmer Kaffee auf den Schoß tropfte, und trotzdem fühlte er sich so erleichtert wie niemals zuvor. Es war nur ein Traum gewesen, aber Mark war nicht sicher, ob es auch so geblieben wäre, hätten diese furchtbaren Hände ihn berührt.

»Schon gut«, sagte er. »Ich war... ein bißchen ungeschickt. Tut mir leid wegen der Decke.« Irgend etwas kratzte an der Scheibe hinter ihm, wahrscheinlich nur ein Regentropfen, aber vielleicht auch stahlharte Fingernägel, die über das Glas scharrten. Mark wagte es nicht, hinter sich zu blicken, aber er sah aufmerksam ins Gesicht des Kellners und suchte nach einer Spur von Erschrecken, einem Stirnrunzeln, irgendeinem Hinweis darauf, daß auch er da draußen irgend etwas Ungewöhnliches entdeckt hatte. Nichts...

»Fühlen Sie sich nicht wohl? Sie sehen krank aus.«

Von *Freundchen* waren sie nun wieder beim höflichen Sie angelangt - immerhin eine gewisse Verbesserung, dachte Mark. Er schüttelte ein wenig zu heftig den Kopf, um überzeugend zu wirken, und zuckte praktisch in der gleichen Bewegung mit den Schultern. »Nicht besonders«, gestand er. »Ich bin ein bißchen übermüdet, schätze ich.«

»Dann sollten Sie ein paar Stunden schlafen«, sagte der Kellner. Er begann mit seinem Handtuch die Kaffeefütze wegzu tupfen, die sich auf der Tischdecke vor Mark gebildet hatte, und stellte gleichzeitig die Tasse wieder auf. »Fahren Sie durch bis zum Ende?«

»Bis Berlin, ja.«

»Suchen Sie sich ein freies Abteil und legen Sie sich lang«, fuhr der Kellner fort. »Sind genug da. Der Zug ist fast leer. Und wenn Sie verschlafen, dann weckt Sie ja spätestens die Putzkolonne wieder auf.«

Vermutlich war das scherhaft gemeint, aber Mark war nicht nach Lachen zumute. Er schüttelte den Kopf. »Ich möchte nicht schlafen. Lieber hätte ich noch einen Kaffee, um wach zu bleiben.«

»Dann lieber einen Mokka, würde ich vorschlagen, einen doppelten. Ist noch ein weiter Weg bis Berlin.«

»Das fürchte ich auch«, murmelte Mark. Er hob den Arm und streifte den Ärmel des Parkas zurück, wobei er es sorgsam vermied, auch nur in die ungefähre Richtung des Fensters zu blicken. Es war noch nicht einmal eine halbe Stunde vergangen. Die Uhrzeiger schienen festgeklebt zu sein, und vor ihm lagen noch eine Menge halber Stunden.

»Azrael...« murmelte er.

5. Kapitel

Die Wohnung war ein Alptraum. Die vorherrschende Farbe war Schwarz - angefangen von den Jalousien vor den Fenstern über den Teppichboden, die Wände, Türrahmen und das spärliche Mobiliar. Bis hin zur Decke hatte sich jemand große Mühe gegeben, jede Farbe aus diesem Raum zu löschen. Es gab nur sehr wenige Möbel: ein einfaches, natürlich schwarzgestrichenes Holzregal, das eine Stereoanlage und einen Fernseher enthielt, einen Couchtisch und ein paar Stühle und anstelle eines Bettes einen großformatigen - schwarzen - Futon. Das fast vollständige Fehlen einer Einrichtung bedeutete jedoch nicht, daß die Wohnung *leer* war. Ganz im Gegenteil herrschte in dem großen Apartment ein unbeschreibliches Durcheinander. Auf dem Fußboden lag eine fast wadenhohe Schicht aus Kleidungsstücken, Büchern, Papierfetzen, Plastiktüten, aufgerissenen Kartons und Kissen, Hunderten von leeren Zigarettenenschachteln und Zeitschriften, vollen Aschenbechern und Bierdosen, McDonalds-Kartons, Kerzenstummeln und Prospekten ... Eine Müllkippe war nichts dagegen. Trotz der offenstehenden Balkontür stank es erbärmlich. Bremer mußte immer schneller schlucken, um den schon wieder aufkommenden Brechreiz zu unterdrücken. Was hatte er dem Schicksal eigentlich angetan, daß es ihm heute so übel mitspielte?

»Mein Gott«, murmelte er. »Das ist ja unvorstellbar. Wie kann ein Mensch so leben?«

Er trat einen weiteren Schritt hinter Sendig in den Raum hinein und stieß dabei mit dem Fuß gegen eine Papiertüte, die umfiel und ihren Inhalt über den Boden verteilte: ein halbes Dutzend leerer Bierdosen und Plastikschälchen mit Essensresten, die schon Schimmel angesetzt hatten. Bremer verzog angeekelt das Gesicht. Wahrscheinlich wimmelte es hier von Ungeziefer und Krankheitserregern. Der Gestank war so schlimm, daß er eigentlich noch drei Etagen tiefer zu spüren sein mußte. Es war ihm ein Rätsel, daß sich die

anderen Mieter des Hauses nicht längst darüber beschwert harten.

»Rühren Sie nichts an«, sagte Sendig. »Rufen Sie das Präsidium. Die Spurensicherung soll herkommen. Und schließen Sie die Tür«, fügte er nach kurzem Zögern hinzu. »Das hier muß niemand sehen.«

Dazu war es ein bißchen zu spät. Unter der Tür standen mittlerweile nicht nur der rothaarige Polizist und der Schlosser und starrten aus ungläubig aufgerissenen Augen zu ihnen herein, auch Schraiber mit >ai< war zurückgekehrt, und er sah aus, als träfe ihn jeden Moment der Schlag.

»Aber das... das... das ist ja unfaßbar«, stammelte er. »Eine solche Schweinerei hab' ich ja noch nie gesehen! Das... das muß ich sofort der Hausverwaltung melden!«

»Tun Sie das«, sagte Sendig. »Am besten von einem Münzfern sprecher am Hauptbahnhof aus.« Er wiederholte seine Aufforderung, die Tür zu schließen, mit einer ungeduldigen Geste und schüttelte den Kopf, als Bremer ihr endlich nachkam.

»Idiot«, murmelte Sendig. Er war in der Mitte des überraschend großen Raumes stehengeblieben und sah sich noch immer unentwegt kopfschüttelnd um. Er sagte nichts mehr, aber es fiel ihm offenbar ebenso schwer wie Bremer, wirklich zu glauben, was er sah.

Bremer erinnerte sich endlich an den Rest des Befehles, den Sendig ihm erteilt hatte, und hatte es plötzlich sehr eilig, sein Funkgerät einzuschalten und die Zentrale anzurufen. Während er es tat, bewegte sich Sendig raschelnd durch den Raum und verschwand hinter einer der beiden anderen Türen, die es gab. Bremer erledigte seinen Anruf und folgte ihm. Es war nicht unbedingt so, daß er Sendigs Gesellschaft übermäßig schätzte - aber allein in dieser unheimlichen Wohnung zu bleiben, gefiel ihm noch sehr viel weniger.

Die Tür führte in ein großzügig bemessenes Bad, das neben Toilette und Badewanne eine zusätzliche Duschkabine und ein Bidet enthielt. Und alles war mit einer dicken Schicht schwarzer Ölfarbe überzogen. Auf den glasierten Fliesen und dem Porzellan haftete die Farbe nicht gut, weshalb Löbach

mehrere Schichten übereinander aufgetragen hatte, bis sie so rauh und uneben wie glänzender Teer geworden waren. Es gab sogar ein Fenster, das Bremer aber erst beim zweiten Hinsehen überhaupt bemerkte. Scheibe und Rahmen waren so dick mit schwarzer Farbe bekleistert, daß sie mit der Wand zu verschmelzen schienen. Es war auch nicht sehr hell. In den Deckenpaneelen befanden sich die gleichen, einen Sternenhimmel simulierenden Halogenlämpchen wie im Wohnzimmer, aber die meisten Birnen waren herausgezogen, so daß der Raum nur aus einem Konglomerat schwarzer Schatten mit verschwimmenden Kanten bestand.

»Unheimlich«, murmelte Sendig. »Ich frage mich, was in einem solchen Menschen vorgehen muß.«

Er machte einen weiteren Schritt in den Raum hinein, und die Dunkelheit und das allgegenwärtige Schwarz verliehen der Bewegung eine sonderbare Tiefe. Es war, dachte Bremer, als mache er zugleich einen Schritt in eine bizarre, fehlfarbene Welt mit verschobenen Dimensionen.

»Wahrscheinlich werden wir das nie erfahren.« Sendig beantwortete seine Frage selbst, als Bremer es nicht tat. »Aber vielleicht muß man den Verstand verlieren, in einer solchen Umgebung.«

»Er hat sich selbst so eingerichtet«, gab Bremer zu bedenken.

»Ja, das hat er wohl.« Sendig drehte sich einmal um seine Achse und trat schließlich an den Spiegelschrank über dem Waschbecken heran. Löbach hatte sämtliche Plastikteile und zwei der drei Türen geschwärzt; nur ungefähr ein Drittel des mittleren Spiegels war seiner Malwut entgangen. Sendig betrachtete ihn einen Moment nachdenklich, dann hob er die Hand und öffnete den Schrank, wobei er nur den Nagel des kleinen Fingers benutzte. Vorsichtig, dachte Bremer, aber ziemlich überflüssig. Welchen Beweis brauchte er nach dem Anblick *dieser* Wohnung eigentlich noch, daß Löbach einen Riß in der Schüssel gehabt hatte, der so breit war wie der Grand Canyon?

Der Schrank war fast leer: ein schmutziges Glas, eine noch in Cellophan eingepackte Zahnbürste und ein halb aufge-

brauchtes Röhrchen Thomapyrin. Löbach hatte versäumt, auch das Innere des Schrankes schwarz anzumalen, und auf dem weißen Kunststoff war eine mehrere Millimeter dicke Staubschicht zu erkennen. Es mußte Monate her sein, daß dieser Schrank das letzte Mal geöffnet worden war.

Sendig musterte das Innere des Schränkchens erstaunlich lange und erstaunlich ausgiebig, ehe er das Röhrchen mit Schmerztabletten herausnahm. Er schraubte es auf, schüttete sämtliche Tabletten auf seine Handfläche und berührte jede einzelne mit der Zungenspitze, als wollte er sich persönlich davon überzeugen, daß sie auch wirklich nichts anderes als ein harmloses Schmerzmittel enthielten. Ebenso sorgfältig praktizierte er die Tabletten wieder in das Kunststoffröhrchen zurück und ließ es dann in seiner Manteltasche verschwinden. Bremer blickte fragend, aber Sendig machte sich nicht die Mühe, sein sonderbares Verhalten irgendwie zu erklären.

Er versuchte auch die anderen beiden Türen zu öffnen, aber es ging nicht. Sie waren mit Farbe verklebt, dasselbe galt auch für den Wasserhahn darunter; ebenso übrigens wie für die Dusche und die Armaturen der Badewanne.

»Scheint, als hätte er sich auch nicht mehr gewaschen«, sagte Sendig kopfschüttelnd. »Völlig plemplem, wenn Sie mich fragen. Ich verstehe das nicht... Sie sagen, den Nachbarn ist nichts an ihm aufgefallen?«

»Nichts Besonderes«, antwortete Bremer. »Außer eben, daß er ein ziemlicher Eigenbrötler war.«

»Paranoid trifft die Sache wohl eher«, sagte Sendig. »Sehen Sie sich nur diese Tür draußen an. Was ich nur nicht verstehe, ist... das hier.« Er ließ seine Hände in einer flatternden Bewegung kreisen. »Ich meine, daß... daß sich jemand bedroht fühlt, kommt vor. Aber warum verwandelt er seine eigene Wohnung in eine Gruft?« Er seufzte. »Sehen wir uns den Rest an. Und versuchen Sie, irgendwo Licht aufzutreiben. Ich komme mir allmählich vor wie lebendig begraben.«

Sie verließen das, was einmal ein Badezimmer gewesen war, und Bremer durchsuchte das Apartment nach einem weiteren Lichtschalter oder einer Lampe, ohne allerdings fündig zu werden. Wie im Bad waren die meisten Birnchen

aus der Decke herausgezogen worden. Er fand auf dem nur spärlich bestückten Bücherregal hinter dem Fernseher zwar eine Leselampe, die allerdings nicht mehr funktionstüchtig war: Löbach hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Birne herauszuschrauben. Er hatte sie kurzerhand übermalt.

Nur aus Neugier versuchte Bremer, die Titel der wenigen Bücher zu entziffern. Soweit er es in dem kaum vorhandenen Licht erkennen konnte, handelte es sich ausnahmslos um Bücher, die sich mit religiösen oder esoterischen Themen befaßten. Die Titel der wenigen CDs, die er fand, paßten dazu. Es war schwere, zum größten Teil schwermütige Klassik: Wagner, Mussorgski, Grieg.

Er hörte ein Geräusch, und als er aufsah, glaubte er eine Bewegung aus den Augenwinkeln heraus zu bemerken. Ein Schatten, der sich - draußen auf dem Balkon? - bewegte. Aber noch bevor er sich ganz herumdrehen konnte, hörte er Sendigs Stimme, die hinter der Tür auf der anderen Seite des Raumes erklang.

»Bremer! Kommen Sie her!«

Er hatte nicht einmal sehr laut gesprochen, aber das war auch nicht nötig. In seiner Stimme war etwas, das Bremer alarmierte. Er vergaß augenblicklich den Schatten, den er sich wahrscheinlich sowieso nur eingebildet hatte. So rasch er gerade noch konnte, ohne zu rennen, folgte er Sendig - und prallte erschrocken unter der Tür zurück.

Sendig stand in einer kleinen, aber komplett eingerichteten Küche, die sich nicht nur in ebenso verwahrlostem Zustand befand wie der Rest des Apartments, sondern ebenfalls komplett schwarz angemalt worden war. Angefangen von den Möbeln bis hin zu den Fliesen über der Arbeitsplatte. Das einzige, was nicht schwarz war, waren die Kochplatten- und die krakeligen, zwanzig Zentimeter großen Druckbuchstaben, die jemand in stumpfem Rot an die Wand neben der Tür gemalt hatte.

»O verdammt!« murmelte er. »Was ist *das?*« Er wollte näher treten, doch Sendig hob rasch die Hand und hielt ihn zurück.

»Röhren Sie nichts an«, sagte er. »Wir warten auf die Spurensicherung.«

Bremer fand diese Bemerkung ebenso überflüssig wie die von vorhin. Er hatte nicht vorgehabt, irgend etwas anzurühren, schließlich war er lange genug Polizist. Aber er schluckte seinen Ärger herunter und beugte sich statt dessen nur zur Seite, um an Sendig vorbei einen genaueren Blick auf die Schrift an der Wand zu werfen.

»Das... das ist Blut «, murmelte Sendig. Ungeachtet dessen, was er selbst gerade zweimal gesagt hatte, hob er die Hand und tastete mit den Fingerspitzen über die Schrift. Sie hinterließen kleine, runde Flecken in den verschmierten Buchstaben, in denen man bei genauerem Hinsehen sogar noch seine Fingerabdrücke erkennen konnte, und Bremer hatte das absurde Gefühl, daß er dadurch irgendwie zum Mütäter wurde. Er rieb die Finger aneinander, roch daran und verzog angeekelt das Gesicht, ehe er noch einmal und mit größerem Nachdruck sagte: »Das ist Blut!«

Bremer kämpfte tapfer weiter gegen das flau Gefühl, das von seinem Magen Besitz ergriffen hatte und seine Kehle hinaufzukriechen versuchte, und zwang sich, die Schrift genauer zu betrachten. Die Buchstaben waren verschmiert und offensichtlich mit zitternden Fingern geschrieben, so daß er sie kaum identifizieren konnte.

»A... Z... R... A... E... L«, buchstabierte Sendig. »Azrael. Was bedeutet das?«

Bremer konnte nur mit den Schultern zucken. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber... «

Sendig sah ihn fragend an. »Aber?«

»Ich bin nicht sicher«, antwortete Bremer, »aber der Tote - Löbach... Auf seiner Brust waren Schnittwunden. Der Arzt hat mich darauf aufmerksam gemacht. Es sah fast aus, als hätte er versucht, sich etwas in die Brust zu ritzen. Ich konnte es nicht entziffern, aber es könnte dasselbe Wort gewesen sein.«

»Azrael...« Sendig wandte seine Aufmerksamkeit wieder den blutigen Buchstaben auf der Wand zu und schüttelte abermals den Kopf, »Irgendwoher kenne ich dieses Wort. Ich weiß nicht mehr genau, woher, aber ich habe es schon einmal gehört.«

Bremer erging es übrigens ebenso. Aber auch er konnte nicht sagen, wieso ihm dieser Begriff bekannt vorkam. Er *wollte* auch nicht darüber nachdenken. Er fühlte sich... wie erschlagen. Bisher war alles, was sie gefunden hatten, bizarr und vielleicht ein bißchen unheimlich gewesen, aber ihre grausige Entdeckung rückte die ganze Geschichte in ein vielleicht nicht neues, aber doch anderes Licht. Sie gab dem Entsetzen über Löbachs Tat eine Tiefe, die es bisher trotz allem nicht gehabt hatte. Ganz plötzlich und nur für ein paar Sekunden, in dieser Zeit aber sehr intensiv, haßte er Löbach. Er hatte diesen Mann nicht einmal gekannt, und er verdiente wohl sehr viel eher sein Mitleid als seinen Zorn, aber er hatte ihn gezwungen, sich einer Facette der menschlichen Psyche zu stellen, die er in *dieser* Ausprägung bisher weder gekannt hatte, noch jemals hatte kennenlernen wollen. Und dafür haßte er ihn. Dann wurde ihm klar, wie ungerecht dieses Gefühl war, und sein schlechtes Gewissen nahm die Stelle des Hasses ein, allerdings war es auch nicht viel leichter zu ertragen.

Vielleicht half ja Normalität, um dem Wahnsinn Einhalt zu gebieten. Mit einer bewußten Anstrengung löste er seinen Blick von der Blutschrift an der Wand und sah sich aufmerksam in der kleinen Küche um. Er wurde fast sofort fündig. Wäre er nicht so schockiert gewesen, dann hätte er es wohl noch viel eher bemerkt.

»Dort!« Bremer deutete auf ein blutiges Steakmesser, das auf der Arbeitsplatte lag. Eine dünne rote Spur führte von dort aus zur Wand unter der Schrift und in der anderen Richtung hinaus ins Wohnzimmer. »Damit hat er es wohl getan.«

»Wahrscheinlich. Und er war sogar ordentlich genug, das Messer wieder zurückzulegen, ehe er hinausgegangen ist, um sich vom Balkon zu stürzen.« Sendig zog eine Grimasse. »Völlig verrückt. Das ist wohl eher ein Fall für die Psychiater als für uns.«

Und was tust du dann hier? dachte Bremer. Er hüttete sich, das laut auszusprechen, aber es mußte entweder deutlich in seinem Gesicht geschrieben stehen, oder Sendig hatte begriffen, welche Frage er mit seinen Worten implizierte, denn er

fuhr nach einem kurzen Moment unaufgefordert fort: »Ich kannte Löbach, wissen Sie. Ich hatte schon einmal mit ihm zu tun, wenn auch nur indirekt. Sie übrigens auch.«

»Ich?«

Sendig nickte. »Sillmann«, sagte er. »Na, klingelt's jetzt? Die Geschichte vor sechs Jahren, in die er verwickelt war. Erinnern Sie sich?«

Ob er sich *erinnerte*? dachte Bremer. Sollte das ein Witz sein? Niemand, der auch nur am Rande mit dieser *Geschichte*, wie Sendig es genannt hatte, in Berührung gekommen war, würde sie jemals wieder vergessen. Es hatte ein paar Tote zuviel gegeben, und ein paar Antworten zuwenig. Außerdem hatte er damals Sendig kennengelernt.

»Ich erinnere mich«, sagte er. »Aber was - «

»Löbach arbeitet als Chemiker für die Sillmann-Werke«, fiel ihm Sendig ins Wort. »Wenigstens hat er das getan. Wenn ich mich allerdings hier so umsehe, frage ich mich, ob er überhaupt noch irgendwo arbeitete.«

»Die Leute hier im Haus sagen, daß er viel auf Reisen gewesen ist und offenbar Geld hatte.« Bremer warf einen übertrieben stirnrunzelnden Blick in die Runde. »Auch wenn es hier nicht so aussieht.«

»Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse«, sagte Sendig. »Ich kenne die Gegend hier. Dieses Apartment dürfte im Monat mehr Miete kosten, als Sie verdienen.«

»Kein Wunder, daß nichts mehr für eine Putzfrau übrigblieb.«

Sendig lachte, aber es wirkte nicht besonders amüsiert. Vielleicht lag das auch an ihrer Umgebung. Löbach hatte sich mit Erfolg Mühe gegeben, diese Wohnung in einen Ort zu verwandeln, an dem jede Äußerung menschlichen Lebens - und ein Lachen vor allem - deplacierte wirkte. Der Laut durchbrach die Dunkelheit nicht, die sie umgab, sondern schien sie im Gegenteil zu betonen, und er ließ etwas wie einen schlechten Nachgeschmack zurück.

Sendig räusperte sich gekünstelt und wandte sich wieder der verschmierten Schrift an der Wand zu. »Azrael«, murmelte er zum dritten Mal. »Wenn ich nur wüßte, woher ich

dieses Wort kenne. Er hat es sich in die Brust geritzt, sagen Sie?«

Konkret *gesagt* hatte Bremer das nicht, aber es war vielleicht nicht der passende Moment für Haarspaltereien. »Es sah so ähnlich aus«, sagte er vorsichtig. »Aber ehrlich gesagt, habe ich nicht sehr genau hingesehen. Er bot... keinen besonders schönen Anblick.«

»Es ist ein ziemlich langer Sturz nach unten.« Sendig war an diesem Abend ungewöhnlich versöhnlicher Stimmung; normalerweise wäre Bremers Eingeständnis ein guter Grund für einen Verweis gewesen und einen Vortrag darüber, daß Polizeibeamte keine Rücksicht auf ihre persönlichen Gefühle zu nehmen hatten und sie gefälligst bei Dienstantritt zusammen mit ihrer Zivilkleidung in den Spind hängen sollten. Aber vermutlich ließ etwas wie das hier nicht einmal ihn vollständig kalt. Wahrscheinlich ging Bremer auch mit sich selbst zu hart ins Gericht. Er hätte wohl eher Anlaß gehabt, sich Sorgen zu machen, wenn er bei diesem Anblick *richt* ins Schleudern gekommen wäre.

Sendig zog plötzlich mit einem übertriebenen Schnüffeln die Luft durch die Nase ein, und als reiche ihm diese Imitation eines witternden Polizeihundes noch nicht, legte er auch noch den Kopf schräg. »Wonach riecht es hier eigentlich?« fragte er.

Nach Müll, dachte Bremer. Aber das war es nicht, was Sendig gemeint hatte. Er hatte Bremer mit seiner Frage erst darauf aufmerksam machen müssen, aber nun, als er es einmal getan hatte, fiel es auch ihm auf: Unter dem süßlichen Abfallgeruch war noch etwas, ein Aroma, das längst nicht so aufdringlich und nicht einmal annähernd so stark wie der Verwesungsgestank war, trotzdem aber irgendwie seinen Platz behauptete. Und das er nicht nur kannte, sondern jetzt endlich auch *erkannte*.

»Marzipan!« Sendig sprach es eine halbe Sekunde schneller aus, als Bremer es tun konnte. »Es riecht nach Marzipan.«

Bremer konnte nur wortlos nicken und die Lippen aufeinanderpressen. In Verbindung mit dem Müllkippengeruch, der die Wohnung erfüllte, war allein der Gedanke an etwas Eßbares ekelhaft.

Was aber nichts daran änderte, daß Sendig recht hatte - es war Marzipangeruch, der jetzt, wo sie ihn einmal identifiziert hatten, mit jedem Moment stärker zu werden schien. Und da war noch etwas: Bremer erkannte den Marzipangeruch jetzt nicht nur wieder, weil es Marzipangeruch war und man Marzipangeruch eben kannte - er hatte ihn vor ein paar Minuten erst in fast gleicher Intensität wahrgenommen und nur nicht richtig einordnen können. Unten, auf der Straße.

»Löbach!« sagte er.

Sendig starzte ihn an. »Löbach?«

»Er hat ganz genauso gerochen«, antwortete Bremer. »Ich habe es nicht erkannt, aber jetzt... Er hat so sehr nach dem Zeug gestunken, als hätte er darin gebadet.«

Sendig überlegte einige Sekunden, ehe er mit den Schultern zuckte und in bewußt beiläufigem Ton sagte: »Vielleicht hat er es ja, aber bestimmt nicht in der lackierten Badewanne dahinten.«

Bremer verzichtete diesmal darauf, so zu tun, als würde er über den Scherz lachen. Statt dessen sah er sich aufmerksam in dem kubischen Schwarzen Loch um, in das Löbach die Küche verwandelt hatte. Auch hier stapelten sich Abfälle und aufgeplatze Tüten mit verschimmelten Lebensmittelresten gut knöchelhoch, aber die Arbeitsfläche und die Spüle waren leer, abgesehen von dem Steakmesser und der roten Tropfenspur, die es hinterlassen hatte.

Sendig öffnete der Reihe nach und auf die gleiche, übervorsichtige Art wie im Bad sämtliche Türen oder versuchte es zumindest. Die meisten waren allerdings ebenso verklebt wie die des Spiegelschrances. Irgend jemand hätte Löbach vielleicht sagen sollen, daß es kaum einen zuverlässigeren Kleber gab als frischen Lack.

Die wenigen Türen, die sich überhaupt öffnen ließen, waren eine Enttäuschung. Sie fanden ein halbes Dutzend Teller, einige Tassen und zwei Gläser, alles seit Monaten nicht mehr benutzt, und zwei Dosen Hühnersuppe mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum.

»Viel gegessen scheint er hier in letzter Zeit nicht zu haben«, sagte Bremer. »Ich frage mich, wie jemand nach außen

hin einen ganz normalen Schein wahren, aber in Wirklichkeit so leben kann.«

»So ganz normal war sein Leben nun auch wieder nicht.« Sendig rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander und roch daran. »Die Farbe ist noch nicht sehr alt. Allerhöchstens zwei, drei Tage, schätze ich. Es würde mich nicht wundern, wenn das Labor herausfindet, daß er diese ganze Verwüstung hier erst in den letzten Tagen angerichtet hat.«

Er ließ sich in die Hocke sinken und öffnete die Kühl-schranktür. Auf den drei gläsernen Borden lagen ein paar ver-gammelte Lebensmittel - und eine Anzahl kleiner, durchsich-tiger Plastikbeutel, die eine körnige weiße Substanz enthiel-ten. Der Marzipangeruch entströmte eindeutig einem dieser Beutel, der aufgeschnitten und nicht besonders sorgfältig ver-schlossen worden war.

»Was ist das?« Bremer ließ sich neben Sendig in die Hocke sinken und verhielt sich, nicht zum ersten Mal an diesem Abend, nicht besonders professionell, denn er wollte die Hand nach einem der Beutel ausstrecken, aber Sendig hielt ihn zurück.

»Um Gottes willen, nicht anrühren!« sagte Sendig - nein, er *keuchte es*. Seine Finger umschlossen Bremers Handgelenk so fest, daß es weh tat. Schon im nächsten Moment hatte er sich wieder unter Kontrolle; er ließ Bremers Arm los und lächelte nervös.

»Tut mir leid«, sagte er.

»Aber was ist denn los?« fragte Bremer. Er rieb sich gedankenverloren das Handgelenk. Sendig hatte mit aller Ge-walt zugegriffen. Er konnte jeden einzelnen seiner Finger noch immer auf der Haut spüren. »Was ist das für ein Zeug?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Sendig mit einer Stimme, in der schon wieder eine deutliche Spur der gewohn-ten Unfreundlichkeit mitschwang. »Ich wollte nicht, daß Sie es anfassen, das ist alles. Haben Sie Handschuhe dabei?«

Bremer zog ein Paar zusammengerollter Einmalhand-schuhe aus der Jackentasche und reichte Sendig unaufgefor-dert noch eine Plastiktüte mit Clipverschluß. Sendig prakti-zierte die kleinen Kunststoffbeutelchen so vorsichtig hinein,

daß er seiner Behauptung, nichts über ihren Inhalt zu wissen, damit auch noch den letzten Rest von Glaubwürdigkeit nahm. Er verschloß die Tüte pedantisch, verstaute sie in der Manteltasche und schob die Kühschranktür zu, ehe er aufstand.

»Aber Sie wissen nicht, was das für ein Zeug ist, wie?« fragte Bremer spöttisch. Sowohl die Frage als auch erst recht der Ton, in dem er sie stellte, wären unter normalen Umständen eine glatte Unverschämtheit gewesen. Aber das hier war nun einmal nicht normal - und Sendig war entweder viel zu perplex über seinen unerhörten Ton oder selbst zu schockiert, um entsprechend darauf zu reagieren. Er sah Bremer nur einen Moment nachdenklich an, dann sagte er kühl: »Nein, ich weiß tatsächlich nicht, um welche Substanz es sich handelt, Herr Polizeiobermeister. Ich halte es nur für prinzipiell angebraten, vorsichtig zu sein.«

»Bitte entschuldigen Sie«, sagte Bremer, »ich wollte nicht -«

Sendig winkte ab. »Schon gut. Wir sind wohl beide ein bißchen nervös, schätze ich. Das Beste wird sein, wir bringen das Zeug morgen früh ins Labor und überlassen es denen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, die dafür bezahlt werden.«

Bremer sagte nichts mehr. Er gestattete sich nicht einmal, sich zu ärgern. Er war hier mit *Sendig* zusammen, der wohl nicht ganz umsonst einen gewissen Ruf besaß. Was hatte er erwartet?

6. Kapitel

Er war schließlich doch noch eingenickt und wurde erst wach, als der Zug die Endstation erreichte. Seine vielleicht etwas vorschnell gefaßte Meinung über den Kellner revidierte er in Form eines Zehnmarkscheines, den er als Trinkgeld neben seiner Tasse zurückließ; immerhin hatte der Mann ihn schlafen lassen, obwohl dies der Speisewagen und er gerade zur Frühstückszeit sicher knapp an Plätzen war. Und das war ganz und gar nicht selbstverständlich.

Marks Traum war nicht wiedergekommen, was ihn einigermaßen beruhigte. Es war wohl doch nur ein Traum gewesen, ein ganz besonders scheußlicher Traum vielleicht, aber trotzdem nicht mehr. Was erwartete er nach einer Nacht wie der, die hinter ihm lag? Streß, Aufregung, Furcht, dazu kam, daß er seit annähernd vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte, so daß sein Blutzuckerspiegel gegen Null tendieren mußte... Er hatte sich ja geradezu darauf programmiert, Alpträume zu haben!

Mark verließ als einer der letzten Fahrgäste den Zug und eilte zu den Taxiständen vor dem Bahnhof. Es gab noch einmal eine kurze peinliche Erinnerung an die vergangene Nacht, als er die Frau aus seinem Abteil wiedersah, die behauptet hatte, bei der nächsten Station aussteigen zu müssen. Aber Mark war diplomatisch genug, so zu tun, als erkenne er sie nicht, und sie verlegen genug, das Spiel mitzuspielen und hastig in einem Taxi zu verschwinden. Mark wartete, bis es abgefahren war, ehe er selbst einen zweiten Wagen herbeiwinkte und auf dem Beifahrersitz Platz nahm, sehr zur Verstimmung des Fahrers übrigens, der mit demonstrativ zur Schau getragenem Unmut ein Sammelsurium aus Zeitungen, Papieren, Zigaretenschachteln und einem zerlesenen Stadtplan nach hinten schaufelte, damit er sich setzen konnte.

»Wo soll's hingehen?«

Mark fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über die Augen und versuchte einen Moment lang vergeblich, ein Gäh-

nen zu unterdrücken, ehe er seine Adresse nannte - eigentlich aus einem reinen Reflex heraus, nicht weil er wirklich nach Hause *wollte*. Er hatte Prein zwar versprochen, es zu tun, aber irgendwie hatte er sich die ganze Nacht hindurch erfolgreich davor gedrückt, wirklich darüber nachzudenken. Nach Hause... Was hieß das eigentlich? Die Adresse, die er dem Taxifahrer genannt hatte, war es jedenfalls nicht. Es war ein Haus in einer der vornehmeren Gegenden der Stadt, die Adresse, unter der er gemeldet war und wo er auch ein Zimmer hatte und den allergrößten Teil seines persönlichen Besitzes. Aber sein *Zuhause* war es nicht. Mark versuchte zwar noch eine Weile, sich gegen die Erkenntnis zu wehren, aber es blieb wohl dabei: Das einzige wirkliche *Zuhause*, das er in den letzten Jahren gehabt hatte, war das Internat.

»Ich habe es mir überlegt«, sagte er plötzlich. »Fahren Sie raus zum Institut.«

Der Fahrer warf einen schrägen Blick auf das Taxameter, das wunderbarweise bereits einen Fahrpreis von etwa acht Mark anzeigte, obwohl sie gerade erst losgefahren waren, dann auf seinen Fahrgäst und fragte: »Was für ein Institut?«

»Das St.-Eleonor-Stift«, antwortete Mark. »Ich weiß nicht, wie die Straße heißt.«

»Die Klapsmühle, meinen Sie? Kein Problem. Ist aber ein ziemlich weiter Weg. Das wird nicht ganz billig.«

Mark seufzte. Er mußte dringend etwas an seiner Aufmachung ändern. Allmählich wurde es lästig, jedermann und ständig beweisen zu müssen, daß er nicht so war, wie er aussah. Mit einer ärgerlichen Bewegung zog er seine Geldbörse heraus, entnahm ihr einen Fünfziger und reichte ihn dem Fahrer. »Das sollte wohl reichen. Und ich ziehe den Ausdruck *Nervenklinik* vor.«

Der Mann strich den Geldschein ein und war klug genug, nichts mehr zu sagen, sondern sich zumindest für die nächsten Minuten ganz darauf zu konzentrieren, den Mercedes durch den einsetzenden Berufsverkehr zu manövrieren. Die Anzahl der Wagen, die auf der Straße waren, überraschte Mark. Er wußte, daß die Stadt sich verändert hatte und immer noch veränderte, aber die Schnelligkeit dieses Wandels

verblüffte ihn jedesmal. Sein ruppiges Auftreten hatte dafür gesorgt, daß der Fahrer nicht mehr versuchte, Kilometer zu schinden, sondern den kürzesten Weg zu ihrem Ziel einschlug, aber sie kamen trotzdem kaum von der Stelle. Andererseits war er bisher auch noch nie zu dieser Uhrzeit hier angekommen, sondern meistens an einem Samstag- oder Sonntagabend, an dem die Straßen einen radikal anderen Anblick boten. Vielleicht veränderte sich seine Umwelt gar nicht immer schneller, sondern er hatte nur aufgehört, diese Veränderungen wahrzunehmen.

Er sah auf die Uhr. Wenn Prein Wort gehalten hatte, dann wußte sein Vater noch nicht, daß er in der Stadt war, sondern würde es in frühestens zwei oder drei Stunden erfahren. Mark hätte es im Grunde gleich sein können, aber das war es nicht. Wenn sein Vater wußte, daß er in der Stadt war, ohne direkt nach Hause zu kommen, dann würde er auch wissen, wo er war - und das machte einen großen Unterschied. Mark war nicht oft im St.-Eleonor-Stift, aber jedesmal, wenn er es tat, war ihm der Unterschied deutlicher aufgefallen: Irgend etwas war anders, wenn sein Vater wußte, daß er dort war.

Der Verkehr nahm ein wenig ab, als sie aus dem Zentrum heraus waren, und schließlich fuhren sie auf die Stadtautobahn. Zwanzig Minuten später bog das Taxi von der Straße ab und rollte, langsamer werdend, die Zufahrt des Stifts hinauf, um schließlich direkt vor dem Haupteingang zu halten.

Ein banges Gefühl begann sich in Mark breitzumachen. Er fühlte sich nie gut, wenn er hierherkam, das tat niemand. Und es war eine der großen Absurditäten von Orten wie diesem: Sie dienten dem erklärtermaßen einzigen Zweck, Menschen zu helfen und Leid zu lindern, und doch riefen sie bei allen, die sie betraten, die genau gegenteiligen Gefühle wach - nämlich Unwohlsein und Beklemmung, und nur allzuoft Furcht.

Aber all dies kannte er. Heute war es anders. Schlimmer. Irgend etwas war hinzugekommen. Vielleicht etwas, das er aus seinem Traum mitgebracht hatte.

Mark wurde plötzlich klar, daß er jetzt schon fast eine geschlagene Minute dasaß und die Treppe vor dem gewaltigen Eichenholzportal anstarre. Hastig öffnete er die Tür und

schwang die Beine aus dem Wagen, wandte sich aber dann noch einmal an den Fahrer. »Es wird nicht sehr lange dauern - vielleicht eine halbe Stunde. Wenn Sie wollen, können Sie warten. Ich muß dann zurück in die Stadt.« Er zögerte einen Moment, dann fügte er hinzu: »Sie können die Uhr laufen lassen.«

»Kein Problem.«

Mark stieg endgültig aus und begann, langsamer als nötig, die Treppe hinaufzugehen. Sein Blick tastete über die durchbrochene Fassade und blieb schließlich an den beiden lebensgroßen Engelsfiguren über der Tür hängen.

Vielleicht war es das. Er hatte diese Statuen nie besonders gemocht. Ihre barocke Wucht und ihre strengen Gesichter schienen viel mehr dazu angetan, Besucher abzuschrecken, als Vertrauen zu verbreiten. Und heute kam noch etwas dazu: Die beiden Figuren erinnerten ihn an den Engel aus seinem Traum.

Ein Mann in weißem Kittel verließ eilig die Klinik. Mark wollte die sich vor ihm schließende Tür noch erreichen.

Er war nicht schnell genug. Das Portal schlug zehn Zentimeter vor seinem Gesicht mit einem schweren Laut zu. Er streckte die Hand nach dem Bronzegriff aus, drückte ihn nieder und mußte sich wie immer ziemlich anstrengen, um die Tür zu öffnen. Ein weiteres Rätsel, das er niemals lösen würde: Wenn dies ein Krankenhaus war, warum war das Portal dann eigentlich so schwer, daß selbst ein gesunder Mensch seine liebe Mühe hatte, es aufzubekommen?

Mark betrat die Eingangshalle und wandte sich nach rechts, während die Tür hinter ihm langsam zufiel. Ein vornehmes Schweigen empfing ihn, und wie jedesmal, wenn er hierherkam, wunderte er sich für einen kurzen Moment, daß so gar nichts an dieser Halle darauf hinwies, was sich in diesem Gebäude wirklich verbarg. Es hätte die Eingangshalle eines Museums sein können oder eines teuren Hotels, nur eines nicht, eine - wie hatte der Taxifahrer es genannt? - Klapsmühle. Andererseits konnte man das von einem Etablissement dieser Preisklasse auch erwarten. Sein Vater ließ sich seine Freiheit eine Menge kosten.

Mark steuerte das einzige an, was die Illusion vielleicht ein bißchen störte, nämlich den in schlichtem Teakholz gehaltenen Empfangsschalter, hinter dem zwei Computermonitore und eine Schwester in einer blütenweißen Tracht Wache hielten. Da er seit einigen Jahren regelmäßig hierherkam, kannte er einen Großteil des Personals. Diese Schwester gehörte jedoch nicht dazu. Mark schätzte, daß sie ein oder zwei Jahre jünger war als er. Wahrscheinlich arbeitete sie noch nicht lange hier.

»Guten Morgen«, begrüßte sie ihn. »Was kann ich für Sie tun?« Ihr Blick glitt rasch und taxierend über sein Gesicht und seine Kleidung, aber sie beherrschte sich perfekt. Mark konnte auf ihrem Gesicht nicht ablesen, zu welchem Schluß sie kam.

»Mein Name ist Sillmann«, antwortete Mark. »Mark Sillmann. Ich möchte meine Mutter besuchen.«

Ein Ausdruck von leiser Verblüffung zeigte sich auf dem durchaus hübschen Gesicht unter dem weißen Häubchen. »Ihre Mutter?«

»Erika Sillmann«, bestätigte Mark. »Sie ist Patientin hier.«

Die Finger der Schwester huschten geschickt über die Computertastatur, und der Ausdruck auf ihrem Gesicht begann zwischen Verwirrung und Ratlosigkeit zu schwanken. »Hatten Sie einen Termin, Herr Sillmann?«

»Nein«, antwortete Mark. Er wußte, was nun unweigerlich folgen würde, aber er war müde und nicht unbedingt allerbester Laune, und er hatte verdammt noch mal keine Lust, sich mit einer Lernschwester herumzustreiten, ganz egal wie freundlich oder hübsch sie auch sein mochte, und so fuhr er in hörbar schärferem Ton fort: »Und ehe Sie es sagen: Ich weiß auch, wie spät es ist und daß die offizielle Besuchszeit erst in ein paar Stunden anfängt. Aber ich komme gerade vom Bahnhof. Ich bin die ganze Nacht gefahren, und ich habe meine Mutter seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen. Und ich muß sie wirklich *dringend* sprechen. Verstehen Sie?«

Das war eindeutig die falsche Taktik. Schwester Beate - wie das dezente Namensschild an ihrer Tracht verriet - mochte noch ziemlich jung sein, aber sie gehörte nicht zu den Men-

sehen, die sich so leicht einschüchtern ließen. Jeder Ausdruck verschwand von ihrem Gesicht. Sie wirkte nur noch kühl und kein bißchen verunsichert.

»Herr Sillmann, das hier ist ein Krankenhaus«, sagte sie.
»Unsere Patienten brauchen vor allem - «

»Hören Sie, Schwester Beate«, unterbrach sie Mark. »Ich weiß, was Sie sagen wollen, und Sie haben vollkommen recht damit. Aber ich habe es auch wirklich eilig. Wir können uns jetzt also eine Weile streiten und vielleicht ein bißchen laut werden, und jeder von uns könnte eine Menge Dinge sagen, die er eigentlich gar nicht so meint und die ihm gleich darauf schon wieder leid tun, das ist die eine Möglichkeit. Die andere ist, daß Sie jetzt den Telefonhörer nehmen und Professor Artner anrufen und ihm sagen, daß der Sohn von Gustav Sillmann hier ist und darum bittet, seine Mutter besuchen zu dürfen.«

»Professor Artner ist... im Moment nicht hier«, antwortete sie, eindeutig überrascht, aber auch ein bißchen erschrocken. Sie schien nicht damit gerechnet zu haben, daß Mark den Chefarzt der Klinik persönlich kannte. Das war im Grunde auch nicht der Fall. Er hatte Artner ein einziges Mal getroffen und sich vielleicht zehn Minuten mit ihm unterhalten, aber er wußte, daß sein Vater und er sich gut kannten, und baute einfach darauf, daß die bloße Erwähnung des Namens seiner Forderung den nötigen Nachdruck verlieh.

»Dann eben den zur Zeit diensthabenden Arzt«, sagte er.

Diesmal ging seine Rechnung auf. Schwester Beate blickte ihn noch eine Sekunde verstört an, aber dann streckte sie die Hand nach dem Telefon aus und sagte: »Ganz wie Sie wünschen. Bitte gedulden Sie sich einen Moment. Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.«

Sie tippte eine dreistellige Nummer ein und lauschte, und Mark trat einen Schritt von der Theke zurück, um sie nicht noch mehr in Verlegenheit zu bringen, sich selbst übrigens auch. Er fühlte sich alles andere als wohl in seiner Haut, und schon gar nicht in der Rolle, die er plötzlich spielte. Wenn Prein ihn jetzt sehen könnte, dachte er, würde sich wahrscheinlich ein selbstzufriedenes Grinsen auf seinem Gesicht

ausbreiten. Tat er nicht genau das, was er ihm prophezeit hatte? Er schrie Protest und Widerstand, er behauptete, nichts von alledem haben zu wollen, was ihm das Schicksal als Geschenk mitgegeben hatte, und doch nutzte er das Gewicht seines Namens - genauer gesagt: des seines Vaters - und vor allem das seines Geldes aus, um ein Ziel zu erreichen. Und das schon bei der ersten kleinen Schwierigkeit, die sich zeigte. >Die dunkle Seite der Macht<, wie Darth Vader es wohl ausdrücken würde. Es war tatsächlich leicht, ihrer Verlockung zu erliegen.

Vor allem, wenn man müde, hungrig und vollkommen verstört war.

Die Schwester telefonierte eine ganze Weile, und obwohl Mark ganz bewußt nicht hinhörte, sagte ihm doch ihr Tonfall, wie sehr sie das überraschte, was sie erfahren mußte. Schließlich hängte sie ein und wandte sich mit einem Blick an Mark, in dem sich Verwirrung und eine Art widerwilliger Respekt miteinander mischten. »Sie können Ihre Mutter sehen. Wenn Sie sich nur noch einen Moment gedulden würden. Einer der Pfleger wird Sie zu ihr bringen.«

»Selbstverständlich«, sagte Mark. Er bemühte sich, so freundlich zu lächeln, wie es gerade noch ging, ohne aufgesetzt oder gar schadenfroh zu wirken. »Und nichts für ungut, okay?«

Er bekam keine Antwort. Er hatte damit gerechnet, aber es enttäuschte ihn trotzdem. Innerhalb weniger Stunden war es jetzt das zweite Mal, daß er bei einem vollkommen fremden Menschen einen unangenehmen Eindruck hinterlassen hatte - und übrigens auch das zweite Mal, daß ihm dies mehr zu schaffen machte, als es eigentlich sollte. Bisher zumindest verlief der Start in sein neues, selbstbestimmtes Leben ganz und gar nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte.

7. Kapitel

Na, wieder einigermaßen fit?« Sendig lächelte und bot ihm eine Zigarette an, die Bremer tapfer, aber nicht besonders umsichtig ablehnte - mit einem heftigen Kopfschütteln nämlich, das sofort einen intensiven, hämmernden Schmerz in seinem Schädel nach sich zog. Er biß die Zähne aufeinander und versuchte, ein Stöhnen zu unterdrücken.

»Gut, ich ziehe die Frage wieder zurück. War sowieso ziemlich dumm. Schließlich weiß ich, wie *ich* mich fühle. So eine Nacht steckt man nicht einfach weg.«

Dem konnte Bremer nur zustimmen. Sie waren noch bis in die frühen Morgenstunden in Löbachs Wohnung geblieben, und es war ihm noch nie so schwergefallen, eine Nachschicht durchzustehen.

Die Sache machte ihm mehr zu schaffen, als er zuzugeben bereit war - auch sich selbst gegenüber.

Bremer hob die Hände vor das Gesicht, um ein Gähnen zu kaschieren, das er nicht ganz unterdrücken konnte. Er harte kaum geschlafen, selbst als er schließlich nach Hause und ins Bett gekommen war. »Entschuldigen Sie bitte, Herr Kommissar«, begann er, »aber ich -«

»Sie fragen sich, was ich eigentlich von Ihnen will«, unterbrach ihn Sendig. »Und was zum Teufel ich hier zu suchen habe - in Ihrer Wohnung, unangemeldet, und noch dazu, wo Sie krankgeschrieben sind und selbst unabhängig davon jetzt eigentlich dienstfrei hätten.«

Damit hast du verdammt recht, dachte Bremer, besser hätte ich es auch nicht ausdrücken können. Laut sagte er: »Wissen Sie mittlerweile, was in Löbachs Kühlschrank war?«

Sendig hob die Schultern, warf einen fragenden Blick auf die Kaffeekanne auf dem Tisch und schenkte sich den benutzten Becher ein, als Bremer nickte. Er nippte an seinem Kaffee und verzog anerkennend die Lippen.

»Und?« fragte Bremer.

»Nichts Außergewöhnliches. Kokain. Ganz gewöhnliches Kokain. Löbach scheint ab und zu ein Naschen voll genommen zu haben.«

»Kokain?« Bremer blickte ihn zweifelnd an. »Seit wann bewahrt man Kokain im Tiefkühlfach auf?«

Sendig zuckte abermals mit den Achseln. »Seit wann malt man seine Wohnung schwarz an, schnitzt sich den Namen eines alttestamentarischen Todesengels mit einem Steakmesser in die Brust und springt dann nackt vom Balkon?« gab er zurück.

»Alttestamentarischer Todesengel?«

»Wie Sie sehen - ich habe meine Hausaufgaben gemacht«, erwiderte Sendig. »Außerdem habe ich ein ziemlich gutes Lexikon zu Hause. Azrael ist der Name des biblischen Würgerengels.« Er lachte kurz. »Löbach war wirklich verrückt.«

Bremer glaubte ihm kein Wort. Was immer in den Beuteln gewesen war, die sie in Löbachs Kühlschrank gefunden hatten, Kokain war es ganz bestimmt nicht. *Kokain*, das nach Marzipan roch?

»Bitte, Herr Kommissar«, sagte Bremer. »Ich habe wirklich Kopfschmerzen. Ich bin müde und -«

»Ich verstehe«, unterbrach ihn Sendig. »Ich gehe Ihnen auf die Nerven, und Sie fragen sich, was zum Teufel ich eigentlich von Ihnen will. Wenn es Sie tröstet - ich bin bisher nicht einmal nach Hause gekommen, von einem Bett ganz zu schweigen.«

Das zumindest stimmte offensichtlich. Sendig trug noch immer die vollkommen unpassende festliche Kleidung, mit der er am vergangenen Abend in Löbachs Apartment aufgetaucht war, nur daß sie jetzt einen vollkommen verknitterten und verdreckten Anblick bot. Sein Gesicht war übrigens genauso zerknautscht, was auch seine Behauptung zu beweisen schien, noch weniger Schlaf gefunden zu haben als Bremer. Bremers Mitgefühl hielt sich allerdings in Grenzen.

»Es gibt einen bestimmten Grund, weswegen ich mit Ihnen reden will«, fuhr Sendig fort. »Ich hätte es schon gestern abend getan, wenn nicht... etwas dazwischengekommen wäre. Es war wohl ein glücklicher Zufall, daß ausgerechnet

Sie gestern nacht Dienst hatten, als Löbach auf die Idee kam, Superman zu spielen.«

»Hatte ich gar nicht«, maulte Bremer. »Ich war auf dem Weg zur Dienststelle. Meine Schicht war vorbei.«

»Ich sagte doch, ein glücklicher Zufall«, sagte Sendig, »über den ich sehr froh bin.«

Bremer schwieg. Seine Kopfschmerzen wurden stärker, und es erschien ihm viel zu mühsam, zu antworten. Außerdem traute er dem Braten nicht. Sendig war der umstrittenste Widerling der Berliner Polizei. Wenn er freundlich war, dann war das allemal ein Grund, mißtrauisch zu sein - und sehr, sehr vorsichtig.

»Also gut, ich will ganz offen zu Ihnen sein«, fuhr Sendig fort, nachdem er eine Weile vergebens auf eine Antwort gewartet hatte. »Diese ganze Geschichte stinkt. Sie stinkt genauso zum Himmel wie damals bei Sillmann, aber diesmal werde ich nicht klein beigegeben. Ich werde den Fall zurückverfolgen bis zu den Verantwortlichen, und dazu härte ich gerne Ihre Hilfe.«

»Meine Hilfe?«

»Ich brauche einen Mitarbeiter, auf den ich mich verlassen kann. Und dem ich nicht jeden Handgriff erklären muß, sondern der mitdenkt.«

»Davon haben Sie schätzungsweise zweihundertfünfzig im Präsidium«, antwortete Bremer. »Ich bin ein ganz normaler Streifenpolizist, kein Kripobeamter.«

»Ich traue keinem einzigen davon.« Sendig stand auf und trat ans Fenster. Er blickte eine ganze Weile wortlos hinaus und zündete sich eine Zigarette an, ehe er fortfuhr: »Sie waren damals bei der Sillmann-Geschichte dabei, Bremer. Ich habe Sie gleich wiedererkannt, obwohl es sechs Jahre her ist. Wollen Sie wissen, warum? Weil ich genau gesehen habe, wie Sie die Geschichte mitgenommen hat. Ich meine... wir waren alle ziemlich mit den Nerven runter, aber Sie waren einer der wenigen, die es gewagt haben, sich ihre Gefühle wirklich anmerken zu lassen.«

»Ja, ich erinnere mich«, sagte Bremer. Seine Stimme nahm ohne sein Zutun einen säuerlichen Klang an, aber er ver-

suchte auch nicht, dagegen anzukämpfen. Es war seine erste persönliche Begegnung mit Sendig gewesen - an der Zigarette, die er ihm verpaßt hatte, hatte er eine Woche lang geraucht. Und was die Gefühle anging..

...nur ein Stein hätte keine Regung gezeigt bei *diesem* Anblick. Vier Tote waren ein bißchen viel, um sie einfach so wegzustecken. Zwei davon waren praktisch noch Kinder gewesen.

Sendig lachte leise, aber es klang nicht echt. »Ja, und wahrscheinlich sind Sie heute noch sauer auf mich, weil ich Sie damals so angeblafft habe. Dabei war ich genauso fertig wie Sie. Glauben Sie es oder nicht - aber ich habe geheult wie ein Schloßhund, als ich zu Hause war. Jeder von uns hat eben seine eigene Art, mit den Ereignissen fertig zu werden.«

Er sog an seiner Zigarette und blies eine graue Rauchwolke gegen die Scheibe. »Aber ich bin nicht hier, um Ihnen mein Herz auszuschütten. Wissen Sie, wie die Geschichte damals ausgegangen ist?«

»Nein«, sagte Bremer.

»Können Sie auch gar nicht«, antwortete Sendig, ohne sich zu ihm umzudrehen. »Sie ist nämlich nicht ausgegangen. Bis heute nicht.«

»Aber ich dachte —«

»Sie dachten dasselbe, was alle dachten«, fiel ihm Sendig ins Wort. »Sie dachten das, was Sie denken *sollten*. Aber die Wahrheit sieht ein bißchen anders aus.«

»Und wie?«

»Ich wäre wahrscheinlich nicht hier, wenn ich das wüßte«, antwortete Sendig. Er setzte sich wieder, drückte die Zigarette auf seiner Untertasse aus und trank den letzten Schluck Kaffee. »Die offizielle Version ist, daß es sich um einen tragischen Unfall gehandelt hat. Ein paar ausgeflippte Junkies, die es übertrieben und die Quittung dafür bekommen haben.«

»Aber Sie glauben das nicht.« Worauf wollte Sendig hinaus?

»Sagen wir: Man hat mir zu verstehen gegeben, daß ich besser daran täte, es zu glauben. Vor sechs Jahren - und vor knapp zwei Stunden noch einmal.«

»Wie bitte?« entfuhr es Bremer.

Sendig zuckte mit den Schultern und zündete sich schon wieder eine Zigarette an, obwohl er die erste nicht einmal zu einem Drittel aufgeraucht hatte. »Schlechte Nachrichten sprechen sich offenbar wirklich schnell herum«, sagte er paffend. »Man hat mir jedenfalls erneut zu verstehen gegeben, daß die Ermittlungen besser zu dem Ergebnis führen sollten, nach dem gestern alles aussah. Der tragische Selbstmord eines Geistesgestörten.«

»*Man?*« sagte Bremer betont. »Wer ist *man*?«

Sendig lächelte dünn und verbarg das Gesicht hinter einer blaugrauen Rauchwolke. »Ich weiß es nicht. Eine Stimme am Telefon, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Der Sie so einfach gehorchen?«

»Nichts ist einfach, Bremer«, sagte Sendig. »Vielleicht werde ich es Ihnen irgendwann einmal erklären, wahrscheinlich aber nicht. Geben Sie sich damit zufrieden: Es gibt in diesem Land ein paar Dienstausweise, die Sie wahrscheinlich noch nie im Leben zu Gesicht bekommen haben, und Sie sollten beten, daß es so bleibt.«

»Einen Moment, bitte«, sagte Bremer. Sein Kopf tat noch immer weh, aber er war mit einem Male hellwach. Wem wollte Sendig eigentlich *diese* Räuberpistole erzählen? »Nur, damit ich das richtig verstehe: Sie behaupten, daß man Sie damals gezwungen hat, die Ermittlungen zu verschleppen. *Sie?*« Das letzte Wort hatte er in so zweifelndem Ton ausgesprochen, daß sich ein verkniffenes Lächeln auf Sendigs Gesicht stahl.

»Das kommt Ihnen seltsam vor, nicht? Aber eine ganze Reihe von Leuten haben damals überraschend Karriere gemacht oder sind unerwartet zu Geld gekommen.«

Diesmal verging eine Weile, bevor Bremer überhaupt begriff, was Sendig damit sagen wollte. Ungläubig riß er die Augen auf. »Sie wollen mir nicht im Ernst erzählen, daß man Sie bestochen hat.«

»Niemand hat mir irgend etwas angeboten«, antwortete Sendig. »Man hat mir nur zu verstehen gegeben, daß es sich nicht besonders günstig auf meine Karriere auswirken

würde, wenn ich unvernünftig wäre. Ich *war* vernünftig - und wurde acht Monate später zum Leiter der Mordkommission befördert.«

»Das wären Sie sowieso geworden«, widersprach Bremer, und das so heftig, daß es ihn selbst überraschte.

»Sicher«, erwiderte Sendig. »Früher oder später. Aber wahrscheinlich doch eher später. Jeder hat seinen Preis, Bremer. Ich auch. Ich habe nur ein bißchen zu spät begriffen, daß es Dinge gibt, die man sich nicht abkaufen lassen kann. Nicht einmal dann, wenn man es will. Wissen Sie, ich habe die Gesichter dieser beiden toten Kinder nie mehr vergessen.«

Bremer antwortete nicht darauf. Das Gehörte hatte ihn erschüttert, und er hatte es noch längst nicht wirklich begriffen. Sendig hatte sich kaufen lassen? Das war vollkommen unmöglich. Er weigerte sich einfach, es zu glauben!

»Ich habe mir eingebildet, es wäre vorbei«, fuhr Sendig fort. »Aber das ist es nicht. Was oder wer immer Löbach umgebracht hat, es war dasselbe wie damals. Aber diesmal werde ich herausfinden, was es ist.«

»Trotz der Dienstausweise?« fragte Bremer.

»*Wegen* der Dienstausweise«, verbesserte ihn Sendig. »Ich nehme meinen Beruf ernst, Bremer. Ich habe geschworen, die Menschen in dieser Stadt zu beschützen und das Gesetz zu achten. Und niemand wird mich ein zweites Mal dazu bringen, diesen Eid zu brechen. Ganz egal, was für einen *Dienstausweis* er auch hat. Politische Gründe interessieren mich einen Dreck, wenn Menschenleben auf dem Spiel stehen.«

Das waren große Worte. Für Bremers Geschmack beinahe ein bißchen *zu* groß. Aber was bei den meisten anderen aufgesetzt und im besten Fall theatralisch geklungen hätte, das hörte sich bei Sendig beinahe glaubhaft an.

»Und dabei soll ich Ihnen helfen?« fragte Bremer. Als Sendig nickte, fügte er hinzu: »Warum ausgerechnet ich? Doch bestimmt nicht nur, weil ich damals *Gefühle* gezeigt habe.«

Sendig warf einen langen Blick in die Runde. Er taxierte die einfache, aber geschmackvolle Einrichtung der Ein-Zimmer-Wohnung, das ungemachte Bett, von dem er Bremer aufge-

scheucht hatte, und die Schrankwand, deren Fächer fast vollkommen von Bremer's privater Videosammlung eingenommen wurden.

Es dauerte eine Weile, bis Bremer begriff, daß dieser Blick keineswegs den Grund hatte, Zeit zu schinden, sondern bereits Teil der Antwort auf seine Frage war.

»Zum Teil tatsächlich, weil Sie damals dabei waren«, sagte er schließlich. »Ich könnte niemandem wirklich erklären, wie es war. Ihnen muß ich das nicht, Sie haben es gesehen. Außerdem sind Sie ein guter Mann.«

»Und zum anderen Teil?«

»Sie sind Junggeselle«, sagte Sendig. »Ich habe mich über Sie erkundigt. Sie haben kaum andere Interessen als Ihren Beruf. Kaum Hobbys, außer Ihre Vorliebe für Filme - die meiner Meinung nach keinen anderen Grund als schlichte Langeweile hat -, und dazu eine blütenweiße Weste. Wenn meine Informationen stimmen, haben Sie in den letzten acht Jahren nicht einmal falsch geparkt. Es dürfte ziemlich schwer sein, Sie irgendwie unter Druck zu setzen.«

»Und Sie glauben, daß das passieren wird?«

»Keine Ahnung«, gestand Sendig. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Ebensogut ist es möglich, daß gar nichts passiert. Vielleicht sehe ich ja nur Gespenster. Machen Sie das Beste für sich draus. Sie haben doch schon einmal einen Antrag gestellt, zur Kripo versetzt zu werden, oder?«

»Vor zwei Jahren«, bestätigte Bremer. »Er wurde abgelehnt.«

»*Ich* habe ihn abgelehnt«, sagte Sendig ruhig. »Nur, damit Sie sehen, daß ich wirklich mit offenen Karten spiele.«

Bremer starnte ihn an. »Sie? Aber warum, um Gottes willen?«

Sendig sah ihn mit Unschuldsmiene an. »Vielleicht hatte ich eine Vorahnung«, sagte er. »Wenn ja, war sie richtig. Sonst hätte ich ja jetzt nichts, was ich Ihnen bieten könnte. Schon vergessen? Jeder Mensch hat seinen Preis. Ich lasse Sie zur Kripo versetzen - zuerst vorübergehend, und falls wir beide diese Geschichte halbwegs unbeschadet überstehen sollten, auf Dauer.«

Wenn von dem, was Sendig erzählte, auch nur die Hälfte wahr war, dachte Bremer düster, dann konnte er wahrscheinlich hinterher von Glück sagen, wenn er sich bei der Autobahnpolizei wiederfand und die Leitplanken polieren durfte. »Was erwarten Sie jetzt von mir?« fragte er. »Daß ich Ihnen vor Dankbarkeit um den Hals falle, weil Sie mir etwas anbieten, das Sie mir selbst weggenommen haben?«

Sendig zog eine abfällige Grimasse. »Halten Sie mich meinetwegen für ein Schwein«, sagte er gleichmütig. »Es soll mir recht sein. Ich habe einen Ruf zu verteidigen, wissen Sie. Ich bitte Sie um Ihre Hilfe, nicht, mich zu heiraten.« Er stand auf. »Also?«

»Kann ich es mir überlegen?« fragte Bremer.

»Selbstverständlich.« Sendig deutete auf die Tür. »Genau so lange, wie ich brauche, um zur Tür zu gehen und diesen Raum zu verlassen. Danach werde ich leugnen, dieses Gespräch jemals geführt zu haben.«

Eine innere Stimme flüsterte Bremer zu, daß er besser beraten war, die Frage nicht laut auszusprechen, die ihm auf der Zunge lag, aber er ignorierte sie und fragte: »Und was, wenn ich nein sage? Immerhin könnte ich zu der geheimnisvollen Stimme am Telefon gehen und ihr alles erzählen.«

Sendig verzog keine Miene. »Das würde ich bedauern«, sagte er kühl. »Aber in diesem Fall müßte ich Ihnen wohl beweisen, was für ein Schwein ich wirklich sein kann.«

Das ließ an Deutlichkeit nicht viel zu wünschen übrig, und Bremer glaubte ihm jedes Wort. Wenigstens waren die Fronten jetzt geklärt, dachte er. »Also gut«, sagte er. »Sie haben gewonnen. Es ist zwar völlig verrückt, aber ich bin dabei.«

»Es freut mich, daß Sie sich so entscheiden«, sagte Sendig. »Ich fahre jetzt nach Hause und ziehe mich um. Meine Frau wird wahrscheinlich schon eine Vermißtenanzeige aufgegeben haben. Ich wollte auf dem Rückweg von der Oper nur noch mal kurz ins Büro, um eine Akte zu holen. Seither hat sie nichts mehr von mir gehört. Ich hole Sie in, sagen wir...« Er sah auf die Uhr. »... zwei Stunden ab, und wir fahren zusammen zu Herrn Sillmann, um ihm die eine oder andere Frage zu stellen. Einverstanden?«

Bremer nickte, und Sendig ging, ohne sich zu verabschieden. Bremer starnte die geschlossene Tür hinter ihm noch eine ganze Weile an, selbst als Sendig das Haus längst verlassen hatte und er hören konnte, wie sein Wagen unten auf der Straße abfuhr. Seine Gedanken rasten, aber gleichzeitig schienen sie sich auch träge wie halb erstarrter Sirup zu bewegen. Was er in den letzten zehn Minuten gehört hatte, das war unglaublicher und zugleich erschreckender als alles, was ihm in seinen bisherigen Dienstjahren untergekommen war. Hatte Sendig gerade wirklich zugegeben, daß er sich hatte *kaufen* lassen? Und hatte er tatsächlich fast im gleichen Atemzug versucht, *ihn* zu kaufen?

Und so unglaublich dieser Gedanke schon klang, es gab einen, der noch erschreckender war, nämlich den, daß er, Bremer, im Grunde gar nichts dagegen hatte, sich kaufen zu lassen.

8. Kapitel

In all den Jahren, die er jetzt hierherkam, hatte sich dieser Raum nicht verändert. Das Antlitz der Klinik befand sich in einem sehr langsamem, aber beständigen Wandel: Türen und Fenster waren in freundlichen Farben gestrichen worden, verschlissene Teppiche ersetzt, das eine oder andere Bild aufgehängt oder abgenommen, das eine oder andere Gesicht ausgetauscht worden. Aber an diesem speziellen Zimmer waren sämtliche Veränderungen spurlos vorübergegangen. Tapeten und Mobiliar waren ebenso geblieben wie die beiden geschmackvollen Drucke an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand. Auf dem Tisch stand noch immer der gleiche Aschenbecher aus weißem Carrara-Marmor wie vor vier Jahren, ja selbst die Zeitschriften, die säuberlich aufgestapelt auf einem kleinen Tischchen neben dem Fenster lagen, schienen die gleichen zu sein wie immer.

Natürlich wußte Mark, daß das nicht stimmte. Das Titelbild der obersten Illustrierten hatte er am Morgen in der Auslage des Bahnhofskioskes gesehen, und wahrscheinlich wären ihm noch mehr Veränderungen aufgefallen, hätte er nur danach gesucht. Die Wahrheit war, daß er es nicht *wollte*. Sein Leben, das während des zurückliegenden halben Jahrzehnts aus praktisch nichts anderem als Warten bestanden hatte, war innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden derart - und derart *schnell* - in Bewegung geraten, daß er sich plötzlich fast verzweifelt an jede noch so kleine Konstante klammerte, die er fand. Selbst wenn sie in Wirklichkeit gar nicht da war.

Er hörte Schritte draußen auf dem Flur, und fast im gleichen Moment wurde die Tür geöffnet. Mark wappnete sich gegen den Anblick, der sich ihm bieten würde, obwohl er wußte, daß er nicht dramatisch oder auch nur erschreckend war. Aber er war nervös. Auf seiner Zunge lag ein pelziger Geschmack, den er wider besseres Wissen auf seine Übermüdung schob, und er fragte sich, was er eigentlich hier wollte. Hätte er nur einen Moment mehr Zeit gehabt, wäre er viel-

leicht aufgestanden und wieder gegangen, ohne auf seine Mutter zu warten. Aber auch das gehörte zu diesem Zimmer. Es erging ihm fast jedes Mal so, wenn er hier war.

Mark hatte einen Pfleger erwartet, doch es war niemand anders als Schwester Beate, die seine Mutter hereinführte. »Herr Sillmann - Ihre Mutter. Aber bitte: nur eine halbe Stunde. Sie bringen sonst den ganzen Ablauf hier durcheinander.«

»Selbstverständlich«, antwortete Mark. Er hatte nicht vor, lange zu bleiben. Konkret hatte er es noch nie länger als zwanzig Minuten hier ausgehalten, meistens nicht einmal das. Er stand auf, eilte um den Tisch herum und schloß seine Mutter in die Arme. Sie ließ es einen Moment lang zu, dann schob sie ihn mit sanfter Gewalt ein kleines Stückchen von sich fort und sah kopfschüttelnd zu ihm hoch.

»Mark! Was ist denn los? Du tust ja geradeso, als hätten wir uns monatlang nicht gesehen!«

Es waren genau *sechs* Monate, aber Mark ersparte es sich, das auszusprechen. Seine Mutter lebte in ihrer eigenen Zeit, die anderen Gesetzen gehorchte als die der restlichen Welt. »Ich freue mich nur so, dich wiederzusehen«, sagte er, dann wandte er sich mit einer entsprechenden Geste an die Schwester.

»Es ist gut«, sagte er. »Ich sage Ihnen dann Bescheid, wenn wir fertig sind.«

»Eine halbe Stunde«, erinnerte sie, schloß dann aber die Tür hinter sich und ging. Mark wartete ganz automatisch darauf, einen Verschlußmechanismus einrasten zu hören oder einen Riegel. Das geschah niemals. Sie befanden sich in einem Teil des Instituts, in dem es keine verschlossenen Türen gab, keine Gummizellen, keine Gitterstäbe und keine Sicherheitsvorkehrungen - zumindest keine, die man sah. Die Mauern dieses Gefängnisses waren unsichtbar und körperlos. Sie existierten nur in den Köpfen seiner Insassen. Er hätte hinausspazieren und seine Mutter vielleicht sogar mitnehmen können, ohne daß es aufgefallen wäre.

Mark wartete, bis seine Mutter sich gesetzt hatte, bevor er ihr gegenüber Platz nahm und sie jetzt das erste Mal aufmerksam

ansah. Sie hatte sich sehr verändert, seit er das letzte Mal hiergewesen war. Trotz der frühen Stunde und des fast schäbigen Morgenmantels, den sie trug, wirkte sie wie immer sehr gepflegt - perfekt frisiert und mit sorgfältig manikürten Nägeln. Und vor allem ihre Haltung: jeder Zoll die Grande Dame, die sie einst gewesen war. Vielleicht war dies das Grausamste an ihrer Krankheit überhaupt, daß sie ihr Äußeres vollkommen unangetastet gelassen hatte. Sie war mittlerweile vierzig, aber noch immer eine sehr attraktive Frau und noch immer eine - scheinbar - starke Persönlichkeit. Trotzdem war irgend etwas anders an ihr. Sie wirkte auf eine unbestimmte Weise traurig. Ihre Bewegungen waren ein wenig gedämpfter, ihre Stimme eine Spur leiser, der Glanz ihrer Augen nicht ganz so intensiv wie sonst. Aber Mark fragte sich, ob sie sich tatsächlich verändert hatte - oder er sie vielleicht nur anders *sah*.

»Es ist schön, daß du kommst«, sagte sie. »Ich habe mich gestern sehr gelangweilt. Ich weiß natürlich, daß ich nicht von euch verlangen kann, mich jeden Tag zu besuchen. Manchmal habe ich das Gefühl, daß die Zeit hier stehenbleibt, wenn niemand kommt. Hast du deinen Vater nicht mitgebracht?«

»Er weiß nicht, daß ich hier bin«, antwortete Mark.

»Ein Überraschungsbesuch? Du hast dich ganz spontan dazu entschieden? Das ist nett. Aber trotzdem -«, sie sah auf ihre Armbanduhr und runzelte demonstrativ die Stirn, »- was tust du hier? Solltest du um diese Zeit nicht eigentlich in der Schule sein?«

»Ich gehe nicht mehr zur Schule, Mutter«, sagte Mark geduldig.

»Nicht mehr zur Schule? Was soll das heißen? Sind denn schon Ferien?«

»Bald«, antwortete Mark. »Noch ein paar Wochen. Aber das ist nicht der Grund, weswegen ich hier bin.«

»Oh, ich versteh«, unterbrach ihn seine Mutter, indem sie ihm spielerisch mit dem Zeigefinger drohte. »Du hast einfach blaugemacht! Geschwänzt, um deine arme Mutter im Krankenhaus zu besuchen. Das ist lieb gemeint, aber nicht besonders klug von dir. Es ist wichtig, zur Schule zu gehen, hörst du! Außerdem wird dein Vater nicht besonders erfreut sein,

wenn er hört, daß du die Schule geschwänzt hast. Ich fürchte, ich werde es ihm sagen müssen, wenn er kommt. Kommt er heute?« Sie legte den Kopf auf die Seite und runzelte erneut angestrengt die Stirn. »Ich weiß gar nicht... War er gestern da, oder vorgestern?«

»Vater war nicht vorgestern hier, Mutter«, sagte Mark, so ruhig er konnte. »Und er war auch gestern nicht hier, und er wird heute nicht kommen und auch morgen nicht. Er war seit fünf Jahren nicht mehr hier, und er wird dich auch in den nächsten fünf Jahren nicht besuchen.«

Seine Mutter blinzelte verwirrt. »Was redest du da?«

»Und ich gehe auch nicht mehr zur Schule«, fuhr Mark fort. »Weder heute noch morgen oder nach den Ferien.«

»Nicht?«

»Ich habe die Schule abgebrochen«, sagte Mark. Natürlich war es sinnlos. Sie hörte seine Worte vielleicht, aber sie bedeuteten nichts für sie, denn das, worüber er sprach, gehörte zu jenem Teil des Universums, der auf der anderen Seite des Abgrundes lag, hinter dem sich ihr Bewußtsein verschanzt hatte. Trotzdem glaubte er einen Moment lang - nein: redete es sich ein -, so etwas wie Begreifen in ihrem Blick aufflackern zu sehen.

»Ich habe die Schule abgebrochen und bin aus dem Internat ausgezogen. Ich weiß noch nicht genau, wie es jetzt weitergeht, aber ich werde erst einmal hier in der Stadt bleiben, und ich verspreche dir, daß ich mich in Zukunft mehr um dich kümmern werde als bisher.«

»Das ist wirklich lieb von dir«, sagte seine Mutter, »aber nicht nötig. Die Ärzte hier sind wirklich gut, und das Personal ist sehr zuvorkommend. Die paar Tage, die ich noch hierbleiben muß, gehen auch noch vorbei. Dein Vater -«

»Mein Vater«, unterbrach Mark sie so scharf, daß nur noch eine Nuance fehlte, und er hätte geschrien, »ist schuld daran, daß du hier bist, Mutter. Er hat dich hierhergebracht. Aber ich werde dafür sorgen, daß das nicht mehr lange so bleibt. Bis-her konnte ich nichts tun, aber jetzt hat er keine Macht mehr über mich. Ich weiß noch nicht, wie, aber irgendwie hole ich dich hier heraus. Das verspreche ich dir.«

Ein Versprechen, das er nicht halten konnte. Und er wußte es auch selbst. Die Worte waren nicht mehr als Ausdruck seiner Hilflosigkeit und der Wut, die immer noch tief in ihm schlummerte und immer wieder neu aufflammte, wenn er hierherkam und sah, was aus seiner Mutter geworden war. Er konnte es nicht einhalten, und er war nicht einmal ganz sicher, ob er es wollte. Ganz gleich, wie sehr er seinen Vater auch für das haßte, was er ihr angetan hatte - sie war nun einmal, was sie war, und mit Sicherheit war sie hier am besten aufgehoben. Mit ausreichend Energie, Zeit und einem Bataillon gewiefter Rechtsanwälte würde es ihm vielleicht sogar wirklich gelingen, sie hier herauszuholen. Aber mit ziemlicher Sicherheit würde er sie damit auch umbringen.

»Hast du eigentlich daran gedacht, den Videorecorder zu programmieren?« fragte seine Mutter plötzlich. Ihre Stimme klang ein bißchen alarmiert. »Du weißt, wie sehr ich *Dallas* liebe. Ich möchte keine Folge verpassen!«

»Dallas läuft seit fünf Jahren nicht mehr, Mutter«, murmelte Mark. Laut und mit einem erzwungenen Lächeln sagte er: »Natürlich. Es ist alles auf Band. Du versäumst nichts, keine Angst.«

»Ich weiß, daß es albern ist«, antwortete seine Mutter mit einem kleinen, verlegenen Lächeln. »Dein Vater wird immer ganz zornig, wenn er sieht, daß ich mir diese Serie anschau. Aber ich mag sie nun einmal. Und jetzt erzähl mir von der Schule. Hast du immer noch so große Schwierigkeiten mit der Mathematik? Ich hoffe doch, du gehst weiter regelmäßig zum Nachhilfeunterricht - auch wenn ich nicht da bin, um auf dich aufzupassen.«

Mark resignierte. Er hätte nicht enttäuscht sein dürfen - für seine Mutter war er noch immer zwölf Jahre alt und würde es auch immer bleiben -, aber er war es, so sehr, daß es beinahe körperlich weh tat. Manchmal, wenn er hier war, fragte er sich allen Ernstes, ob er es vielleicht aus dem einzigen Grund immer wieder tat, um sich für irgend etwas zu bestrafen. Trotzdem sagte er noch einmal: »Ich gehe nicht mehr zur Schule, Mutter. Ich bin seit gestern achtzehn. Ich bin volljährig und lebe jetzt mein eigenes Leben. Vater hat mir nichts mehr

zu sagen. Und ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um dich hier herauszuholen.«

Damit endete sein sinnloses Aufbegehren gegen die Wirklichkeit aber auch. Er blieb noch fünfzehn Minuten, aber er schlüpfte mit jeder Minute mehr in die Rolle, die er für sie ohnehin spielte, seit er gekommen war: die des Zwölfjährigen, der seine Mutter im Krankenhaus besuchte, in dem sie seit einigen Tagen lag und aus dem sie in wenigen Tagen entlassen werden würde, wegen einer - wie sie es dezent ausdrückte - *Frauengeschichte*. Die Ärzte hatten es ihm damals erklärt. Ihr Bewußtsein war in einer temporären Schleife gefangen, die drei oder vier Tage zurückreichte und dann immer wieder aufs neue begann. Sie konnte sich nie erinnern, worüber sie bei seinem letzten Besuch gesprochen hatten. Oder wie lange er hier war. Sie konnte sich nicht wirklich erinnern, warum sie hier war, und erst recht nicht, weshalb man sie eingeliefert hatte. Sie hätte all dies gekonnt, aber sie wollte es nicht. *Etwas* in ihr wollte es nicht. Und keine Macht der Welt, kein ärztliches Können und kein Medikament waren bisher stark genug gewesen, diese Weigerung zu durchbrechen. Manchmal fragte sich Mark, ob sie überhaupt das Recht hatten, es zu tun. Ihr Geist hatte sich in ein winziges Schneckenhaus zurückgezogen, in dem er sicher und behütet war - und mit welchem Recht maßten sie sich eigentlich an, ihn dazu zu zwingen, sich den Schrecken zu stellen, vor denen er geflohen war?

Jetzt jedenfalls versuchte er es nicht mehr. Er spielte seine Rolle perfekt, erzählte von einer Schule, auf der er nie gewesen war, von Klassenkameraden, die es nicht gab, und Lehrern, deren Namen er sich im gleichen Moment ausdachte, in dem er sie nannte. Er erzählte von einem Zuhause, das längst nicht mehr existierte, und von einer Familie, die es vielleicht nie gegeben hatte. Schließlich begann seine Mutter unruhig zu werden. Auch das gehörte zu ihrer Krankheit. Sie konnte sich kaum länger als zehn oder fünfzehn Minuten auf eine bestimmte Tätigkeit oder ein Gespräch konzentrieren, und er wollte sich selbst den Moment ersparen, in dem sie begann, ihre Fragen vom Beginn des Gespräches zu wiederholen. Er

umarmte sie noch einmal zum Abschied, dann drehte er sich mit einem Ruck herum, stürmte regelrecht aus dem Zimmer und die ersten Schritte den Flur hinunter. Erst auf halbem Wege zum Aufzug wurde er wieder langsamer, und auch sein Atem beruhigte sich.

Er blieb einen Moment stehen, um sich vollends zu beruhigen, ging aber dann doch schnell weiter und steuerte den Aufzug an. In wenigen Augenblicken schon würde die Schwester oder auch einer der Pfleger kommen, um seine Mutter abzuholen, und er wollte ihr nicht noch einmal begegnen: Nicht jetzt. Er hätte es nicht ertragen, wenn sie ihn voller Überraschung begrüßt und in die Arme geschlossen hätte, als wäre er seit Tagen nicht mehr hiergewesen. Mark gestand sich jetzt ein, daß es ein Fehler gewesen war, überhaupt herzukommen.

Der Aufzug ließ auf sich warten. Das kleine Licht neben der Tür blieb eine ganze Weile auf Rot, was bedeutete, daß die Kabine irgendwo unter oder über ihm stillstand, und er war schon fast so weit, aufzugeben und die Treppe nehmen zu wollen, als die Farbe endlich von Rot zu Grün wechselte und er hören konnte, wie eine Etage unter ihm die Lifttüren zugeschlitten. Einen Moment später setzte sich die Kabine in Bewegung. Mark trat ganz automatisch einen Schritt zurück, als sie wieder anhielt und die Türhälften sich vor ihm teilten, aber der Lift war leer, niemand trat heraus, dem er hätte Platz machen müssen. Mit einem schnellen Schritt trat er in den Lift hinein, sah hoch - und hätte um ein Haar laut aufgeschrien.

Er war da.

Die Aufzugskabine bestand ganz aus mattiertem Chrom, auf dem sich seine eigene Gestalt als verzerrter Schemen widerspiegelte - aber er war nicht allein. Hinter seinem Spiegelbild war ein zweites, ein wehender, weißer Schatten ohne Gesicht, der lautlos näher kam.

Er war da.

Der Engel aus seinem Traum.

Er hatte die Grenzen zur Wirklichkeit durchbrochen und war jetzt hier, um ihn zu holen.

Mark fuhr mit einer entsetzten Bewegung herum.

Er war tatsächlich nicht mehr allein, doch hinter ihm stand keine Schimäre, sondern die Schwester vom Empfang. Sie mußte gelaufen sein, um den Aufzug noch zu erwischen, denn sie war ein bißchen außer Atem, und irgendwie wirkte sie auch erschrocken, ihn zu sehen. Vielleicht nicht einmal ihn. Vielleicht war da etwas in seinem Gesicht, das sie erschreckte. Mark hatte den Schrei, der aus seiner Kehle entweichen wollte, gerade noch unterdrücken können, aber sein Herz raste jetzt wie wild, und er war nicht sicher, ob er sein Gesicht weit genug unter Kontrolle hatte, um das Entsetzen zu verbergen, das ihn gepackt hatte.

Sonderbarerweise erleichterte es ihn im ersten Augenblick überhaupt nicht, statt eines zum Leben erwachten Alptraums die junge Krankenschwester zu sehen. Ganz im Gegenteil hämmerte sein Herz plötzlich noch wilder, und seine Hände begannen so heftig zu zittern, daß er sie zu Fäusten ballte, um sie überhaupt ruhig halten zu können.

Schwester Beate blickte ihn einen Moment lang irritiert an, dann drehte sie sich mit einer hastigen Bewegung um und drückte einen Knopf auf der Schalttafel neben der Tür. Der Lift setzte sich in Bewegung.

Marks Gedanken rasten. Was geschah mit ihm? *Was um alles in der Welt geschah mit ihm?!*

Vielleicht hatte er ein Geräusch gemacht, vielleicht spürte sie seine Nervosität aber auch einfach, denn plötzlich drehte sich Schwester Beate herum und sah erneut und auf die gleiche erschrockene Art irritiert zu ihm hoch. Mark fiel erst jetzt auf, wie klein sie war, und wie zerbrechlich - allerhöchstens ein Meter sechzig und so schlank, daß sie ohne die weiße Schwesterntracht und das dazugehörige Häubchen wie ein Kind ausgesehen hätte.

»Na - immer noch sauer?« fragte er. Seine Stimme zitterte so sehr, daß aus dem beabsichtigten lockeren Tonfall eher das Gegenteil wurde.

»Sauer? Warum sollte ich das sein?«

»Wegen vorhin.« Mark machte eine erklärende Geste zur Tür. »Es tut mir leid. Ich war vielleicht ein bißchen grob zu Ihnen.«

»Das macht nichts«, antwortete sie; zu schnell und mit zuviel Nachdruck, um ihn zu überzeugen.

»Ich möchte mich entschuldigen. Ich war einfach...« Er suchte nach Worten und rettete sich schließlich in ein Achselzucken. Nichts von dem, was er bisher gesagt hatte, klang irgendwie überzeugend. Offenbar war er schon wieder dabei, es noch schlimmer zu machen. Vielleicht sollte man an Tagen, die damit anfingen, daß man von einem Gespenst gejagt wurde, besser mit überhaupt niemandem reden.

»Ist schon gut«, sagte Beate. Sie sah ihn weiter ernst, aber jetzt auch beinahe ein wenig mitfühlend an. »Es muß sehr schlimm gewesen sein.«

»Was?« fragte Mark.

»Ihre Mutter«, erklärte sie. »Es scheint Sie sehr mitgenommen zu haben, sie so zu sehen.«

Obwohl das nicht der Grund für seine Blässe und das Zittern seiner Hände war, verspürte Mark doch ein heftiges Gefühl von Dankbarkeit. Dieses Mädchen war vielleicht keine gute Menschenkennerin, aber offenbar ein sehr mitfühlendes Wesen, und im Augenblick konnte er jedes bißchen Mitleid gut gebrauchen.

»Es ging«, sagte er ausweichend. »Es war schon schlimmer. Aber heute...«

Der Lift hielt an, und Mark wartete, bis sie die Kabine verlassen hatten, ehe er fortfuhr: »Mein grober Ton tut mir wirklich leid. Kann ich irgend etwas tun, um es wiedergutzumachen?«

Beates Antwort überraschte ihn. Sie blieb stehen und sah ihm eine Sekunde lang ernst in die Augen, dann lächelte sie plötzlich und nickte. »Ich habe in zehn Minuten Pause. Sie könnten mich in die Cafeteria begleiten und mich zum Frühstück einladen.«

Das überraschte ihn noch mehr. Es war nur eine rhetorische Frage gewesen, auf die er natürlich eine ebenso rhetorische Antwort erwartet hatte. Aber warum eigentlich nicht? Er brauchte jetzt einen Menschen, mit dem er reden konnte; vielleicht nicht einmal über seine Probleme, sondern einfach so, nur jemanden, der da war und zuhörte, und vielleicht war ein Fremder dazu besser geeignet als jeder andere.

»Gern«, sagte er. »Ich sage nur noch dem Taxifahrer Bescheid, daß es noch einen Moment dauert. Gehen Sie ruhig schon vor. Ich kenne den Weg zur Cafeteria.«

Schnell, ehe sie vielleicht ihren eigenen Mut bedauern und es sich anders überlegen konnte, durchquerte er die Halle und verließ das Gebäude. Er mußte einen Moment nach dem Taxi suchen - der Fahrer hatte den Wagen gewendet und am Ende der Einfahrt geparkt, und als er Mark im Rückspiegel mit weit ausgreifenden Schritten heraneilen sah, faltete er seine Zeitung zusammen und ließ den Motor an. Er war nicht besonders begeistert, als Mark ihm erklärte, daß er sich noch weiter in Geduld fassen müsse. Die Anzeige auf dem Taxameter hatte die fünfzig Mark, die Mark ihm gegeben hatte, bereits weit überschritten, aber seine Barschaft war so gut wie aufgebraucht. Er wollte schließlich nicht in die Verlegenheit geraten, die Schwester darum bitten zu müssen, das Frühstück zu bezahlen, zu dem er sie eingeladen hatte - und womöglich sein eigenes dazu. Also erklärte er dem Fahrer so selbstbewußt, wie er konnte, daß es noch eine Viertelstunde dauerte, und hoffte, daß die Adresse, die er ihm beim Antritt ihrer Fahrt genannt hatte, dessen Zweifel zerstreuen würde. Ganz gelang es ihm offensichtlich nicht, aber Mark gab ihm gar keine Chance, irgendwelche Einwände zu erheben, sondern drehte sich auf dem Absatz herum und ging wieder zurück zum Haus.

Dabei blieb sein Blick für einen Moment an einem Wagen hängen, der draußen auf der Straße geparkt war. Es war ein ganz normaler, durchschnittlicher Wagen; ein weißer Kombi, dessen Typ er nicht genau erkennen konnte - möglicherweise ein Japaner, vermutete er -, aber irgend etwas daran irritierte ihn. Genauer gesagt: *darin*. Er konnte die Gesichter hinter der Windschutzscheibe nicht erkennen, dazu war der Wagen zu weit entfernt, aber er sah sie als helle ovale Flecken, und das bedeutete, daß sie in seine Richtung blickten.

Beobachteten sie ihn?

Unsinn. Wer immer diese Männer waren - *wenn* es Männer waren -, sie saßen bestimmt nicht dort drüben im Wagen und observierten ihn. Er fing wohl allmählich *wirklich* an, Gespen-

ster zu sehen. Mark schritt schneller aus, öffnete die Tür und schlüpfte so rasch hindurch, wie er konnte.

Die Cafeteria befand sich in einem Anbau auf der rückwärtigen Seite des Gebäudes, der fast vollkommen aus Glas und Chrom bestand. Mark war schon oft hiergewesen, aber noch nie so früh, und deshalb bot sie im ersten Augenblick einen ungewohnten, fast fremden Anblick. Er kannte diesen Raum voller Menschen - Patienten und Ärzte, Besucher und Schwestern, manchmal so viele, daß >Die Reise nach Jerusalem< zu einem beliebten und manchmal ziemlich verbissen geführten Spiel zu werden schien, aber jetzt war es dort fast leer. Außer Schwester Beate befanden sich nur noch zwei stämmige Krankenpfleger in dem großen, hellen Raum. Mark kannte einen von ihnen. Er nickte ihm flüchtig zu und ging dann zu dem Tisch am Fenster, an dem Beate Platz genommen hatte. Sie hatte sich bereits einen Kaffee besorgt und studierte scheinbar interessiert die Karte, was Mark ein wenig wunderte. Er kam nicht oft hierher, doch selbst er kannte die Speisekarte bereits auswendig. Sie wechselte nie; von den Preisen vielleicht einmal abgesehen.

»Schon was gefunden?« fragte er, während er Platz nahm.

Sie ließ die in Plastik eingeschweißte Karte mit einer fast erschrockenen Bewegung sinken und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich lasse es bei einem Kaffee«, sagte sie. »Mir ist gerade aufgefallen, daß ich gar keinen richtigen Appetit habe.«

Natürlich stimmte das nicht. Viel wahrscheinlicher war ihr aufgefallen, daß ihre impulsive Antwort auf Marks vielleicht nicht ganz ernst gemeinte Frage leicht als aufdringlich mißverstanden werden konnte, und sie versuchte jetzt, das Beste aus der Situation zu machen. Er könnte sie direkt darauf ansprechen, überlegte Mark, und sie damit ein bißchen in Verlegenheit bringen. *Darin* hatte er ja mittlerweile Übung.

Statt dessen griff er mit einer bewußt forschen Bewegung nach der Karte, überflog sie rasch und sagte: »Die Rühreier kann ich empfehlen. Sie sind wirklich gut.«

»Ich weiß«, antwortete sie. »Ich lebe seit drei Monaten praktisch davon. In den ersten vier Wochen haben sie sogar geschmeckt.«

»Und in den anderen?«

»Auch. Aber mittlerweile kommen sie mir zu den Ohren wieder raus. Lassen wir es bei dem Kaffee.« *Und dabei, mich nicht noch weiter in Verlegenheit zu bringen, okay?*

Mark zuckte mit den Schultern und bestellte für sich eine heiße Schokolade, und er gewann einen weiteren Moment, indem er scheinbar interessiert aus dem Fenster sah und den parkähnlichen Innenhof des Gebäudetrakts musterte. Wie die Cafeteria bot auch er einen ungewöhnlich verwaisten Anblick. Irgendwie schien heute alles anders zu sein, als er in Erinnerung hatte, nur weil er früher gekommen war. Es war erstaunlich, welchen Unterschied einige wenige Stunden machten. Offenbar gab es verschiedene Welten, die nebeneinander und am gleichen Ort existierten, nur durch die Tageszeiten getrennt.

»Ich möchte mich noch einmal in aller Form entschuldigen«, sagte er schließlich. »Mein Benehmen von vorhin - «

»War völlig in Ordnung«, unterbrach ihn Beate. »Ich bin es, die sich entschuldigen müßte. Für heute morgen, und für gerade.«

»Gerade?«

»Ich war, glaube ich, ein bißchen... aufdringlich«, sagte sie verlegen. »Aber irgendwie haben Sie mich überrumpelt. Ich hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, und das mit der Einladung zum Frühstück war das erste, was mir einfiel. Ziemlich dumm, furchtete ich.«

»Macht nichts« wäre auch nicht viel origineller gewesen», antwortete Mark. Außerdem ist es schon okay. Ich... bin ganz froh, mich ein bißchen unterhalten zu können.«

»Ich habe Sie nicht gleich erkannt«, fuhr Beate unbeeindruckt fort. »Wissen Sie, als ich Ihren Namen hörte, war ich einfach überrascht. Ich meine... wir alle kennen Ihre Mutter, und ich habe eine Menge von Ihnen gehört. Sie erzählt viel von Ihnen. Aber ich hatte Sie mir... nun ja - *anders* vorgestellt.«

»Anders?«

»Jünger«, gestand Beate, die immer mehr in Verlegenheit zu geraten schien, obwohl Mark nicht sagen können, warum.

Er nickte. »Ich verstehe. Sie erzählt von ihrem zwölfjährigen Sohn, der vor einem Jahr aufs Gymnasium gekommen ist und Schwierigkeiten mit Latein und Algebra hat.«

»Ja«, gestand Beate. »Es tut mir leid. Ich habe einfach nicht richtig geschaltet. Natürlich hätte ich wissen müssen, wer Sie sind, aber als Sie plötzlich vor mir standen und behaupteten, ihr Sohn zu sein, da habe ich es einfach nicht kapiert.«

»Wahrscheinlich wäre es mir genauso gegangen«, sagte Mark, ganz impulsiv und nur aus dem Bedürfnis heraus, sie irgendwie zu trösten. »Es muß ziemlich verwirrend sein, einen Zwölfjährigen zu erwarten und mich dann zu sehen. Enttäuscht?«

Sie blinzelte verwirrt. »Wie?«

»Schon gut.« Mark lächelte und machte eine entsprechende Handbewegung. »Schwamm drüber. Einigen wir uns darauf, daß wir beide einen Fehler gemacht haben und quitt sind, okay?«

Ihr Lächeln wirkte immer noch ein bißchen schüchtern, und in ihren Augen zeichnete sich jetzt fast so etwas wie Angst ab. Wovor? Er vermochte nicht einmal zu erraten, was es war, aber er spürte plötzlich mit beinahe schon körperlicher Intensität, daß das Mädchen sich vor etwas fürchtete; als hätte sie einen Fehler begangen, der viel schlimmer war als der, den sie zugab, und weitreichende Konsequenzen haben möchte. Doch er sah in ihren Augen auch noch mehr. Da war etwas... Irritierendes. Ein Interesse, fast etwas *Fordern-des*, das er sich noch viel weniger erklären konnte, aber das eindeutig *da* war.

»Sie kennen meine Mutter also?« fragte er, nur um überhaupt etwas zu sagen. Ihre Art, ihn anzusehen, verunsicherte ihn immer mehr.

»Sicher. Wir kennen sie alle. Und jeder hier hat sie sehr gern. Sie ist eine außergewöhnliche Frau.«

Das war sie einmal, dachte Mark. Heute ist sie nur noch ... Er gestattete sich nicht, den Gedanken zu Ende zu formulieren, sondern sagte laut: »Ja, das ist sie wohl.«

Die falschen Worte, und die falsche Betonung. Etwas in Beates Blick erlosch und machte dem Mitgefühl von vorhin

Platz. Nur daß es nicht mehr das *gleiche* Mitgefühl war. Jetzt war es etwas, was ihn in Verlegenheit brachte.

»Es muß schlimm für Sie sein, sie so zu sehen«, sagte sie.

»Schlimm? Wie kommen Sie darauf?« Mark nippte an seinem Getränk und starre an ihr vorbei ins Leere.

»Sie sehen ziemlich mitgenommen aus«, antwortete sie offen.

»Das bin ich auch«, sagte Mark. »Aber es hat... andere Gründe.« Und für einen winzigen Moment war er nahe daran, ihr alles zu erzählen - die Geschichte der letzten Jahre, die die Hölle gewesen waren, die der vergangenen Nacht und vor allem seines Traumes, in dem sich diese Jahre zu einer gräßlichen Vision akkumuliert hatten, die ihn bis jetzt nicht ganz losgelassen hatte, und die dessen, was noch vor ihm lag. Auch das war ein Gedanke, dem er bisher erfolgreich ausgewichen war, aber in spätestens einer halben Stunde würde er sich dem bisher größten Hindernis auf seinem Weg in die Freiheit stellen müssen: seinem Vater. Und vielleicht - wahrscheinlich sogar - *hätte* er ihr sogar alles erzählt, denn plötzlich sehnte er sich nach nichts mehr als nach einem Menschen, der einfach nur zuhörte, hätte Beate in diesem Moment nicht etwas getan, worauf er vollends unvorbereitet war: Sie streckte die Hand aus und berührte seine Finger, und es war eine sehr warme, vertraute Berührung, in der etwas von dem war, was er auch in ihrem Blick gelesen hatte.

Er fuhr zusammen, und im gleichen Augenblick zog Beate erschrocken die Hand zurück. Sie sah ein bißchen betroffen aus, und auf die gleiche Art schuldbewußt wie gerade, so daß er nun hastig nach ihren Fingern griff und sie festhielt. Allerdings nur für einen Moment, denn plötzlich wurde ihm bewußt, daß die beiden Pfleger, die an einem Tisch am anderen Ende des Raumes saßen, schon seit einer geraumen Weile zu ihnen herüberblickten. Zum einen war ihm das peinlich, zum anderen wußte er, daß es hier sehr strenge - und sicher berechtigte - Vorschriften gab, was das Verhältnis des Personals zu den Patienten und deren Anverwandten anging. Das St.-Eleonor-Stift war eine der teuersten Privatkliniken der Stadt, wenn nicht des Landes. Niemand, der hierherkam und einen

Verwandten besuchte, lebte von der Sozialhilfe, und der Institutsleitung war sicher bewußt, wie groß die Verlockung für eine junge Schwester oder einen gutaussehenden Pfleger sein mochte, sich einen Millionärssohn oder eine reiche Erbin zu angeln, und für einen ganz kurzen Moment kam ihm ein ketzerischer Gedanke: nämlich der, ob nicht ganz genau das der Grund war, weswegen Schwester Beate sich plötzlich so sehr für ihn interessierte.

Sofort wurde ihm klar, daß dieser Verdacht nicht nur absurd, sondern auch boshaft und ungerecht war. Sie hätte schon verdammt schnell schalten und außerdem ein ziemlich berechnendes Biest sein müssen, um so schnell zu reagieren. Und irgend etwas sagte ihm, daß keines von beidem zutraf. Die Wahrheit war sehr viel simpler. Sie hatte einfach gesehen, in welchem Zustand er sich befand, und wollte ihn irgendwie trösten. Einfach nett zu ihm sein.

Mark hatte mit einem Mal das völlig aberwitzige Gefühl, daß sie seine Gedanken erraten haben mußte - und ein daraus resultierendes sehr schlechtes Gewissen. Er hatte heute wirklich ein einmaliges Talent, jedem, der den Fehler beging, freundlich zu ihm sein zu wollen, einen Tritt zu verpassen.

»Wie alt sind Sie eigentlich?« fragte er, um seine Verlegenheit zu überspielen, aber auch aus wirklichem Interesse.

»Siebzehn - warum?«

Mark lachte. »Dann bin ich gerade mal ein Jahr älter. Warum lassen wir also das blöde *Sie* nicht? Ich heiße Mark.«

Wer baggerte jetzt eigentlich *wen* an? Zumindest war es ihm schon wieder gelungen, sie in Verlegenheit zu bringen. Möglicherweise hatte er mehr in ihren Blick und ihre vertraute Geste hineingedeutet, als darin war.

»Na ja - warum nicht?« sagte sie unsicher. »Eigentlich nennt mich sowieso jeder Schwester Beate. Kein Problem, das *Schwester* wegzulassen.«

»Du bist also seit drei Monaten hier?« fragte Mark.

Sie nickte verblüfft. »Stimmt. Aber woher - ?«

»Die Rühreier«, erinnerte Mark. »Ich bin ein aufmerksamer Zuhörer.«

»Das scheint mir auch so. Ganz im Gegensatz zu mir, fürchte ich. Sie sind - *du bist* - wirklich erst achtzehn?«

»Und auch das erst seit heute«, bestätigte Mark. Beates Überraschung wunderte ihn kein bißchen. Er sah sehr viel älter aus, als er war, was zum Teil an seiner Größe lag, zum weitaus größeren Teil aber an der Bitterkeit, die sich im Laufe der letzten Jahre tief in sein Gesicht eingegraben hatte. Und manchmal hatte er das Gefühl, nicht nur wie fünfundzwanzig auszusehen, sondern es auch schon seit mindestens zehn Jahren zu sein.

Er konnte sich kaum erinnern, jemals wirklich ein Kind gewesen zu sein. Sein Vater hatte ihm weit mehr angetan, als ihm sein Elternhaus und die Liebe seiner Mutter vorzuenthalten. Er hatte ihm seine Jugend gestohlen. Er war nicht erst heute morgen erwachsen geworden, sondern an dem Tag, an dem er ins Internat gekommen war, und das auf eine Art, die sehr bitter gewesen war.

»Heute?«

Er nickte. »Ich habe heute Geburtstag. Seit heute bin ich achtzehn. Ein richtiger, vollwertiger Mensch.«

»Na, dann herzlichen Glückwunsch!«

Mark schnaubte. »Da gibt es nicht viel zu beglückwünschen, fürchte ich«, sagte er. »Ich habe schon angenehmere Tage erlebt.«

»Wieso?«

Die Frage brachte ihn in Verlegenheit. »Ich schätze, ich habe ...ziemlichen Mist gebaut«, gestand er. »Ich war wohl...« Was? *Ein bißchen vorschnell? Ein klitzekleines bißchen dumm?* Er hob die Schultern und schloß nach einer hörbaren Pause: »Ich habe einen Fehler gemacht.«

»Aber Sie wollen nicht darüber reden.«

»*Du*«, korrigierte er sie. »Nein, das stimmt nicht. Nur jetzt nicht. Noch nicht.« Dabei stimmte das gar nicht. Wenn überhaupt etwas, dann hatte ihm dieses Gespräch mit Beate eines klargemacht: Er war hierhergekommen, um zu reden. Vielleicht nicht einmal mit seiner Mutter. Aber er hatte das, was er ihr gesagt hatte, einfach *irgend jemandem* erzählen müssen - bevor er es seinem Vater sagte.

»Vielleicht später«, fügte Mark mit einem Räuspern hinzu. Er sah auf und begegnete einem Lächeln, das vielleicht zum ersten Mal an diesem Morgen wirklich echt wirkte, auf jeden Fall nicht verkrampt. Er löschte es aus, indem er noch einmal den Kopf schüttelte und leise sagte: »Entschuldige. Ich... wollte nicht unhöflich sein. Es ist nur...«

»Schon gut. Das alles geht mich ja wirklich nichts an.«

»Das ist es nicht«, sagte er hastig. »Ich bin einfach nur durcheinander, das ist alles. Und anscheinend habe ich heute ein ganz besonderes Talent, jedem auf die Zehen zu treten, der freundlich zu mir sein will.«

Beate blickte ihn noch einen Moment lang sehr nachdenklich an, dann rettete sie sich in ein ausdrucksloses Lächeln und sah auf die Uhr. »Meine Pause ist vorbei«, sagte sie. »Ich muß zurück, bevor ich Ärger bekomme.«

»Selbstverständlich.« Mark stand auf, zahlte ihre Getränke und rannte fast, um vor Beate an der Tür zu sein und sie ihr aufzuhalten. Er benahm sich ziemlich linkisch, das bewiesen nicht nur der spöttische Gesichtsausdruck der beiden Krankenpfleger, die Beate und ihn jetzt ganz unverblümt anstarrten, sondern auch Beates irritierte Blicke - immerhin stolperte er beinahe über seine eigenen Füße, nur um vor ihr bei einer Tür zu sein, die er nun weiß Gott nicht aufhalten mußte. Anders als das große Portal draußen trug *sie* den speziellen Bedürfnissen der Bewohner dieses Gebäudes Rechnung und war so leichtgängig, daß selbst ein Kleinkind keine Mühe gehabt hätte, sie zu öffnen.

»Weißt du«, sagte er, während sie den Garten durchquerten und wieder das Hauptgebäude ansteuerten, »eigentlich hast du recht.«

»Womit?« fragte Beate.

Mark seufzte und machte eine flatternde, ausholende Geste. »Es ist ein Scheißtag, wenn man bedenkt, daß ich heute achtzehn werde. Eigentlich sollte man einen solchen Tag anders begehen.«

»Nicht mit einem Besuch im Krankenhaus, meinst du?«

»Zum Beispiel. Man sollte ihn feiern.«

»Und warum tust du es nicht?«

Er lächelte bitter. »Vielleicht, weil ich wenig Grund dazu habe. Und außerdem wüßte ich niemanden, der mit mir feiert.« Er blieb mitten im Schritt stehen und sah Beate mit gespielter Überraschung an. »He — warum feiern wir ihn nicht gemeinsam? Ich könnte dich abholen, wenn deine Schicht vorbei ist, und wir machen einen drauf.«

Einen Moment lang war er davon überzeugt, den Bogen überspannt zu haben. So ganz nebenbei - seine eigenen Worte überraschten ihn jetzt *wirklich*, denn er hatte eigentlich nur *irgend etwas* sagen wollen, um den peinlichen Moment zu überspielen. Beate wirkte fast erschrocken. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: »Ich ... glaube nicht, daß das eine gute Idee ist.«

»Ich versteh«, seufzte er. »Du hältst mich für aufdringlich. Oder hast einen festen Freund.«

»Nein«, antwortete sie. »Keinen Freund. Aber ich... es geht nicht.«

»Warum?«

»Ich wohne hier«, sagte Beate. »Ich habe nur ein kleines Zimmer, zwar für mich allein, aber die Anstaltsleitung sieht es nicht gerne, wenn —«

»Schon kapiert«, unterbrach sie Mark. »Dann hole ich dich nicht ab. Wir können uns unten an der Kreuzung treffen, und wir gehen irgendwohin und trinken ein Bier. Oder essen etwas - keine Rühreier, Ehrenwort.«

»Bestimmt nicht?«

»Ganz bestimmt nicht«, versprach er lachend. »Und keine Angst - wenn du meinetwegen Ärger bekommst, sage ich meinem Vater Bescheid, und er kauft den Laden und schmeißt jeden raus, der dich auch nur schief ansieht.«

9. Kapitel

Die Bilder würden ihm ein Vermögen einbringen. Der leichte Nieselregen, der die ganze Nacht über angehalten und nur am Morgen für eine knappe Stunde ausgesetzt hatte, hatte vor kurzem wieder eingesetzt, und mittlerweile goß es in Strömen. Außerdem war es viel zu kalt für die Jahreszeit, so daß Mogrod mittlerweile nicht nur bis auf die Haut durchnäßt war, sondern auch vor Kälte mit den Zähnen klapperte, aber das störte ihn nicht im geringsten. Ganz im Gegenteil - er war in der Stimmung, laut zu singen, und er grinste so breit über das ganze Gesicht, daß ihn mehr als ein Fahrgäst in der U-Bahn erstaunt angeblickt hatte.

Er hatte auch allen Grund für sein Grinsen. Was da in seiner rechten Manteltasche klapperte, war Gold wert, und das in jeder Hinsicht. Die Bilder würden eine Menge Geld einbringen, aber das allein war es nicht. Das war es nicht einmal *hauptsächlich*. Viel wichtiger als der Scheck, den ihm die Redaktion rüberschieben durfte, damit sie *diese* Bilder bekamen (und, so wahr ihm Gott helfe, er würde dafür sorgen, daß es ein *großer* Scheck war, aber trotzdem), viel wichtiger als das Geld waren die Umstände, unter denen er an diese Bilder gekommen war. Mogrod war wieder da. Wie Phönix aus der Asche war er auferstanden und breitete in alter Kraft und Frische die Schwingen aus, und niemand - *keiner!* - würde es jetzt noch wagen, das zu bezweifeln.

Er war wieder da. Die beiden Filme in seiner Tasche bewiesen es, und der Aufstand, den die Bullen erst einmal machen würden, wenn sie die Bilder in der Abendausgabe bewundern durften, würde es auch dem Rest der Welt beweisen.

Mogrod überquerte die Straße, sprang mit einem ausgelassenen Satz auf den Bürgersteig hinauf und balancierte wackelnd und mit ausgebreiteten Armen wie ein Schulanfänger einige Schritte weit auf dem Bordstein entlang. Er hätte die ganze Welt *umarmen* können - mit Ausnahme einiger ganz spezieller Arschlöcher, verstand sich, die er im Lauf der kom-

inenden Tage bestimmt nicht *umarmen*, sondern kräftig in den Arsch treten würde. Der eiskalte Regen, der ihm ins Gesicht klatschte, verbesserte seine Laune eher noch.

Der noch viel kältere Wasserguß, mit dem ihn ein Wagen überschüttete, dessen Räder nur Zentimeter an ihm vorbei durch den Rinnstein pflügten, schon etwas weniger. Mogrod fluchte, brachte sich mit einem hastigen - wenn auch verspäteten - Satz in Sicherheit und sah gerade noch, wie der Fahrer ihm im Rückspiegel einen kopfschüttelnden Blick zuwarf und sich gegen die Schläfe tippte.

»Idiot!« brüllte Mogrod. Aber grinste dabei, und eigentlich war er dem Mann nicht einmal böse. Er war sowieso naß bis auf die Haut, und die Klamotten, die er trug, hätten eigentlich schon vor einem Jahr in die Mülltonne gehört. Genau dort würden sie spätestens morgen auch landen; sobald er seinen Scheck eingelöst und sich neu eingekleidet hatte - nebst einigen anderen Kleinigkeiten, die er schon viel zu lange vor sich herschob. Ja, dachte er fröhlich, *er war wieder da*, und nach diesen Volltrotteln in der Redaktion würden die Obertrottel auf der Bank die nächsten sein, die das merkten. Das süffisante Grinsen, das jedes Mal auf dem Gesicht des Kassierers erschien, wenn er nach seinen Auszügen fragte, würde ihm im Hals steckenbleiben.

Mogrods Hand glitt in die Tasche seines durchweichten Parkas und suchte die Schlüssel. Sie fand sie, berührte dabei aber auch die beiden Plastikdosen mit den Filmen, die er in Löbachs Apartment aufgenommen hatte, und verharrten einen Moment länger darauf, als vielleicht nötig gewesen wäre. Ein phantastisches Gefühl. Der Kunststoff war so kalt und glatt und hart, als wäre es wirklich Gold - ach was, Gold, Platin mit Diamanteinschlüssen! -, aber die Berührung bewirkte noch etwas anderes, was Mogrod im ersten Moment fast selbst überraschte. Irgendwie ernüchterte sie ihn.

Er grinste noch immer fröhlich vor sich hin, während er den Schlüssel aus der Tasche zog und mit vor Kälte steifen Fingern am Schloß herumfummelte, aber er rief sich zugleich auch in Gedanken zur Ordnung. Sicher, er würde dafür sorgen, daß er einen *verdammt guten* Preis für die Filme bekam,

und den würden sie auch zahlen, denn was auf den Negativen zu sehen war, das war eine Sensation, und *keine kleine*, aber Geld war nicht die Hauptsache. Selbst wenn er die Summe bekam, die ihm vorschwebte (und wäre er nur ein bißchen weniger euphorisch gewesen, hätte er sich selbst gesagt, daß seine Vorstellung ziemlich utopisch war), würde sie nicht einmal ausreichen, seinen Saldo auszugleichen. Diesen Idioten auf der Bank das breite Grinsen in den Hals zu stopfen, würde noch ein bißchen warten müssen, ebenso wie die diversen Einkaufszüge, die ihm vorschwebten. Aber das Geld war nicht das Wichtigste.

Was allein zählte war, daß er die Bilder hatte, und wie er darangekommen war. Natürlich würde er allen nur das >daß< erklären, ganz bestimmt nicht das >wie<. Aber das war ja gerade das Schöne. *Er war wieder da* - Stefan Mogrod, der immer fünf Minuten vor der Polizei am Tatort war und Bilder schoß, für die die meisten seiner sogenannten Kollegen ihre Seele verkauft hätten. Die Fotos in seiner Tasche bewiesen es.

Er erreichte seine Wohnung im fünften Stock, öffnete die Tür, schlüpfte aus dem durchweichten Mantel und warf ihn im hohen Bogen in die ungefähre Richtung des Garderobenständers, noch während er die Tür mit dem Fuß hinter sich zuschob - natürlich nicht, ohne in der gleichen Bewegung die beiden Kunststoffrörchen mit den Filmen aus der Tasche des Mantels geklaut zu haben. Noch immer im gleichen Sturmschritt, in dem er durch die Tür gekommen war, durchquerte er die Wohnung, legte die Kamera auf den einzigen freien Sessel und betrat die Dunkelkammer, die er sich im ehemaligen Abstellraum eingerichtet hatte. Im Vorübergehen bemerkte er zwar, daß das Licht des Anrufbeantworters flackerte, aber das ignorierte er - wie meistens. Wahrscheinlich war es sowieso nur jemand, dem er Geld schuldete, oder ein Redakteur, der einen Moment abgewartet hatte, in dem er ganz sicher nicht zu Hause war, um ihm eine Absage aufs Band zu sprechen. Normalerweise schaltete er das Ding sowieso nicht ein, wenn er das Haus verließ.

Auch das würde sich ab morgen radikal ändern, dachte Mogrod gutgelaunt. Manchmal waren es die Kleinigkeiten,

die einem das Leben versüßten - wie zum Beispiel, nicht mehr zusammenzucken, wenn es unerwartet an der Tür klingelte, oder mit gutem Gewissen den Anrufbeantworter abhören zu können.

Mit einer fast ehrfurchtigen Bewegung lud er die beiden Filmrollen auf der zerschrammten Arbeitsplatte ab, schaltete das Rotlicht ein und die normale Deckenbeleuchtung aus. Er hätte sofort anfangen können, die Filme zu entwickeln - alles war bereit, alle Utensilien standen ordentlich in Griffweite, alles, was er brauchte, war da. Es kam schon einmal vor, daß sein Kühlschrank leer war, aber das Regal mit den Chemikalien, Entwicklerflüssigkeiten und Fixierern war immer ebenso gut gefüllt wie die Papierschubladen unter dem Tisch. Obwohl sein Leben sich während der letzten beiden Jahre in eine immer schneller werdende Schlitterpartie in den Abgrund verwandelte, hatte er zumindest hier drinnen noch eine Spur der alten Disziplin und Zuverlässigkeit bewahrt; zum Teil aus purer Gewohnheit, zum größeren Teil aber aus dem sicheren Wissen heraus, daß - wenn überhaupt - er einen neuen Start hier drinnen beginnen würde. Fotografieren war alles, was er konnte. Alles, was er je gekonnt hatte, und alles, was er jemals können wollte. Und er hatte recht gehabt, verdammt noch mal. Sein Comeback stand vor ihm, verpackt in zwei fünf Zentimeter hohen, schwarzen Plastikdosen.

Mogrod öffnete das erste Röhrchen, nahm den Film heraus und überzeugte sich pedantisch davon, daß die Tür sicher verschlossen war und nicht der winzigste Lichtschimmer durch einen Spalt dringen konnte, ehe er die Rolle öffnete und die Negative in die Entwicklerdose gab. Er hätte beide Filme zugleich entwickeln können, und er hätte auch die Flüssigkeit benutzen können, die griffbereit in einer noch gut halbvollen Flasche auf dem Regal stand, aber er tat keines von beidem, sondern ließ den zweiten Film vorerst unangetastet und öffnete eine neue, noch versiegelte Flasche. Dies war seine große und mit ziemlicher Sicherheit allerletzte Chance. Er würde nicht das mindeste Risiko eingehen.

Seine Finger zitterten leicht, während er arbeitete. Vermutlich eine Folge der durchwachten Nacht - und so ganz neben-

bei der Angst, die er ausgestanden hatte. Außerdem war er kein junger Springer mehr, sondern mit seinen knapp fünfzig Jahren, von denen er sicherlich zwei - zusammengerechnet - im Zustand der Volltrunkenheit verbracht hatte, schon in einem Alter, in dem man sich nicht mal eben über eine Balkonbrüstung schwang und an einem dünnen Nylonseil in die darunterliegende Etage hinunterkletterte. Genau das hatte er nämlich in der vergangenen Nacht getan.

Ein dünnes Lächeln breitete sich auf Mogrods Gesicht aus, als er an die zurückliegende Nacht dachte. Die Bullen waren wie aufgescheuchte Hühner durch die Gegend gerannt und hatten sich vor lauter Mißtrauen und Dienstbeflissenheit gegenseitig auf die Füße getreten - schließlich kam es nicht jeden Tag vor, daß der Leiter der Mordkommission höchstselbst die Ermittlungen durchführte.

Nicht, daß ihn das sonderlich aufgehalten hätte. Ein bißchen Bestechung, ein bißchen Dreistigkeit und ein, zwei kleine Notlügen, und schon war er in einer Wohnung gewesen, die praktisch von der gesamten Berliner Polizei beschützt wurde, damit auch keiner überraschend hereinplatzte und ihn beim Fotografieren störte. Vielen Dank auch.

Natürlich war das, was Mogrod jetzt so selbstzufrieden vor seinem inneren Auge defilieren ließ, in der Realität nicht ganz so leicht gewesen, sondern im höchsten Maße illegal - aber das Ergebnis hatte den Einsatz gelohnt. Zigmach.

Er war mit dem ersten Film fertig, stellte die Entwicklerdose behutsam auf den Tisch zurück und wandte sich dem zweiten zu. Er wiederholte den Vorgang pedantisch, dann betätigte er die Taste der Zeitschaltuhr. Jetzt konnte er nur noch warten. Nicht einmal sehr lange, aber er wußte natürlich, daß selbst wenige Minuten jetzt zu Ewigkeiten werden würden.

Um sich abzulenken, verließ er die Dunkelkammer, ging in die Küche und bereitete sich eine Tasse Instant-Kaffee zu. Er schmeckte scheußlich, aber er war heiß und stark, und er schenkte ihm wenigstens die *Illusion*, seine Lebensgeister zu wecken. Mogrod leerte die Tasse mit kleinen Schlucken, zwischen denen er erzwungen lange Pausen einlegte, und er be-

herrschte sich eisern, nicht auf die Armbanduhr zu sehen, bevor die Tasse nicht vollkommen geleert war. Als er es dann tat, war die Enttäuschung um so größer. Es war wohl so, wie man sagte: Je mehr man darauf wartete, daß die Zeit verging, desto langsamer schien es zu geschehen.

Vielleicht sollte er in die Dunkelkammer zurückkehren. Ein Auge auf die Entwicklerdosen werfen. Was, wenn mit der Flüssigkeit etwas nicht in Ordnung war? Er hatte eine neue Flasche angebrochen, aber sie konnte schließlich schon im Laden überaltert gewesen sein, das Etikett mit dem Haltbarkeitsdatum unleserlich oder gefälscht, weil irgendein knickeriger Krämer die überlagerte Ware nicht wegwerfen wollte. Möglicherweise waren auch die Dosen undicht, so daß ein Lichtschimmer eindrang und die Negative verdarb, oder -

Oder der Himmel tat sich auf, und ein brennender Stern stürzte auf sein Haus und verschlang ihn samt seinen kostbaren Filmen. Schluß jetzt. Er hatte allen Grund, gespannt zu sein, aber verdammt noch mal keinen einzigen, hysterisch zu werden.

Statt in die Dunkelkammer zurückzugehen und womöglich aus lauter Ungeduld doch noch irgendeinen Fehler zu machen, brühte er sich eine zweite Tasse Kaffee auf, die er jedoch nicht sofort trank, sondern behutsam vor sich her ins Wohnzimmer balancierte. Einem Außenstehenden wäre der Raum klein, aber trotzdem in gewissem Maße behaglich eingerichtet vorgekommen, aber für Mogrod war er Sinnbild all dessen, was er verloren hatte. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte er ernsthaft überlegt, ob ein Kabuff wie dieses überhaupt groß genug für seine *Dunkelkammer* war - jetzt war es das größte Zimmer der Wohnung, und die schäbigen Möbel, die er zum größten Teil gebraucht erworben oder geschenkt bekommen hatte, waren alles, was er noch besaß.

Mogrod setzte sich schwer in einen der schäbigen Sessel, nippte an seinem Kaffee und ließ seinen Blick nachdenklich durch den Raum schweifen. Er sah die Möbel und die fleckigen Tapeten nicht wirklich, sondern nur das Dutzend Schwarzweißfotografien, die in schlüchten Glasrahmen an der Wand neben der Tür hingen. Er betrachtete sie fast immer,

wenn er hier saß und gerade nichts Besseres zu tun hatte - was in letzter Zeit ziemlich häufig der Fall gewesen war -, und er wurde niemals müde, es zu tun. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er Geld gehabt, einen Wagen, eine teure Wohnung, teure Freunde und noch teurere Frauen. Den Wagen und die Wohnung hatte er als erstes verloren, und die Freunde - die keine gewesen waren - kurz danach. Jetzt waren diese Bilder unwiderruflich alles, was ihm geblieben war.

Einem Fremden wären diese Bilder sonderbar vorgekommen, vielleicht ein wenig pervers, auf jeden Fall aber *unheimlich*, und objektiv betrachtet waren sie das wohl auch. Es waren seine Lieblingsbilder, die *einzig*, die er aufgehoben hatte, aus der ganzen Zeit. Für drei davon hatte er Preise bekommen, für die allermeisten eine hübsche Stange Geld, und jedes einzelne hatte seine eigene Geschichte.

Die meisten zeigten dramatische Motive: ein brennendes Haus, auf dessen Dach Menschen standen; über ihnen kreisende Hubschrauber, die wegen der aufsteigenden Hitze und der Menschenmenge nicht auf dem Dach landen konnten. Mehr als ein Dutzend ineinandergerammerter Autowracks, von denen einige ebenfalls in Flammen standen, und zwischen denen winzige Gestalten umherirrten, zwei von ihnen brennend. Ein totes Kind, das von einem Feuerwehrmann aus dem Kanalisationsrohr gezogen wurde, in das es gestürzt und qualvoll erstickt war. Das Wrack eines Sportflugzeuges, das auf eine Laubengkolonie gestürzt war, dicht daneben ein verkrümpter, koploser Torso, guillotiniert von einem abgebrochenen Propellerflügel. Tod und Katastrophen waren sein Metier gewesen.

Keines dieser Bilder ließ an Grausamkeit zu wünschen übrig, aber sie alle verblaßten neben dem Bild gleich neben der Tür. Es war nicht sonderlich scharf, und nicht einmal richtig belichtet, aber es war trotzdem das Glanzstück seiner Sammlung. Es zeigte eine junge Frau, farbig und mit zerrissenen Kleidern, die vor einem Panzer russischer Bauart davонlief. Ihre Füße waren nackt und hinterließen blutige Abdrücke auf dem Pflaster, und obwohl das Gesicht ebenso unscharf war wie der Rest der Aufnahme, konnte man die nackte To-

desangst in ihren Augen doch deutlich erkennen. Der Panzer war noch fünf Meter hinter ihr und stand ein wenig schräg, weil er gerade über einen Wagen hinwegerollt war, der am Straßenrand stand, die Mündung des Kanonenrohres deutete genau in die Kamera. Trotz der schlechten Aufnahmehäufigkeit hatte das Foto eine unglaubliche Dynamik. Man konnte die Geschwindigkeit, mit der der Hundert-Tonnen-Koloß heranraste, geradezu sehen. Er hatte das Bild während der Schlacht um Aden aufgenommen, und er hätte es beinahe mit dem Leben bezahlt. Der Panzer hatte die Frau nicht erwischt, aber um ein Haar hätte er Mogrod überrollt. Er hatte sich im buchstäblich allerletzten Moment mit einem Satz in Sicherheit gebracht, wobei er gestürzt und die Kamera zu Bruch gegangen war. Der Film war verdorben, aber eine Laune des Zufalls hatte dafür gesorgt, daß ausgerechnet dieses eine Negativ noch zu gebrauchen gewesen war. Mogrod hatte Stunden in einem stinkenden Kellerloch zugebracht und darauf gewartet, daß ein Gesicht über dem Eingang erschien und ein Schuß fiel, der seinem Leben ein Ende setzte. Es war nicht geschehen. Später, als sich die Kämpfe in einen anderen Teil der Stadt verlagerten, hatte er es gewagt, sein Versteck wieder zu verlassen und die Leiche der jungen Frau gefunden. Sie war dem Panzer entkommen, aber offensichtlich nur, um wenige Augenblicke danach von einem Heckenschützen erschossen zu werden. Noch später, nachdem es ihm irgendwie gelungen war, den Jemen zu verlassen, hatte er jedem erzählt, daß der Panzer die Frau vor seinen Augen überfahren hätte. Wie sich herausstellte, hatte dies den Preis für das Bild allerdings nicht in die Höhe getrieben, sondern im Gegenteil dafür gesorgt, daß es unverkäuflich wurde.

Trotzdem war es sein persönliches Lieblingsbild. Vielleicht, weil dies seine erste *wirkliche* Berührung mit dem Tod gewesen war. Er hatte ihn unzählige Male miterlebt, unzählige Male fotografiert und dokumentiert, aber damals in Aden war er ihm so nahe wie nie zuvor gewesen. Der Panzer hatte ihn buchstäblich um Zentimeter verfehlt, und die junge Frau war tot. Manchmal fragte er sich ganz ernsthaft, ob sie vielleicht tot war, weil er lebte.

Er sah wieder auf die Uhr, Noch fünf Minuten. Fünfmal sechzig Sekunden, und sein Leben würde sich radikal ändern. Und *diesmal* würde er sich nicht kaufen lassen, wie damals vor sechs Jahren.

Er stand auf, trug seine Tasse in die Küche zurück und spülte sie sorgsam aus, um auf diese Weise noch eine weitere Minute zu gewinnen. Als er in die Dunkelkammer zurückging und das Rotlicht aufleuchtete, war die Zeituhr beinahe abgelaufen. Er hätte die Filme jetzt gefahrlos herausnehmen können; einige Minuten Differenz nach oben oder unten machten bei dem modernen Material, mit dem er arbeitete, nicht viel aus.

Trotzdem wartete er ab, bis das leise elektronische Summen erklang, ehe er die beiden Behälter öffnete, die Filme herausnahm und in den Trockner gab. Das Rotlicht wäre stark genug gewesen, schon jetzt das eine oder andere auf den Negativen erkennen zu können, aber mittlerweile genoß Mogrod die Spannung regelrecht. Die wenigen Minuten, die er jetzt noch warten mußte, vertrieb er sich damit, den Projektor auszurichten, die Fotoschalen zu säubern und Papier bereitzulegen. Als er Entwickler, Fixierbad und Wasser bereitgestellt hatte, ertönte erneut ein leises Summen. Die Negative waren fertig.

Sorgfältig zerschnitt er die Filme in je sechs gleich lange Streifen, legte elf davon beiseite und spannte den ersten in den Projektionsapparat. Seine Finger zitterten nun doch leicht. Trotzdem arbeitete er präzise und mit der gewohnten Sicherheit und Routine - mit einer Ausnahme. Er belichtete nicht alle sechs Bilder nacheinander, sondern begann sie einzeln zu entwickeln. Er hatte Zeit, und er wollte den Moment genießen.

Der erste Filmstreifen zeigte nichts Besonderes: eine Außenansicht des Hauses, das in der Nacht nicht viel mehr als ein schwarzer Schatten mit hunderten rechteckiger leuchtender Augen gewesen war, einige Schnapschüsse der Menge, die sich nach Löbachs Selbstmord auf der verregneten Straße versammelt hatte, und den zertrümmerten Wagen, neben dem ein leichenblasser und sichtlich noch sehr junger Polizeibeamter im Rinnstein hockte und sich die Seele aus dem

Leib kotzte - so ganz nebenbei ein guter Kandidat, um in seine Sammlung draußen im Wohnzimmer aufgenommen zu werden, aber mehr auch nicht. Gestern abend, als er es geschossen hatte, hatte er noch gehofft, es für ein paar Mark an irgendein Revolverblatt verkaufen zu können. Die Menschen liebten solche Horrorfotos.

Auch der zweite Negativstreifen war kaum ergiebiger - bis auf das letzte Bild. Mogrod war schon drauf und dran gewesen, in die U-Bahn zu steigen und nach Hause zu fahren, damit der Film rechtzeitig entwickelt war, um noch für irgend eine Morgenausgabe interessant zu sein, als Sendig angekommen war. Das Bild zeigte ihn, wie er in Abendgarderobe und dazu passendem nachmitternächtlichem Gesichtsausdruck aus dem Wagen stieg; und von diesem Moment an war Mogrod klar gewesen, daß es sich hier bestimmt *nicht* nur um einen ganz gewöhnlichen Selbstmord handelte. Im Gegenteil - er hatte sofort gewußt, daß hier etwas Großes im Gange war, etwas *ganz Großes* sogar. Nur hatte er selbst da noch nicht geahnt, *wie* groß.

Ohne daß es ihm bewußt war, begann er nun doch schneller zu arbeiten. Die Bilder, die vor seinen Augen auf dem weißen Papier auftauchten und allmählich an Tiefe und Schärfe gewannen, erzählten die Geschichte der vergangenen Nacht noch einmal nach. Natürlich hatte er sich sofort an Sendigs Fersen geheftet. Es war ihm nicht einmal sonderlich schweregefallen, in das Haus zu kommen, von dessen Balkon Löbach gesprungen war.

Er hatte die ersten sechs Negativstreifen fertig abgezogen und wandte sich dem zweiten, ohnehin interessanteren Film zu. Mogrod blickte unwillkürlich auf die Trocknertrommel, die sich mit einem leisen Summen drehte. Sämtliche anderen Aufnahmen zeigten Löbachs Wohnung selbst. Er hatte einen ganzen Film verschossen, und er hätte noch mindestens zwei oder drei weitere verbraucht, hätte er nicht ein Geräusch an der Tür gehört und es vorgezogen, sich aus dem Staub zu machen. Aber auch so war die Ausbeute gigantisch.

Mogrod arbeitete schnell und routiniert. Er brauchte kaum zehn Minuten, um die sechsunddreißig Bilder zu belichten,

und zu seiner großen Freude stellte er dabei fest, daß nur eine einzige Aufnahme nichts geworden war. Er hatte die Wand, auf die Löbach mit seinem eigenen Blut das Wort AZRAEL geschrieben hatte, gleich viermal fotografiert. Drei Bilder waren erstklassig, doch auf dem vierten war irgendein Schatten. Vielleicht eine Verunreinigung auf dem Negativ, vielleicht sogar sein eigener Schatten, der vom Blitzlicht irgendwie reflektiert und verzerrt worden war. Auf jeden Fall war das Bild verdorben.

Vielleicht war es aber auch das Beste überhaupt.

Mogrod hatte bereits dazu angesetzt, das Bild aus der Schale zu nehmen und in den Papierkorb zu werfen, aber dann ließ er es doch wieder in die Flüssigkeit zurückgleiten und beobachtete gespannt, was weiter geschah. Das Bild war bereits jetzt überentwickelt; die Schattierungen und Nuancen, die gerade erst auf dem Papier aufgetaucht waren, begannen wieder zu verschwinden, während das Stück Papier seine Reise von strahlendem Weiß hin zu tiefstem Schwarz fortsetzte. Aber das, was eigentlich ein Fehler war, hatte auch einen erstaunlichen Effekt auf den Schatten. Irgendwie schien er... *dreidimensionaler* zu werden, als ginge auf dem Fotopapier etwas vonstatten, was dem Wort *Entwicklung* eine völlig neue Dimension verlieh. Und er war jetzt sicher, daß es tatsächlich *sein* Schatten war, den er versehentlich fotografiert hatte, denn die Form war zu eindeutig. Es war der Schatten eines Menschen, und schließlich war er der einzige Mensch in der Wohnung gewesen. Was nichts daran änderte, daß das Bild eine gewisse Eigendynamik hatte - und zudem unheimlich genug war, um zu Spekulationen nach Herzenslust anzuregen. Und bei der bizarren Atmosphäre, die in der Wohnung geherrscht hatte, sogar in ganz besonderem Maße. Mogrod beschloß, das Negativ auf jeden Fall aufzuheben. Man konnte nie wissen...

Auf der anderen Seite der Tür ertönte ein scharfer Knall, unmittelbar gefolgt vom Splittern von Glas und etwas, das sich wie ein ferner Schrei anhörte. Mogrod fuhr so erschrocken zusammen, daß er um ein Haar die Schale mit Entwicklerflüssigkeit vom Tisch gerissen hätte, drehte sich

herum und trat zur Tür. Im allerletzten Moment fiel ihm ein, daß einige Bilder zwar belichtet, aber noch nicht entwickelt waren. Hastig drehte er sich noch einmal herum, legte die entsprechenden Blätter in eine lichtundurchlässige Schachtel und trat ein zweites Mal zur Tür. Der Knall und das Splittern hatten sich nicht wiederholt, aber er glaubte noch immer, so etwas wie einen Schrei zu hören.

Sein Blick huschte aufmerksam durch das Wohnzimmer, als er die Dunkelkammer verließ. Das Geräusch hatte sich angehört, als wäre es unmittelbar hinter der Tür erklangen, aber da mußte er sich wohl getäuscht haben. Alles hier sah genauso aus wie vor einer halben Stunde, als er dagesessen und darauf gewartet hatte, daß die Zeit verging. Was hätte es auch sein sollen? Er lebte allein hier, er hatte keine Haustiere, und an Poltergeister und ähnliches Zeug glaubte er nicht. Also war draußen auf der Straße etwas passiert.

Hastig trat er ans Fenster und sah auf die Straße hinab. Ja, irgend etwas... war dort unten. Er konnte im ersten Moment nicht genau sagen, was, aber da war eine Veränderung. Zu wenige Menschen, und so gut wie kein Verkehr. Und er konnte jetzt ganz deutlich hören, daß irgendwo jemand schrie. Dann sah er einen Mann, der mit weit ausgreifenden Schritten aus dem gegenüberliegenden Haus gerannt kam und nach links hastete, und gleich darauf einen zweiten. Etwas war passiert. Wahrscheinlich ein Unfall.

Mogrods allererster Gedanke war, seine Kamera zu nehmen und hinunterzulaufen. Unfälle waren immer gut für ein paar Mark, und normalerweise hätte er eine solche Chance, wie sie sich jetzt bot, kaum ungenutzt verstreichen lassen. Der Geräuschkulisse nach mußte es sich um etwas wirklich *Großes* handeln, vielleicht eine entgleiste Straßenbahn oder einen umgestürzten Tanklaster, aus dem Salzsäure lief, die ein paar Passanten ansengte. Außerdem wäre er garantiert der erste Fotograf vor Ort. Er war auch schon auf halbem Wege zur Tür, aber dann blieb er wieder stehen.

Plötzlich wurde ihm klar, wie närrisch er sich benahm. Wen interessierte ein umgestürzter Lastwagen oder eine entgleiste Tram? Das war Kleinkram. Er hatte es verdammt noch mal

nicht mehr *nötig*, sich damit abzugeben. Gestern abend hätte er sich noch wie eine Hyäne darauf gestürzt, aber zwischen gestern abend und heute morgen lagen Welten. Gestern abend war er eine Hyäne *gewesen*. Jetzt war er ein Adler, der eine fette Beute erspäht hatte. Und er sollte allmählich damit anfangen, sich wie ein solcher zu benehmen.

Mogrod warf den Fotoapparat, den er ganz automatisch ergriffen hatte, schwungvoll in einen Sessel, machte sich wieder auf den Weg zur Dunkelkammer und drehte sich auf halbem Wege wieder herum, um zum Telefon zu gehen. Die Bilder ließen ihm nicht davon, und er würde jetzt etwas tun, worauf er sich seit Jahren gefreut hatte.

Der Lärm draußen auf der Straße hielt an, während er das Telefonbuch aufklappte und nach der Nummer suchte. Mogrod widerstand tapfer der Versuchung, aufzustehen und zum Fenster zu gehen, nahm sich aber nichtsdestotrotz vor, es nach seinem Telefonat nachzuholen. So, wie es sich anhörte, war dort unten *wirklich* etwas im Gange, das sich zu fotografieren lohnte.

Er hatte die Nummer gefunden, nahm den Telefonhörer ab und drückte mit der anderen Hand die Löschtaste des Anrufbeantworters, ohne die Nachrichten abgehört zu haben. Dann tippte er mit langsamem, fast zeremoniellen Bewegungen die Nummer ein und lauschte auf das Freizeichen.

Es klingelte dreimal, dann schaltete sich der Anrufbeantworter ein. »Guten Tag. Sie sind mit dem Anschluß 5630265 verbunden«, sagte eine volltönende Männerstimme. »Leider bin ich zur Zeit selbst nicht zu erreichen. Sie können aber, wenn Sie dies möchten, eine Nachricht beliebiger Länge hinterlassen. Ich rufe Sie dann so schnell wie möglich zurück. Bitte, sprechen Sie nach dem Signalton.«

Mogrod zog eine Grimasse. Er haßte Anrufbeantworter. Trotzdem wartete er geduldig, bis das elektronische Piepsen erklungen war, dann sagte er: »Hallo, Doktorchen. Hier spricht Mogrod. Stefan Mogrod - Sie erinnern sich doch noch an mich? Keine Angst, ich will nichts von Ihnen, und Sie brauchen mich auch nicht zurückzurufen. Aber kaufen Sie sich doch heute die Abendausgabe der POST. Sie werden darin etwas finden, was Sie bestimmt brennend interessiert.«

Er drückte auf die Gabel und hängte erst danach ein. Sosehr er sich noch vor zwei Sekunden über den Anrufbeantworter geärgert hatte - jetzt erschien es ihm eher positiv, seine Nachricht nur auf Band gesprochen zu haben, statt sich womöglich in ein Gespräch hineinziehen zu lassen, bei dem er mehr verriet, als er eigentlich wollte. Außerdem steigerte das die Spannung. Sein Name allein sollte ausreichen, demjenigen, der das Band abhört, ein paar fröhliche Stunden zu bereiten. Wenigstens so lange, bis die Abendausgabe erschien. Und danach noch etliche weitere...

Er stand auf und wollte nun wirklich zum Fenster gehen, doch in diesem Moment erscholl aus der Dunkelkammer ein lautstarkes Klappern, das Mogrod wie elektrisiert zusammenfahren ließ. Er vergaß die beunruhigenden Laute auf der Straße augenblicklich und hetzte so schnell zur Dunkelkammer, daß er fast über seine eigenen Füße gestolpert wäre. Hastig riß er die Tür auf, schaltete das Licht ein und sah sich um.

Nichts.

Der Raum sah aus wie immer: winzig, überladen und düster, nicht ganz so sauber, wie er hätte sein können, und ein wenig unordentlicher, als er hätte sein müssen. Auf dem Boden lag nichts, und auch die Fotoschalen und das halbe Dutzend durchsichtiger Acrylboxen mit seinen diversen Utensilien standen ordentlich aufgereiht da, wo sie hingehörten. Er mußte sich das Geräusch wohl eingebildet haben. Nun, bei dem, was für ihn auf dem Spiel stand, hatte er das Recht, ein bißchen nervös zu sein. Einbildung, mehr nicht.

Trotzdem schloß er sorgsam die Tür hinter sich und unterzog den Raum einer zweiten, gründlicheren Inspektion, die allerdings zu keinem anderen Ergebnis führte als die erste. Hier war weder etwas um- noch heruntergefallen.

Wenn er schon einmal hier war, konnte er seine Arbeit auch zu Ende bringen. Behutsam öffnete er die Schachtel mit den noch nicht entwickelten Bildern und ließ sie eines nach dem anderen in die Fotoschalen gleiten. Sie zeigten weitere Ansichten von Löbachs Wohnung - die Küche, die Müllkippe, in die er sein Wohnzimmer verwandelt hatte, das auf so unheimliche Weise veränderte Bad, und als allerletztes noch ein-

mal die blutige Schrift an der Wand. *Azrael...* Wenn er nur wüßte, wo er dieses Wort schon einmal gehört hatte.

Mogrod fixierte die Bilder, gab sie in den Trockner und befestigte die übrigen gut zwanzig Abzüge, die er schon fertiggestellt hatte, an der Pinnwand neben der Tür. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß kein unbelichtetes Fetzchen Papier mehr irgendwo herumlag, schaltete er das Rotlicht aus und die Deckenbeleuchtung ein. In der im ersten Moment fast unangenehmen Helligkeit der beiden Neonröhren besah er sich die bisher fertiggestellte Kollektion kritisch. Das Haus, die Polizeibeamten, Sendig, die unvermeidlichen Gaffer und schließlich Löbachs Horrorapartment... ideal. "Die perfekte *true story*, wie die Leute sie liebten, ob sie nun wirklich true war oder nicht.

Dabei waren die Bilder für sich allein betrachtet noch nicht einmal *so* sensationell. Löbachs Selbstmord würde ohne diese Fotos spätestens morgen früh und *mit ihnen* spätestens übermorgen früh keinen mehr wirklich interessieren - aber er hatte mehr als diese Bilder. *Er* kannte die Geschichte, die dahintersteckte. Die wahre Geschichte. Er wußte, warum Löbach sich umgebracht hatte, und er wußte sogar, wie; zumindest hatte er eine Theorie, die der Wahrheit sehr nahe kommen mußte. Und *diese* Nachricht würde einschlagen wie eine Bombe.

Der Trockner summte. Mogrod nahm die letzten sechs Abzüge heraus und befestigte sie neben den anderen an der Pinnwand. Als er es getan hatte und sich wieder herumdrehte, streifte sein Blick eine der Plastikschalen auf dem Tisch.

Mogrod blieb stehen und runzelte überrascht die Stirn. In der Entwicklerflüssigkeit schwamm noch immer der fehlerhafte Abzug, den er sich vorgemerkt hatte, um ihn zu einem Gespensterfoto für irgendein Revolverblatt zu machen. Er befand sich seit einer guten halben Stunde darin und hätte eigentlich so schwarz sein sollen, wie es nur ging, und zum allergrößten Teil *war* er das auch.

Aber eben nur zum allergrößten Teil. Neunundneunzig Prozent des Bildes glänzten im tiefsten Schwarz, das man sich

nur vorstellen konnte. Aber da war noch etwas - eine haarseine helle Linie, ungefähr dort, wo er den Schatten gesehen zu haben glaubte. Vielleicht nur ein weiterer Fehler. Ein Haar, das während der Belichtung auf das Blatt gefallen war, ein Staubpartikel auf der Linse oder eine Verunreinigung im Negativ. All das und noch viel mehr *hätte* es sein können - aber irgend etwas sagte ihm, daß das nicht die wirkliche Erklärung war. Wenn man lange genug hinsah, dann schien diese dünne Linie tatsächlich die Umrisse einer menschlichen Gestalt nachzuzeichnen: ein nachtschwarzer Schatten, der vor einer starken, aber weit entfernten Lichtquelle stand und sie bei nahe vollständig verdeckte, so daß er eine leuchtende Korona bekam wie der Mond bei einer Sonnenfinsternis.

Er würde der Sache jetzt auf den Grund gehen. Mogrod nahm das Foto aus der Schale, legte es ins Fixierbad und wusch sich rasch, aber sehr gründlich die Hände, ehe er die Filmstreifen zur Hand nahm und das entsprechende Negativ heraussuchte. Er untersuchte es, ohne irgendeine Besonderheit zu entdecken, schaltete das Licht aus und machte einen weiteren Abzug. Diesmal achtete er peinlich genau darauf, keinen Fehler zu machen.

Das sonderbare Gefühl, das beim Anblick des Bildes von Mogrod Besitz ergriffen hatte, verstärkte sich weiter, während er arbeitete. Auf dem Negativ war nämlich nicht der allerkleinste Makel zu entdecken. Es zeigte die Blutschrift an der Wand und sonst nichts. Keinen Kratzer, keine Verunreinigung, nicht einmal den Schatten eines Schattens. Ein Fehler im Fotopapier? Eigentlich war das nicht möglich - nicht so -, aber Mogrod zog diese Alternative zumindest in Betracht, und wenn es so war, dann war es höchst bedauerlich, denn das bedeutete, daß er den Effekt nicht würde wiederholen können. Ade Geisterfoto und ade Extrahonorar.

Er vergrößerte die entsprechende Stelle so stark, wie es das Format seines Fotopapiers zuließ, nahm das Blatt aus dem Projektor und ließ es in die Schale mit Entwickler gleiten. Er mußte nur ein paar Sekunden warten, bis sich die ersten grauen Konturen auf der strahlendweißen Oberfläche zu zei gen begannen.

Und der Schatten war da. Die Wand, ein Teil des Türrahmens, die verlaufende Schrift - und der unheimliche Umriß, der eigentlich gar nicht da sein durfte und *auf dem Negativ auch nicht zu sehen war*. Mogrod war sicher. Er hatte ganz genau hingesehen. Was sich da vor seinen Augen in wolkigem Grau bildete und allmählich zu scheinbarer Substanz gerann, war auf dem Negativ eindeutig nicht abgebildet. Konnte es sein, daß...

... daß er tatsächlich eine Art Gespenst fotografiert hatte?

Das war natürlich hahnebüchener Unsinn - Mogrod glaubte weder an Geister noch an irgendwelchen anderen übernatürlichen Kram —, und trotzdem konnte er spüren, wie sich die feinen Härchen in seinem Nacken bei diesem Gedanken aufstellten.

Vielleicht zum ersten Mal überhaupt fiel ihm auf, wie gespenstisch der Anblick eines Bildes war, das scheinbar aus dem Nichts heraus auf dem Papier erschien, sobald man es in die Entwicklerflüssigkeit gegeben hatte. Das rote Licht in der Kammer verstärkte den unheimlichen Effekt noch und gab ihm etwas Düsteres, Drohendes.

Mogrod war immer noch nicht bereit, zuzugeben, was er wirklich empfand, nämlich Angst. Aber sein Herz begann schneller zu schlagen, während das Bild weiter an Deutlichkeit und Schärfe zunahm.

Der Schatten war jetzt ganz deutlich zu sehen - und es war eindeutig nicht *sein* Schatten.

Es war der Schatten einer großen, sehr schlanken Gestalt, die eine Art gürtelloses Kleid oder Toga zu tragen schien und Schulterlanges glattes Haar hatte. Ihre Arme, die in sehr weit geschnittenen Trompetenärmeln steckten, waren halb ausgebreitet, und hinter und über ihnen war noch etwas, als trüge sie etwas Großes auf dem Rücken, das er nicht genau erkennen konnte.

Unmöglich, dachte Mogrod. Was er sah, war unmöglich. Der Schatten war jetzt viel deutlicher als vorhin, auf dem ersten Abzug, und er war auch fast sicher, daß er *da* nicht mit halb erhobenen Armen dagestanden hatte. Es konnte nicht sein. Es konnte, konnte, konnte nicht sein!

Der Schatten verdichtete sich weiter. Er war jetzt viel mehr als ein Schemen, und wäre Mogrod nicht bereits halb hysterisch gewesen, hätte er zugegeben, daß er keinen Schatten mehr betrachtete, sondern längst eine Gestalt, die er fotografiert hatte. Aus hellem wurde dunkleres Grau, dann Schwarz, und auch seine Umrisse wurden schärfer. Das Bild war bereits wieder überentwickelt. Die Wand mit Löbachs Blutschrift begann wieder zu verschwimmen und färbte sich immer dunkler, aber die Gestalt war noch immer sichtbar. Auf eine unheimliche Art und Weise schien sie plötzlich sogar *Tiefe* zu besitzen, als betrachte er nicht länger ein Foto, sondern eine Holographie.

Oder etwas, das lebte.

Dann begann sich die Flüssigkeit zu bewegen. Winzige Wellenkreise erschienen über dem Schatten, und plötzlich *bewegte auch er sich und streckte die Hände nach Mogrod aus!*

Der Fotograf stolperte mit einem keuchenden Laut zurück, prallte gegen den Türrahmen und wäre um ein Haar gestürzt. Seine Hände fuhren mit scharrenden Lauten über die Tür und suchten die Klinke, aber sie hatten irgendwie nicht mehr die Kraft, sie zu drücken. Halb verrückt vor Panik und zugleich gelähmt vor Furcht stand er da und starrte die Fotoschale an. Er konnte das Bild jetzt nicht mehr sehen, aber hörte etwas, ein leises Plätschern, als bewege sich etwas in der Flüssigkeit. Etwas, das in der Schale gefangen war und herauswollte!

Unmöglich! dachte Mogrod. *Das ist voll-kom-men unmöglich!* *Das bilde ich mir nur ein!* Ich bin hysterisch. Überarbeitet. Ich habe einen Drink zuviel gehabt. Schlechtes Gras geraucht! Das kann einfach nicht sein! SO ETWAS GIBT ES NICHT! Er fuhr alle Geschütze der Logik und des klaren Menschenverstandes gegen das Phänomen auf, und für einige Momente schien es tatsächlich, als hätte dieser Präventivschlag Wirkung gezeigt.

Genau so lange, bis die Hand über dem Rand der Fotoschale erschien.

Mogrod schrie, aber es war ein lautloser Schrei. Aus seiner Kehle kam nur ein Laut, und der Schrei gellte nur in seinem Kopf, während er aus hervorquellenden Augen die blutigen Fingerstümpfe anstarrte, die sich am Rand der Kunststoff-

schale festgeklammert hatten. Sie hatten keine Haut. Das Fleisch schien zu kochen, und hier und da schimmerte weißer, halb zersetzer Knochen durch die entsetzliche Masse. Die Hand sah aus, als wäre sie in Salpetersäure getaucht worden.

Aber sie bewegte sich. Die Finger klammerten sich nur noch einen Moment am Rand der Schale fest, dann krochen sie wie eine fünfbeinige fleischige Spinne weiter, so daß das Gelenk und ein Teil eines schlanken Unterarmes erschienen, dann eine zweite Hand, ebenso grausam verstümmelt wie die erste, die sich auf die gleiche unheimliche Weise in die Höhe zu arbeiten begann.

Und schließlich der Kopf.

Mogrod schrie diesmal wirklich gellend auf, riß schützend beide Arme vor das Gesicht und taumelte rücklings vor der entsetzlichen Gestalt zurück, die sich mit langsamem, pumpenden Bewegungen aus der Fotoschale herausarbeitete, wie ein Kanalarbeiter, der sich aus einem zu engen Schacht herauszustemmen versucht. Es war die Gestalt aus dem Foto. Er hatte ihr Gesicht nicht erkannt, und das konnte er auch nicht, denn es war im Grunde kein Gesicht, sondern ein hautloser, brodelnder Schädel ohne Augen und Lippen, und auch jetzt war hinter ihr noch etwas Großes, Brodelndes, das noch immer nicht genau zu erkennen war.

Mogrod prallte gegen ein Regal. Irgend etwas fiel zu Boden und zerbrach klirrend, und eine scharfkantige Scherbe grub sich durch sein Hemd hindurch tief in seinen Rücken, ohne daß er den Schmerz auch nur bewußt registriert hätte. Sein Herz jagte, als wolle es aus seiner Brust herausspringen. Ein winziger Teil von ihm versuchte noch immer, seine einzige Waffe, die Logik, einzusetzen, um ihn davon zu überzeugen, daß er all dies nicht wirklich erlebte. Er hatte eine Halluzination, nichts weiter. Aber selbst wenn das stimmte, nutzte dieses Wissen nichts, denn die Beruhigung, die es bringen sollte, wurde von der Wucht der Bilder, die er sah, einfach davongefegt. Mogrod sank wimmernd in die Knie und schlug die Arme über dem Kopf zusammen.

Währenddessen hatte sich die Gestalt fast vollkommen aus der Schale herausgearbeitet, und während sie es tat, verän-

derte sie sich weiter. Das brodelnde Fleisch hörte auf zu kochen und glättete sich, hier und da erschienen kleine, rosige Hautfetzen, und das Gesicht hatte plötzlich Augen, die ihn aus viel zu großen, liderlosen Höhlen anstarnten. Lippen und weitere Haut gesellten sich hinzu, und auch der verkohlte Stoff des schwarzen Kleides, in das die Gestalt gehüllt war, entwickelte sich weiter. Dann, als allerletztes, wurde auch das wogende Etwas hinter ihr materiell, und Mogrod erkannte, daß es ein Paar gewaltiger schwarzer Flügel war.

Und endlich wußte er, wem er gegenüberstand.

Er war viel kleiner, als er erwartet hatte, fast von der Statur eines Kindes, und vollkommen schwarz. Aber es war keine wirkliche Farbe, sondern etwas, für das es keine Bezeichnung gab, und auch sein Gesicht, obwohl jetzt gänzlich unversehrt, war nicht wirklich zu erkennen, als wäre es menschlichen Augen nicht gestattet, das Antlitz des Todesengels zu sehen. Seine Flügel waren gigantisch, viel zu groß für die zerbrechliche Gestalt, und von der gleichen unwirklichen Farbe. Er begann sie langsam zu entfalten, wobei er gleichzeitig die Arme ausbreitete.

Und Mogrod wußte mit unerschütterlicher Sicherheit, daß er sterben würde, wenn die Bewegung vollendet war.

Er wollte nicht sterben. Nicht jetzt. Nicht hier. Nicht so. Nicht *ausgerechnet jetzt!* Er war seinem Ziel so nahe! Es war einfach nicht *fair*!

Der Gedanke erfüllte ihn mit jener absoluten Kraft, wie sie nur die Todesangst oder bestimmte Drogen hervorrufen konnten, die erlaubten, den Tod im Leben zu erfahren. Mit einem noch gellenderen Schrei sprang er auf die Füße, warf sich zur Seite und schlug die Türklinke herab, wobei er sich mehrere Fingernägel abbrach, so daß er blutige Spuren auf dem Holz hinterließ.

Er spürte es nicht. Er torkelte weiter, sprengte die Tür mit der Schulter auf und stolperte schreiend auf die Straße hinaus. Brandgeruch und der Gestank von heißen Maschinen lagen in der Luft. Nicht weit entfernt hämmerte ein Maschinengewehr, und aus den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses schlugten Flammen.

Mogrod stolperte mit haltlos rudernden Armen noch zwei, drei Schritte weiter, ehe er schließlich fiel und so schmerhaft auf das rechte Knie prallte, daß ihm die Tränen in die Augen schössen. Er ignorierte auch diesen Schmerz, sprang wieder in die Höhe und sah sich gehetzt um.

Er war nahezu im Zentrum der Kämpfe. Fast alle Häuser ringsum lagen in Trümmern oder brannten, und nur zwei oder drei Straßen weiter schien eine ganze Granatensalve einzuschlagen. Er spürte, wie der Boden unter seinen Füßen erzitterte, noch ehe er das dumpfe Grollen der Explosionen hörte und die schwarzen Rauchwolken sah, die sich in den Himmel wälzten. Er mußte hier weg!

Aber wohin? Die Truppen der Aufständischen hatten die Stadt nahezu überrannt, und der Kessel schien mittlerweile endgültig geschlossen zu sein. Für ihn bedeutete das den nahezu sicheren Tod. Er hatte diesmal auf das falsche Pferd gesetzt und sich mit seiner Berichterstattung ganz offen auf die Seite der Regierungstruppen gestellt - als es noch so aussah, als behielten sie die Oberhand. Wieder hämmerte das Maschinengewehr, und diesmal kam es ihm so vor, als wäre es merklich näher. Mogrod sah sich wild um. Er brauchte ein Versteck, irgendein Loch, in dem er sich verkriechen konnte, bis das Schlimmste vorüber war.

Er sah kein Versteck, aber dafür den Panzer.

Es war ein veraltetes Modell russischer Bauart, das rumpelnd auf seinen rostigen Ketten um die Ecke kam und sich trotz seines sichtlichen Alters mit erschreckender Schnelligkeit bewegte. Der Turm mit dem kurzen, dicken Geschütz drehte sich unentwegt von rechts nach links und wieder zurück, als suche er gierig nach einem Ziel - und richtete sich dann genau auf ihn!

Mogrod fuhr herum und rannte im Zickzack die trümmerübersäte Straße entlang. Hinter ihm heulte der Motor des Tanks auf wie ein wütendes Raubtier, und er konnte hören, wie die breiten Ketten das Straßenpflaster zerrissen. Wie schnell fuhr ein Panzer? Vierzig, fünfzig Stundenkilometer? Egal. Auf jeden Fall schneller, als er laufen konnte. Gehetzt sah Mogrod über die Schulter zurück und erkannte, daß sein

Vorsprung bereits auf weniger als die Hälfte zusammengeschrumpft war.

Irgend etwas hämmerte dumpf und sehr schnell, und eine Stimme rief seinen Namen: »Herr Mogrod? Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Brauchen Sie Hilfe?«

Mogrod stolperte weiter, wich hakenschlagend einem Wagen aus, der auf vier platten Reifen am Straßenrand stand, und wartete auf das Krachen der Kanone oder eine MG-Salve, die ihn zwischen die Schulterblätter traf. Doch der Panzerfahrer hatte offenbar nicht vor, kostbare Munition zu verschwenden. Statt dessen heulte der Motor noch schriller auf, und der Hundert-Tonnen-Koloß machte einen regelrechten Satz. Er machte sich nicht die Mühe, dem Wagen auszuweichen, sondern walzte ihn einfach platt.

Wieder ertönte das Hämmern, und diesmal klang die Stimme schrill: »Herr Mogrod! Was ist denn da drinnen nur los? Ich schlage jetzt die Tür ein, wenn Sie nicht antworten!«

Das konnte er nicht. Er brauchte jedes bißchen Atem, das er bekam, um zu rennen. Trotzdem kam der Panzer unerbittlich näher. Er brauchte ein Versteck, irgend etwas, wo er sich verkriechen und wo ihn dieser Panzer nicht erreichen konnte!

Dann sah er es. Ein Kellerloch, nur noch wenige Schritte entfernt, und hinter einer halb niedergebrochenen Wand. Der Fußboden des Hauses war eingestürzt, wohl von einer Granate oder einem schweren Trümmerstück getroffen, und der darunterliegende Keller lag gut drei Meter tiefer. Ein riskanter Sprung, aber die einzige Chance, die er vielleicht noch hatte. Der Panzerfahrer würde es nicht wagen, ihm mit seinem tonnenschweren Gefährt dorthin zu folgen, aus Angst, daß der Tank einfach durch den Boden brach.

Etwas krachte. Er hörte das Geräusch von splitterndem Holz und sah aus den Augenwinkeln, wie ein Mann aus einer Tür nicht weit entfernt heraustaumelte. Sein Gesicht kam ihm vage bekannt vor, auch wenn er im Moment nicht genau wußte, woher. Und er bewegte sich genau auf den Panzer zu. Mogrod schrie ihm eine Warnung zu, mobilisierte noch einmal alle Kräfte, die er in seinem geschundenen Körper fand, und flankte mit einem gewaltigen Satz über den Mauerrest.

Ein grausamer Schmerz spaltete sein Gesicht in zwei *ungleiche* Hälften. Andere, kleinere Glasscherben stachen wie Messerklingen in seine Brust und seine Hände, und obwohl er den Schmerz diesmal spürte, schien er ihm irgendwie unwirklich, als wäre es gar nicht er, der ihn erlitt. Für einen winzigen Moment schwebte er scheinbar schwerelos im Nichts, und für die gleiche, fast nicht existente Zeitspanne konnte er durch das Fenster zurücksehen, durch das er gesprungen war. Das Zimmer war vollkommen verwüstet, Möbel umgeworfen, Bilder von den Wänden gerissen, der Fernseher aus dem Regal gefallen und zerbrochen, und jemand hatte die Tür eingetreten und rannte mit wild gestikulierenden Armen auf ihn zu, wobei er unentwegt seinen Namen schrie. Hinter ihm stand der Todesengel, groß, schwarz, mit ausgebreiteten Schwingen und erhobenen Armen. Seine rechte Hand wies auf Mogrod, und die Bedeutung dieser Geste war eindeutig. Er hatte es zu Ende gebracht. Diesmal war niemand dagewesen, der an seiner Stelle starb.

Er fiel.

Seine Wohnung lag nicht im achten Stock, und so dauerte sein Sturz auch nicht so lange wie der Löbachs wenige Stunden zuvor.

10. Kapitel

*E*r war auf dem Weg nach Hause im Taxi eingeschlafen und erwachte mit hämmernden Kopfschmerzen und der wirren Erinnerung an einen noch wirreren Traum — er war reichlich unangenehm gewesen, an mehr erinnerte er sich nicht, und nach dem, was er in der vergangenen Nacht erlebt hatte, wollte er sich auch nicht an mehr erinnern. Mark verscheuchte den Gedanken, blinzelte ein paarmal und richtete sich dann auf dem Rücksitz des Mercedes hoch, auf dem er zusammengeunken und im Schlaf halb gegen die Tür gerutscht war.

»Wir sind da«, sagte der Taxifahrer vollkommen überflüssigerweise. *Noch* überflüssigerweise fügte er hinzu: »Zu Hause.«

Wahrscheinlich hatte er nur freundlich sein wollen, aber er erreichte das Gegenteil. Mark blickte einige Momente lang die in Altweiß gestrichene Villa an, die sich dreißig Meter hinter dem mannshohen Gitterzaun erhob, vor dem das Taxi angehalten hatte, und versuchte etwas im Klang dieses Wortes zu erkennen. Zu Hause... Nein - er war immer noch nicht sicher, ob dies wirklich sein *Zuhause* war.

Immerhin wohnte er hier.

Er machte Anstalten, die Tür zu öffnen, aber der Taxifahrer streckte rasch den Arm aus und drückte den Türknopf herunter. »Macht zweihundertsiebzehn«, sagte er. »Ohne die Anzahlung von vorhin.«

»Ich weiß«, sagte Mark. »Aber ich habe sie nicht bei mir. Kommen Sie mit zum Haus, oder trauen Sie mir?«

Der Fahrer sah ihn schief an, dann zog er kommentarlos den Zündschlüssel aus dem Schloß und stieg aus. Mark nahm es ihm nicht übel. Er an seiner Stelle hätte wohl nicht anders gehandelt.

Mark stieg aus dem Taxi, ging zum Tor und tippte eine sechsstellige Ziffernfolge in die Zahlentastatur, die die Stelle eines Schlosses einnahm. Ein kaum hörbares Summen erklang, und das Tor sprang einen Fingerbreit auf. Der Taxifah-

rer zog erstaunt die linke Augenbraue hoch, aber er sagte nichts, sondern schloß sich Mark wortlos an, als er das Tor aufschob und den breiten Weg zum Haus hinaufzumarschieren begann.

Er ging sehr viel langsamer, als nötig gewesen wäre- wie er sich selbst einredete, um den Moment der Heimkehr entsprechend zu genießen, in Wahrheit aber wohl eher, um Zeit zu gewinnen. Mit ein wenig Glück war sein Vater nicht zu Hause, aber irgend etwas sagte ihm, daß das nicht der Fall sein würde. Und jetzt hatte es keinen Zweck mehr, es zu leugnen: Er *hatte* Angst, ihm gegenüberzutreten. Ob Prein nun Wort gehalten hatte oder nicht - ihm stand ein nicht sehr angenehmes Gespräch bevor. Und nach dem, was er in den letzten Stunden erlebt und über sich selbst erfahren hatte, war er ganz und gar nicht mehr sicher, daß er wirklich als Sieger daraus hervorgehen würde.

Sie waren noch fünf Meter von der Haustür entfernt, als sie geöffnet wurde. Das elektronische Schloß vorne am Tor stellte nur einen Bruchteil der Ausstattung dar, mit der sein Vater das Haus in den letzten Jahren in eine High-Tech-Festung verwandelt hatte, auch wenn man es ihm nicht ansah. Sie waren natürlich längst entdeckt und von einem halben Dutzend mißtrauischer Kameraaugen beobachtet worden. Den Vorteil der Überraschung würde er in dieser Konfrontation auf keinen Fall mehr auf seiner Seite haben.

Aber es war nicht sein Vater, der ihnen die Tür öffnete, sondern Marianne, dessen Haushälterin. Mark war im ersten Moment erleichtert, sie zu sehen statt seines Vaters oder einen der anderen Angestellten. Marianne war ins Haus gekommen, als er noch ein Baby war, und sie gehörte nicht nur schon praktisch zum Inventar, sondern war auch zu etwas wie einer mütterlichen Freundin geworden; vielleicht der einzige wirkliche *Freund*, den er in diesem Haus noch hatte, seit seine Mutter nicht mehr da war.

Ein einziger Blick in ihr Gesicht beantwortete Mark die Frage, die ihn auf dem Weg vom Tor bis zum Eingang am meisten bewegt hatte: ob Prein Wort gehalten hatte oder nicht. Er hatte offensichtlich.

Marianne war nicht überrascht, ihn zu sehen. Sie hätte es sein müssen, auch wenn sie ihn schon ein paar Augenblicke eher auf einem Monitor erkannt hätte, aber der einzige Ausdruck, den Mark auf ihrem Gesicht las, war eine vage Spur von Trauer und eine *sehr deutliche* Bedrückung, die ihn alarmierte. Sein Vater wußte offensichtlich nicht nur bereits, daß er kam, sondern hatte auch schon den einen oder anderen Kommentar abgegeben.

»Hallo, Marianne«, sagte er. Und als hätte der Klang seiner Stimme einen unsichtbaren Bann gebrochen, verschwand der bekümmerte Ausdruck von ihrem Gesicht und machte einer ehrlich empfundenen Freude Platz. Die Haushälterin machte einen halben Schritt auf ihn zu und setzte zu einer Bewegung an, ihn in die Arme zu schließen. Aus irgendeinem Grund tat sie es dann schließlich doch nicht, doch Mark nahm ihr die Entscheidung ab, indem er seinerseits die Arme ausbreitete und sie kurz, aber heftig an sich drückte.

»Wie schön, daß Sie da sind, Herr Sillmann«, sagte sie ein wenig atemlos, nachdem er sie wieder losgelassen und auf halbe Armeslänge von sich geschoben hatte.

Mark zog die linke Augenbraue hoch. »*Herr* Sillmann? Das letzte Mal waren wir noch per du.«

Seine Worte brachten Marianne sichtlich in Verlegenheit. »Das letzte Mal ist - «

» - ein knappes halbes Jahr her«, fiel ihr Mark ins Wort. »Sie wollen sich doch nicht etwa mit mir streiten, oder? Denken Sie immer daran: Sie stehen Ihrem zukünftigen Boß gegenüber, auch wenn es vielleicht noch ein paar Jahre dauert. Verderben Sie es sich lieber nicht mit ihm.«

Der nächste Scherz, der danebenging. Marianne lächelte zwar, aber es wirkte nicht überzeugend; nicht einmal überzeugend geschauspielert. Anscheinend war er heute mit einer Art Fluch beladen, alle und jeden irgendwie zu verärgern.

Um den peinlichen Moment irgendwie zu überspielen, räusperte er sich zweimal und deutete dann auf den Taxifahrer, der in einigen Schritten Entfernung stehengeblieben war und die Szene mit unbewegtem Gesichtsausdruck verfolgte. »Seien Sie so lieb und bezahlen Sie das Taxi, Marianne«, bat

er. »Und geben Sie dem Mann ein gutes Trinkgeld. Es wird meinen Vater nicht ruinieren. Wo ist er überhaupt? Ist er im Haus?«

Marianne nickte. »Ja. Er ist im Arbeitszimmer. Aber er hat gerade Besuch. Vielleicht sollten Sie ihn jetzt nicht stören.«

»Du«, verbesserte Mark sie. »Und ich glaube nicht, daß ich ihn noch weiter verärgern kann, als ich es schon getan habe.«

»Aber Sie... *du* solltest jetzt wirklich -«

Mark hörte gar nicht mehr zu, sondern trat an Marianne vorbei ins Haus und ging mit schnellen Schritten zur Treppe. Sie versuchte nicht noch einmal, ihn zurückzuhalten, sondern wandte sich dem Fahrer zu, und Mark hätte sowieso nicht auf sie gehört. Sicher hatte sie recht: Sein Vater war kein besonders duldsamer Mann, und es war bestimmt nicht sehr klug, ihn zu stören, falls er geschäftlichen Besuch hatte. Mark war auch nicht daran gelegen, ihn noch mehr zu reizen - aber er hatte noch weniger Lust, jetzt hier zu warten, wie ein Schüler, der einen Termin bei seinem Direktor hatte, um sich einen Rüffel abzuholen. Außerdem war er nicht sicher, ob er später überhaupt noch den Mut haben würde, seinem Vater gegenüberzutreten. Gestern abend hatte Prein sicherlich übertrieben, aber jetzt war er genau in der Stimmung, die er ihm da unterstellt hatte - nervös, erregt und vollkommen übermüdet.

So schnell, wie er gerade noch konnte, ohne wirklich zu rennen, lief er die Treppe hinauf und steuerte die Bibliothek an, die seinem Vater zugleich als Arbeitszimmer diente. Die Tür war nur angelehnt, und er konnte die Stimmen seines Vaters und mindestens zweier weiterer Männer hören. Er konnte die Worte nicht verstehen, aber der Klang der Unterhaltung schien ihm nicht geschäftlich, ja nicht einmal wirklich *höflich*. Vielleicht war dort drinnen kein wirklicher Streit im Gange, aber zumindest doch die Vorstufe dazu.

Als er die Hand nach der Türklinke ausstreckte, klingelte das Telefon. Er konnte hören, wie sein Vater abhob und sich meldete, dann sagte er: »Für Sie.«

Mark betrat die Bibliothek im gleichen Moment, in dem der Besucher den Telefonhörer entgegennahm und sich meldete, und der Anblick, der sich ihm bot, war so unerwartet, daß er

mitten im Schritt stehenblieb und überrascht die Augen aufriß.

Sein Vater saß hinter dem wuchtigen Schreibtisch, der vor dem Fenster aufgebaut war, und trug noch immer einen seidenen Hausmantel, Pantoffeln und Pyjamahosen, obwohl es bereits nach zehn war. Seine Frisur war wirr, als hätte er statt eines Kamms die gespreizten Finger benutzt, und er rauchte - wenn er sich in den vergangenen sechs Monaten nicht radikal verändert hatte, ein Zeichen höchster Erregung. Und seine Besucher boten ein kaum weniger auffälliges Bild. Beide sahen ungefähr so frisch und ausgeruht aus, wie Mark sich fühlte, und er schätzte beide auf Anfang fünfzig - aber damit hörten ihre Gemeinsamkeiten auch schon wieder auf. Der Mann am Telefon trug einen Trenchcoat, dem man auf hundert Meter ansah, daß er aus einem Designerladen stammte und ein mittleres Vermögen gekostet haben mußte, und darunter einen offenbar maßgeschneiderten Anzug. Sein Haar war streng zurückgekämmt und begann sich an den Schläfen deutlich zu lichten, der Gesichtsausdruck hatte etwas Verbissenes.

Der andere schien das genaue Gegenteil. Er hatte dunkles, sehr volles Haar und einen gleichfarbigen Schnauzbart, der eine Spur zu lang war, um noch modisch zu wirken, so, wie er auch schätzungsweise zwanzig Pfund zuviel auf den Rippen hatte, um wirklich noch sportlich auszusehen. Sein Gesicht wirkte hart, aber trotzdem auf eine schwer zu beschreibende Weise freundlich - und er trug die grüne Uniform eines Schutzpolizisten. Polizei? Hier? Hatte sein Vater Ärger?

»Mark!« sagte sein Vater. Er klang eher unwillig als überrascht. »Wo bist du gewesen?«

Ja, dachte Mark, das war genau die Begrüßung, wie er sie erwartet hatte - vor allem im Ton. Aber er beherrschte sich. Im Moment war er noch zu verblüfft, um überhaupt zu reagieren. »Ich hatte... noch zu tun«, sagte er ausweichend. »Guten Morgen.«

Er ließ absichtlich offen, ob die Begrüßung nun allen im Raum oder nur seinem Vater galt. Sein Vater antwortete auch gar nicht darauf, sondern sah ihn nur aufmerksam an,

während er mit der linken Hand einen Aktenhefter schloß, der aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch lag und offenbar eine ganze Anzahl großformatiger Schwarzweißfotos enthielt; was sie zeigten, konnte Mark aus seiner Position heraus nicht erkennen. Es spielte im Moment auch keine Rolle. Der Polizeibeamte erwiderte Marks Gruß, während der andere - vermutlich ebenfalls ein Polizist, nur in Zivil - mit einem wortlosen Nicken reagierte und sich ansonsten auf das konzentrierte, was er am Telefon hörte.

Mark schob die Tür hinter sich zu und trat zögernd näher. »Die Polizei im Haus?« fragte er. »Ist irgend etwas... passiert?«

»Ja, so könnte man es nennen«, sagte sein Vater. »Aber es hat nichts mit uns zu tun.« Er musterte die beiden Beamten finster und schien noch mehr sagen zu wollen, aber der uniformierte Polizist wandte sich in diesem Moment vollends zu Mark um und sagte:

»Mein Name ist Bremer. Das dort am Telefon ist mein Kollege, Herr Sendig. Und Sie sind...?«

Mark antwortete ganz automatisch. »Ich bin Mark Sillmann«, sagte er.

»Mein Sohn«, fügte sein Vater überflüssigerweise hinzu. »Aber es ist nicht nötig, ihn zu belästigen. Er hat mit der ganzen Geschichte nun wirklich nichts zu tun.«

»Mit welcher Geschichte?« fragte Mark. Was, zum Teufel, ging hier vor?

»Nichts«, sagte sein Vater. »Es ist wirklich nichts. Ich weiß auch nicht, warum man uns damit belästigt.«

»Aber ich bitte Sie, Herr Doktor Sillmann«, sagte Bremer geduldig. »Wir belästigen Sie nicht. Leider ist es nötig, gewisse Nachforschungen anzustellen.«

»Nachforschungen worüber?« wollte Mark wissen. Er versuchte, ein wenig schärfer zu klingen, ohne direkt unhöflich zu werden. Für seinen Geschmack benahm sich sein Vater schon unmöglich genug.

Sendig hingegen hängte ein, ohne daß Mark auch nur ein Wort des Abschieds gehört hätte, und sah ihn zum ersten Mal direkt an. »Über Doktor Löbach, Herr Sillmann«, sagte er. »Sie kennen ihn, nehme ich an?«

Mark nickte. »Natürlich kenne ich ihn. Er ist einer unserer ...« Er verbesserte sich. »Er ist ein Angestellter meines Vaters.«

»*War*«, verbesserte ihn Sendig. »Es muß heißen, er war ein Angestellter Ihres Vaters. Doktor Löbach ist tot.«

»Tot?« Mark erschrak, beinahe tiefer, als er sich im ersten Moment selbst erklären konnte. Er hatte Löbach gekannt, aber nicht sehr gut. »Was ist passiert? Ein Unfall?«

»Das versuchen wir ja gerade herauszufinden«, antwortete Sendig, wobei er Marks Vater einen bedeutsamen Blick zuwarf, sich aber sofort wieder an Mark wandte und das Thema wechselte. »Was tun Sie hier, wenn ich fragen darf?«

Allmählich begann Mark sich über Sendig zu ärgern. Es war gar nicht so sehr das, was er sagte, sondern vielmehr, wie er es tat. Sendig schien zu jenen Menschen zu gehören, bei denen selbst die Frage nach der Uhrzeit schon wie eine verkappte Provokation klang. Er begann allmählich zu ahnen, warum sein Vater so übler Laune war.

»Ich wohne hier«, antwortete er.

Sendig blieb vollkommen gelassen, obwohl ihm kaum entgangen sein konnte, wie Marks Antwort gemeint war. »Das ist mir klar«, sagte er. »Aber sind Sie nicht seit einigen Jahren in einem Internat? Soviel ich weiß, haben die Ferien noch nicht angefangen.«

Mark wollte antworten, aber sein Vater kam ihm zuvor. »Mein Sohn war eine Weile krank. Nichts Ernstes, aber der Arzt meinte doch, daß er sich ein paar Tage zu Hause erholen sollte. Ich habe mit dem Direktor seiner Schule gesprochen. Es geht in Ordnung.«

Mark war ziemlich überrascht, wie gut er sich selbst in der Gewalt hatte. Er war sicher, daß Sendig ihm seine Verblüffung über diese Antwort nicht ansah - aber er suchte auch vergebens nach irgend etwas Verschwörerischem oder Warnendem im Blick seines Vaters. Konnte es sein, daß Prein ihm diese Geschichte *wirklich* erzählt hatte?

»Sie sehen auch nicht besonders fit aus«, sagte Bremer. »Eine Sommergrippe, hm?«

Mark zuckte mit den Schultern. »Es war nichts Ernstes. Immerhin hat es mir ein paar Tage Extraurlaub eingebracht.«

»Seit wann sind Sie hier?« fragte Sendig.

»In Berlin? Seit heute morgen. Warum?«

»Nur so.« Sendig machte eine wedelnde Handbewegung und lächelte ungefähr so freundlich wie eine Schlange, die ein Kaninchen mustert. »Ich muß immerzu Fragen stellen. Eine schlechte Angewohnheit, ich weiß. Aber das bringt mein Beruf nun mal mit sich. Bleiben Sie lange in der Stadt?«

»Ein paar Tage«, antwortete Mark kühl. »Allerhöchstens eine Woche - es sei denn, Sie sagen mir jetzt, daß ich die Stadt nicht verlassen darf, ohne mich bei Ihnen abzumelden.«

Sendigs Augen verengten sich ein wenig, aber Mark sah auch, daß Bremer alle Mühe hatte, nicht zu grinsen. Er fragte sich, wieso ausgerechnet *diese* beiden Beamten zusammenarbeiteten. Er hatte selten zwei Männer gesehen, die so wenig zusammenpaßten wie Bremer und Sendig.

»Das wird wohl nicht nötig sein«, antwortete Sendig. »Wir sind jetzt auch schon fertig - zumindest für den Moment. Möglicherweise haben wir noch ein paar Fragen, die -«

»- Ihnen mein Anwalt viel besser beantworten kann als ich«, unterbrach ihn Marks Vater. »Seine Adresse ist Ihnen ja noch bekannt, oder?« Er stand auf. »Und wenn Sie uns jetzt bitte entschuldigen würden? Mein Sohn und ich haben einiges zu besprechen. Sie finden allein den Weg hinaus, nehme ich an.«

Mark war nicht der einzige, den dieser plötzliche Ausbruch überraschte. Sein Vater war auch bisher nicht *gerade freundlich* zu den beiden Beamten gewesen. Trotzdem kam dieser kaum noch verhohlene Hinauswurf einer Hundertachtzig-Grad-Wendung gleich.

Sendigs Augen wurde noch schmäler, doch der Ausbruch, auf den Mark wartete, blieb aus. Er starre seinen Vater nur noch einen Moment lang durchdringend an, ehe er sich mit einer ruckhaften Bewegung zur Tür wandte und ging. Sein uniformierter Kollege folgte ihm nach einem Augenblick - aber er hatte wenigstens den Anstand, Mark und seinem Vater zum Abschied zuzunicken. Mark erwiderte die Geste, während sein Vater den dunkelhaarigen Beamten nur finster anblickte.

Er sagte kein Wort, auch nicht, als die beiden das Zimmer verlassen hatten und ihre Schritte die Treppe draußen hinunterpolterten. Und selbst dann schwieg er beharrlich weiter, bis sie das Geräusch der Haustür hörten, die ins Schloß fiel. Und selbst dann war es Mark, der die Stille unterbrach, und nicht sein Vater.

»Was ist hier los?« fragte er gerade heraus. »Warum warst du so unfreundlich?«

»Unfreundlich?« Sein Vater lachte. »Nein. Du hast mich noch nicht erlebt, wenn ich wirklich *unfreundlich* werde.«

Das stimmte nicht, und sie wußten es beide. Sie wußten auch beide, was diese Antwort wirklich bedeutete: nämlich, daß sein Vater nicht weiter über dieses Thema reden wollte. Aber Mark war schließlich nicht hierhergekommen, um das alte Spiel nach den alten Regeln fortzusetzen, und so sagte er: »Sie tun nur ihre Arbeit. Und wenn einer deiner Angestellten ums Leben kommt —«

»Löbach war nicht mehr unser Angestellter«, unterbrach ihn sein Vater scharf. »Ich habe ihn schon vor einem halben Jahr entlassen.«

»Warum?«

»Seit wann interessierst du dich für meine Firma?« schnappte sein Vater. »Aber bitte: Er hatte angefangen zu trinken. Ich habe keine Ahnung, warum, und ich will es auch nicht wissen. Frauen, nehme ich an. Oder Geld. Vielleicht auch beides. Was weiß ich. Ich habe ihn zweimal gewarnt und dann gefeuert.«

Das klang einleuchtend und entsprach auch durchaus dem Charakter seines Vaters — aber es überzeugte Mark trotzdem nicht endgültig. Er hatte Löbach zwar wirklich nicht besonders gut gekannt, aber immerhin wußte er, daß er einer der wichtigsten und vor allem ältesten Angestellten seines Vaters gewesen war. Einen solchen Mann feuerte man nicht *einfach so*, weil er ein Alkoholproblem hatte oder anderen Ärger.

»Und jetzt ist er tot«, sagte Mark.

»Das ist nicht meine Schuld«, blaffte sein Vater. »Was ist los mit dir? Bist du -« Er brach mitten im Satz ab, starre Mark eine geschlagene Sekunde lang aus brennenden Augen an -

und dann ging eine ganz erstaunliche Veränderung mit ihm vonstatten. Der Zorn, jener Ausdruck, den Mark so oft auf seinen Zügen gesehen hatte, daß er sich sein Gesicht manchmal schon gar nicht mehr anders vorstellen konnte, verschwand urplötzlich und wich etwas, das ihn an den Ausdruck in Mariannes Augen vorhin erinnerte, nur daß es bei seinem Vater viel verwirrender wirkte. Er atmete hörbar ein, entspannte sich sichtbar und sagte mit einer Sanftmut, die Mark erneut und noch mehr überraschte: »Lassen wir das, okay? Ich glaube, wir haben jetzt wohl Wichtigeres zu tun, als uns zu streiten. Wie geht es dir?«

Im ersten Moment *verstand* Mark die Frage nicht einmal wirklich; er argwöhnte eine der rhetorischen Fallen, in die sein Vater seine Gesprächspartner mit Vorliebe lockte - wobei er auch bei seinem eigenen Sohn keine Ausnahme gemacht hatte -, aber die Sorge in seinen Augen sah tatsächlich *echt* aus. Vorhin, als er den Gedanken das erste Mal erwogen hatte, hatte er nicht ernsthaft geglaubt, daß Prein seinem Vater wirklich die Geschichte von seiner Krankheit und dem Erholungsurlaub aufgetischt haben könnte. Aber es sah tatsächlich so aus, als wäre es so.

»Gut«, sagte er. »Ich bin nicht krank.«

»Ja, du siehst aus wie das blühende Leben«, sagte sein Vater ironisch.

»Ich habe schlecht geschlafen«, antwortete Mark. »Aber das ist auch schon alles. Ich bin nicht krank, und ich war es auch nicht.«

»Aber dein Direktor -«

»— ist ein sehr netter Mann«, unterbrach ihn Mark. »Ich nehme an, er hat dir diese Geschichte erzählt, um mir einen Gefallen zu tun - schließlich kennt er dich. Aber sie ist nicht wahr. Er hat mich nicht nach Hause geschickt, damit ich mich erhole. Ich bin von mir aus gegangen. Und ich kehre auch nicht zurück ins Internat.«

Diesmal vergingen Sekunden, bis sein Vater reagierte. Aber er tat es auch jetzt wieder auf eine völlig unerwartete, untypische Art. Daß Mark seinen Vater nicht gerade liebte, bedeutete nicht, daß er ihn für dumm hielt. Im Gegenteil - er war si-

eher, daß er sofort begriffen harte, was seine Worte bedeuteten. Und trotzdem fuhr er auch jetzt nicht hoch, machte ihm keine Vorhaltungen oder ließ die eine oder andere Drohung hören - mit alledem hatte Mark gerechnet und war darauf vorbereitet, so gut er konnte - sondern sah ihn nur ruhig und irgendwie resignierend an, ehe er sagte: »Ich verstehe. Du hast nicht viel Zeit verloren. Bei der Gelegenheit: Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.«

»Danke«, antwortete Mark. »Und das ist alles?«

»Dein Geschenk ist bestellt, aber noch nicht - «

»Das meine ich nicht, und das weißt du auch verdammt genau«, fiel ihm Mark ins Wort. Es fiel ihm immer schwerer, ruhig zu bleiben. Die so vollkommen unerwartete Gelassenheit, die sein Vater an den Tag legte, machte ihn rasend. »Willst du mir nicht erklären, daß ich verrückt bin? Oder mich ein bißchen anschreien und mir befehlen, sofort wieder ins Internat zurückzukehren?«

»Hätte das denn Sinn?« fragte sein Vater sanft. Er machte eine einladende Geste auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch, vor dem Sendig zuvor gestanden hatte. »Setz dich, Mark. Ich glaube, wir sollten uns unterhalten - auch wenn es kein besonders glücklicher Moment ist.«

Mark gehorchte ganz automatisch - und ärgerte sich ebenso automatisch sofort wieder über sich selbst, daß er seinen Part in diesem uralten Spiel von Befehlen und Gehorchen so bereitwillig weiterspielte. Aber selbst dieser Ärger war nicht mehr wirklich echt. Sein mühsam kultivierter Zorn begann bereits wieder zu verrauchen. Offenbar hatte er sehr viel weniger davon gehortet, als er selbst geglaubt hatte. Mit einer Stimme, die sehr viel mehr von seiner Unsicherheit verriet, als ihm recht war, sagte er: »Wenn du versuchen willst, mich umzustimmen, kannst du dir die Mühe sparen.«

»Natürlich will ich das«, sagte sein Vater. »Aber keine Sorge - ich werde dir weder etwas befehlen, noch versuchen, dich zu etwas zu überreden, was du nicht wirklich willst.«

War es wirklich Zufall, dachte Mark, daß er fast die gleichen Worte benutzte wie Prein am vergangenen Abend, oder redeten einfach alle Erwachsenen so?

Und hatten sie vielleicht recht damit?

»Ich wußte, daß du so etwas tun würdest«, sagte sein Vater.
»Ich habe nicht so schnell damit gerechnet, aber in den nächsten Tagen oder Wochen schon. Es war nicht schwer zu erraten.«

Plötzlich wünschte sich Mark, er wäre zehn Jahre jünger - dann hätte er vor lauter Enttäuschung und Frustration wenigstens laut losheulen können. Standen ihm seine Gedanken eigentlich in roten Leuchtbuchstaben auf der Stirn geschrieben, oder benahm er sich wirklich so vorhersehbar?

»Dein Direktor wollte dir wahrscheinlich wirklich einen Gefallen tun, indem er mir diese kleine Notlüge aufgetischt hat, aber es wäre nicht nötig gewesen. Ich bin dir nicht böse. Im Gegenteil - ich bin froh, daß du nach Hause gekommen bist, statt irgendeinen Unsinn zu machen und dich vielleicht in drei Monaten aus Alaska zu melden.«

»Das ist gar keine schlechte Idee«, sagte Mark. »Vielleicht hätte ich es tun sollen.«

»Dazu bist du zu klug«, behauptete sein Vater. »Du gibst es im Moment vielleicht nicht zu, aber du bist gar nicht so rebellisch, wie du tust. Jedenfalls nicht rebellisch genug, um auf gewisse... *Bequemlichkeiten* zu verzichten.«

»Da wäre ich nicht so sicher«, antwortete Mark. Soviel, fügte er in Gedanken hinzu, zum Thema: *überraschendes Verhalten*. Sein Vater war gar nicht so verständnisvoll und geduldig, wie es im ersten Moment den Anschein gehabt hatte - es war einfach nur eine andere Taktik, die nichts mit Respekt zu tun hatte, sondern vielleicht nur seinem Alter angepaßt war. Und jetzt war der Zorn wieder da, nach dem er vorhin vergeblich gesucht hatte. »Vielleicht freue ich mich seit Jahren darauf, auf die *Bequemlichkeiten* verzichten zu dürfen, die du mir bereitest.«

»Kaum«, sagte sein Vater ruhig. »Du wirst bestimmt nicht —«

»Du hast mich vorhin gefragt, wo ich war«, fiel ihm Mark ins Wort. »Ich habe dir zwar geantwortet, aber es war eine Lüge. Ich bin schon seit dem frühen Morgen in der Stadt, weißt du. Ich war bei Mutter.«

»Ich weiß«, sagte sein Vater gelassen. »Jemand aus dem Stift hat mich angerufen.«

»Wer?« fragte Mark scharf. Schwester Beate? Das war möglich, aber er konnte es sich kaum vorstellen - vielleicht, weil es ihn sehr enttäuscht hätte.

»Das spielt keine Rolle«, sagte sein Vater.

»Artner?« wollte Mark wissen. Es war ein Schuß ins Blaue, aber er schien getroffen zu haben, denn sein Vater fuhr ganz leicht zusammen. Er wirkte fast erschrocken. Aber er schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Es spielt keine Rolle, wer es war. Und bevor du dich weiter aufregst - sie haben dich nur zu deiner Mutter gelassen, weil *ich* es ihnen gesagt habe.«

»Sehr großzügig«, sagte Mark zynisch. »Wie kann ich dir nur je dafür danken?«

»Zum Beispiel, indem du aufhörst, dich wie ein Idiot zu benennen, und endlich anfängst, mit mir zu reden«, antwortete sein Vater ruhig. »Bist du nur hierhergekommen, um dich mit mir zu streiten? Das ist ein bißchen billig, findest du nicht?«

Hinter ihm bewegte sich etwas. Ein Schatten, vielleicht nur ein Lichtreflex, der durch das Fenster hereinfiel. Trotzdem starnte Mark diese gar nicht vorhandene Bewegung eine geschlagene Sekunde lang an, ehe er antwortete: »Möglicherweise. Ich bin...« Er suchte nach Worten, aber plötzlich war sein Kopf wie leergefegt. Er war nur noch müde. Seine Glieder fühlten sich an wie Blei.

»Ach verdammt, ich weiß es nicht«, sagte er zornig. »Ja, vielleicht. Vielleicht wollte ich auch einfach nur weg aus dem Internat.«

»Das kann ich verstehen«, sagte sein Vater. »Ich mache dir einen Vorschlag: Du gehst in dein Zimmer und schlafst dich erst einmal gründlich aus. Wir essen heute abend zusammen, und dann reden wir. In aller Ruhe und von Mann zu Mann.«

Wann hatte er je *in aller Ruhe* mit seinem Vater reden können? dachte Mark. Oder gar *von Mann zu Mann*? Sein Vater behandelte niemanden wie einen gleichgestellten Partner. Manchmal fragte er sich, ob er überhaupt fähig war, für einen anderen Menschen irgendein Gefühl zu empfinden, das nicht Verachtung oder Ärger hieß. Aber er widersprach nicht, sondern zuckte nur mit den Achseln. Der Streit, auf den er inner-

lich vorbereitet war, hatte zwar gar nicht stattgefunden, aber er fühlte sich trotzdem so ausgelaugt, als läge er hinter ihm. Und als hätte er ihn verloren.

»Ich bin wirklich etwas müde«, gestand er. »Aber ich weiß nicht, ob wir heute abend zum Essen gehen können. Ich habe eine Verabredung. Ein Mädchen«, fügte er unaufgefordert hinzu.

»Ein Mädchen?« Sein Vater zog die Augenbrauen hoch. Offenbar war es Mark nun doch gelungen, ihn zu überraschen. »Hast du sie mitgebracht?«

»Nein«, antwortete Mark. »Sie ist hier aus Berlin.«

»Und du bist heute morgen erst angekommen? Das ging schnell.«

Und geht dich nichts an, dachte Mark. Er antwortete nicht.

»Dann bring sie doch einfach mit«, sagte sein Vater. »Ich möchte deine Freunde gerne kennenlernen.«

»Warum?« wollte Mark wissen. »Um zu entscheiden, ob sie zu mir passen?«

»Nein«, sagte sein Vater. »Ich möchte sie einfach kennen, das ist alles.«

Mark wollte antworten, daß sich sein Vater noch nie für seine Freunde interessiert hatte, aber er schluckte die Bemerkung im letzten Moment herunter. Sie hätte zwar der Wahrheit entsprochen, aber eigentlich nur, weil er bisher niemals Freunde *gehabt* hatte. Außerdem war Schwester Beate nun wirklich nicht seine *Freundin*. Er kannte sie, das war alles. Er wußte nicht einmal, ob er überhaupt mehr *wollte*.

Wieder bewegte sich etwas an der Wand hinter seinem Vater, das gar nicht da war, und diesmal glaubte Mark für den Bruchteil einer Sekunde etwas wie einen menschlichen Schatten zu erkennen, aber zugleich auch nicht. Er widerstand im letzten Moment der Versuchung, sich herumzudrehen. Verrückt.

»Was hast du?« fragte sein Vater alarmiert.

»Nichts. Was soll sein?«

»Du bist plötzlich blaß geworden. Ist dir nicht gut?«

»Nein«, antwortete Mark. »Das heißt: nein, mir ist *nicht* nicht gut. Ich bin ziemlich übermüdet, das ist alles. Ich habe im Zug kaum geschlafen.«

»Unangenehme Mitreisende?«

»Unangenehme *Träume*«, antwortete Mark. »Okay - vertagen wir den Showdown auf heute abend oder morgen. Ich lege mich ein paar Stunden hin. Ich nehme an, du hast jetzt sowieso viel zu tun. Schließlich mußt du deinen Anwalt anrufen.«

Sein Vater blieb auf eine Art ruhig, die Mark allmählich zur Weißglut reizte - allerdings auf eine Art, die irgendwie nicht wirklich an die Oberfläche drang. Er spürte das Feuer, aber die Eruption blieb aus, obwohl er sie sich gewünscht hätte.

»Ich hoffe, daß es nur *mein* Anwalt ist und nicht bald *unser* Anwalt«, sagte sein Vater ruhig. »Ich kenne diesen Polizisten, diesen Sendig. Er ist ein sehr unangenehmer Mensch.«

»Und was habe ich mit ihm zu tun?«

»Genausoviel wie ich, nämlich nichts«, behauptete sein Vater. »Aber das wird ihn nicht daran hindern, uns weiter zu belästigen.«

»Warum sollte er das tun? Wenn Löbach -«

»Löbach!« Sein Vater unterbrach ihn, scharf und mit einer wegwerfenden Geste. »Löbach hat mit der ganzen Geschichte nichts zu tun. Sendig verträgt keine Niederlagen, und ich habe ihm vor ein paar Jahren einmal eine bereitet. Ich schätze, er glaubt, jetzt wäre der Moment gekommen, sich zu revanchieren.«

»Was hast *du* mit der Polizei zu schaffen?« fragte Mark mißtrauisch.

»Gar nichts«, behauptete sein Vater. »Vor ein paar Jahren hat mich jemand denunziert - ein gefeueter Angestellter, ein Konkurrent, was weiß ich. Angeblich soll in der Firma irgend-eine Drogengeschichte gelaufen sein.«

»Drogen?« Mark riß erstaunt die Augen auf. Er konnte sich viel vorstellen, aber sein Vater und *Drogen?* Das war lächerlich. Sein Vater verachtete Menschen, die Drogen nahmen. Die meisten, die keine nahmen, übrigens auch. »Aber daran ist doch nichts Wahres, oder?«

»Natürlich nicht«, sagte sein Vater. »Aber Sendig hatte sich in die Idee verrannt. Ich konnte meine Unschuld beweisen, aber er ließ nicht locker, und so habe ich mich schließlich über

ihn beschwert. Die Ermittlungen wurden eingestellt, und Sendig bekam einen Rüffel, den er mir bis heute wohl nicht verziehen hat. Es sollte mich nicht wundern, wenn er jetzt irgendwie versucht, die ganze Geschichte von damals wieder aufzuwärmen. Sei also vorsichtig, wenn er dich anspricht. Am besten redest du gar nicht mit ihm.« Er lächelte unecht und fügte in ebenso unecht aufmunterndem Ton hinzu: »Und jetzt ab ins Bett.«

»Wie kommt es nur, daß ich das Gefühl habe, du willst mich loswerden?« fragte Mark.

»Vielleicht, weil es so ist«, erwiderte sein Vater. »Ich habe in der Tat eine Menge zu tun - nicht nur wegen dieses Dummkopfes Sendig. Dein Besuch kam... etwas überraschend. Aber bis heute abend habe ich mich freigeschwommen, keine Angst.«

Soviel zu Marks Ankündigung, *nicht* mit ihm essen zu wollen. Aber er war viel zu müde, um zu widersprechen - in diesem Punkt hatte er wohl eindeutig recht. So stand Mark auf und ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen und wandte sich um. Sein Vater hatte bereits die Hand nach dem Telefonhörer ausgestreckt, sah aber weiter aufmerksam in seine Richtung.

»Ist noch irgend etwas nicht in Ordnung?«

Irgend etwas? Mark hätte am liebsten aufgelacht. Hatte sein Vater ihn gerade wirklich gefragt, ob *irgend etwas nicht in Ordnung* war? Und doch ... irgend etwas in dessen Blick hielt Mark davon ab, ihm laut ins Gesicht zu lachen. Die Frage, die sein Vater stellte, war vielleicht rein rhetorisch, aber nichtsdestotrotz ehrlich gemeint gewesen. Er war sich keiner Schuld bewußt - und welcher auch? Sollte er seinen Vater vielleicht für das verantwortlich machen, was *er* gestern und heute getan hatte? Oder gar für seine Alpträume? Das war lächerlich.

»Nein«, sagte er nur. »Ich bin nur... .*froh, wieder zu Hause zu sein. Trotz allem.* ...müde.«

Er schloß die Tür und ging zur Treppe. Sein Zimmer lag im Erdgeschoß, gleich unten neben der Haustür, aber er wurde immer langsamer, während er die Treppe hinunterging - obwohl er tatsächlich so müde war, wie er behauptet hatte. Trotz-

dem. Irgendwie spürte er, daß dies ein wichtiger Moment war, den er nicht mit Schlafen vergeuden sollte, wenigstens nicht gleich. Er war nach Hause gekommen, nicht für eine Stippvisite zwischendurch, nicht als Besucher für zwei, drei Tage oder eine Woche, sondern endgültig. Eine Heimkehr war immer etwas Besonderes, selbst wenn sie unter so unglückseligen Vorzeichen stattfand wie diese. Und eine Heimkehr war es. Es spielte keine Rolle, ob er für immer gekommen war oder vielleicht auch diesmal nur für wenige Tage. Was zählte, war allein, daß er zu Hause war, an dem Ort, an den er gehörte.

Es war ein sonderbar wohltuender Gedanke - und zugleich einer, der Mark sehr verwirrte, denn er widersprach so ziemlich allem, was er in den letzten Wochen und Monaten gedacht und selbst heute morgen noch empfunden hatte. War er nicht sicher gewesen, dieses Haus und vor allem seinen *Haus-herrn* zu hassen? Hatte er nicht allen Grund, Groll gegen seinen Vater zu empfinden, den Mann, der ihm seine Jugend und seiner Mutter das Leben gestohlen hatte? Nichts hatte sich daran geändert. All diese Gefühle waren noch da, ebenso präsent wie am Morgen. Und trotzdem - es wurde ihm erst jetzt wirklich bewußt, aber im gleichen Moment, als er das Haus betreten hatte, war etwas in ihm geschehen. Er war nach Hause gekommen, zum ersten Mal seit sechs Jahren *wirklich*. Er war an dem Ort, an den er hingehörte.

Er hatte das Ende der Treppe fast erreicht, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Marianne, die ihm wahrscheinlich nacheilte, um ihm die Tür zu öffnen, sein Bett aufzuschlagen und ihn auf genau die aufdringlich liebenswerte Art zu bemuttern, auf die sie es vom Tag seiner Geburt an getan hatte. Wahrscheinlich, dachte er spöttisch, hatte sein Vater sie bereits instruiert, ihm das königliche Prinzgemach zu richten und ein Glas warme Milch mit Honig bereitzustellen. Das war auch etwas, was er ändern würde, und zwar schnell. Marianne war zwar tatsächlich so etwas wie eine Ersatzmutter für ihn - und in den letzten Jahren mehr, als es seine *richtige* Mutter je gewesen war -, aber er würde ihr trotzdem erklären, daß er nicht mehr acht, sondern *achtzehn* war und sich somit das eine oder andere in ihrem Verhältnis ändern mußte.

Aber nicht heute. Nicht jetzt. Im Augenblick empfand er den Gedanken, ein wenig bemuttert zu werden, als ganz angenehm.

Er trat von der letzten Stufe herunter und drehte sich herum, weil er ihre Nähe spürte, aber hinter ihm war nichts.

Er spürte genau, daß er nicht allein war *jemand war hier*. Er spürte es, mit der unerschütterlichen Sicherheit eines Raubtieres, das Witterung aufgenommen hatte, dem Instinkt eines Blinden, der die unmerkliche Veränderung des Luftdrucks in seiner Nähe fühlte, er... *wußte* einfach, daß jemand hier war. Aber er war allein. Über ihm lag nichts als die Treppe und der perspektivisch abgeschnittene Rest des Korridors, und jetzt konnte er Marianne auch hören: Sie hantierte in der Küche unten mit Geschirr und summte dabei leise vor sich hin, wie sie es seit eh und je tat; und so falsch wie eh und je.

Was?

Marks Atem beschleunigte sich, und seine Hände begannen zu zittern. Was geschah hier? Was geschah *mit ihm*? Er machte einen unsicheren Schritt zurück, senkte den Blick und sah seinen Schatten, der als schwarzes Leporello vor ihm die Treppenstufen hinaufgefaltet war, aber er sah auch den anderen, zweiten Schatten, der dicht neben seinem eigenen stand, etwas kleiner, schlanker, der eines Mädchens oder einer sehr zierlichen Frau, ein Schatten, der keinen Körper hatte, sondern einfach nur da war, als hätte das Sonnenlicht oder der, der es schickte, einen Teil des Universums ausgelassen, vielleicht, weil es verboten war, weil dieser Teil etwas verbarg, dessen Anblick tödlich gewesen wäre, oder Schlimmeres.

Mark fuhr herum und hätte durch die hastige Bewegung fast das Gleichgewicht verloren. Sein Herz hämmerte jetzt so schnell, als wollte es aus seiner Brust herauß hüpfen. Er war allein. Allein. Niemand war hier. Nur er und der Schatten, und das unsichtbare Etwas, das ihn warf.

Er strauchelte, fand mit einer instinktiven Bewegung am Treppengeländer Halt und preßte für eine Sekunde so fest die Lider zusammen, daß es weh tat und er bunte Sterne und Farbblitze sah. Als er die Augen wieder öffnete, war der Schatten verschwunden.

Weil er nie dagewesen ist! Er versuchte sich zur Ruhe zu zwingen, bot jedes Quentchen Logik und Verstand und Selbstbeherrschung auf, das er noch in sich fand. Da war kein Schatten. Da war nie einer gewesen. Übermüdung, Streß, Angst, Zorn, Frustration und Verwirrung - es gab tausend gute Gründe, Halluzinationen zu haben, aber keinen einzigen, tatsächlich ein Gespenst zu sehen. Jedenfalls keinen guten.

Doch das Wunder geschah. Gerade in dem Moment, in dem er spürte, wie die Barrieren aus Vernunft und logischem Überlegen zu wanken begannen, zog sich der Schrecken zurück. Sein Herz raste immer noch, und seine Hände zitterten so heftig, daß er es auch mit aller Macht nicht unterdrücken konnte, aber der schwarze Sumpf aus Wahnsinn, in dem er zu versinken begonnen hatte, war plötzlich weg.

»Mark?«

Diesmal war es wirklich Marianne. Mark sah auf und blickte in ihr schmales Gesicht, auf dem sich ein Ausdruck erschrockener Überraschung breitmachte. Er hatte nicht gehört, daß sie die Küche verlassen hatte und hergekommen war.

»Was ist los mit Ihnen?«

»Nichts«, sagte Mark. »Was soll denn sein?« Er versuchte zu lächeln, konnte es aber nicht. Seine eigene Stimme klang wie die eines Fremden in seinen Ohren.

»Ich dachte, ich hätte ein Geräusch gehört.« Marianne kam näher, und die Überraschung in ihren Augen wurde nun eindeutig zu Sorge. »Ist auch wirklich alles in Ordnung? Sie sind kreidebleich.«

»Ich fühle mich nicht gut«, antwortete Mark. »Aber es ist nichts. Ich bin nur müde, das ist alles.«

Marianne sah ihn auf eine Art an, die jede Erklärung dazu, was sie von seiner Antwort hielt, überflüssig machte, und wäre die Situation auch nur ein wenig anders gewesen, hätte Mark sicher gelächelt - er war noch nie ein guter Lügner gewesen, und *Marianne* etwas vorzumachen war schlachtweg ein Ding der Unmöglichkeit. Aber die Situation war nicht anders, und so nickte er nur noch einmal schwach und sagte erneut und sehr leise: »Nur müde.«

11. Kapitel

Irgend etwas stimmt nicht«, sagte Sendig, während seine

Finger nervös auf das Lenkrad trommelten. Er sah Bremer nicht an, und er hatte auch ziemlich leise und wohl gar nicht direkt zu ihm gesprochen, sondern mehr zu sich selbst; und wahrscheinlich hatte er auch nicht damit gerechnet, eine Antwort zu bekommen. Sie saßen seit gut fünf Minuten im Wagen vor der Sillmann-Villa, und Bremer hatte die gleiche Zeit vergeblich darauf gewartet, daß Sendig losfuhr oder irgend etwas sagte. Aber sein neuer Vorgesetzter und Kollege hatte weder das eine noch das andere getan, sondern nur wortlos vor sich hin gestarrt, während seine Finger den Takt zu einer Melodie auf dem Lenkrad trommelten, die Bremer erkennen zu wollen aufgegeben hatte. Er sah sehr besorgt aus, und aus einem Grund, den Bremer sich nicht richtig erklären konnte, auch sehr zornig.

»Etwas stimmt ganz und gar nicht.«

»Mit wem?« fragte Bremer. »Sillmann?«

»Nein«, antwortete Sendig, schüttelte den Kopf und verbesserte sich selbst: »Oder doch. Aber ich meine nicht den Alten. Der Junge, Mark.«

Der unwillige Ton in seiner Stimme korrespondierte mit seinem Gesichtsausdruck, aber Bremer hatte das sichere Gefühl, daß beide nichts miteinander gemein hatten. Vielmehr hatte Sendig in einem Ton gesprochen, der ihm klarmachte, daß er seine Frage für überflüssig hielt, es vielleicht auch nicht gewohnt war, von einer Kreatur so niedrigen Standes, wie sie ein gemeiner Streifenpolizist darstellte, angesprochen zu werden. Trotzdem fuhr Bremer fort: »Was soll mit ihm sein?«

Sendig warf ihm einen durchdringenden Blick zu und zog die Augenbrauen zusammen, aber es verging noch einmal annähernd eine halbe Minute, ehe er antwortete: »Er sollte nicht hier sein. Die Geschichte mit der Krankheit war eine Lüge.«

»Wie kommen Sie darauf?«

Sendig hob die Schultern, streckte die Hand nach dem Zündschlüssel aus und zog den Arm wieder zurück, ohne ihn berührt zu haben. »Gespür. Ich weiß, wenn mich jemand belügt. Sie nicht?« Er wartete Bremers Antwort gar nicht ab, sondern fuhr fast unmittelbar fort: »Allerdings scheint der Alte die Story geglaubt zu haben.«

»Und warum nicht?« fragte Bremer.

Sendig grunzte. »Ja, und wo wir schon einmal dabei sind — warum glauben wir nicht gleich wieder an den Weihnachtsmann? Der Junge sollte in einem Internat sein, stimmt's? Und er kommt ausgerechnet heute zurück? Wissen Sie was? Ich halte jede Wette, daß ich weiß, wo er gewesen ist, ehe er nach Hause kam. In der Klinik.«

»Und was ist daran so erstaunlich? Immerhin ist seine Mutter in diesem Krankenhaus - er wird sie besucht haben.«

»Ausgerechnet heute?!«

»Vielleicht *nicht* ausgerechnet heute«, antwortete Bremer betont. »Es kann ein Zufall sein. Vielleicht besucht er sie auch regelmäßig einmal die Woche, immer am gleichen Tag. Was weiß ich.«

Sendig bedachte ihn erneut mit einem langen Stirnrunzeln, und sein Blick fügte so deutlich hinzu, daß Bremer es beinahe zu hören glaubte: *Stimmt. Was weißt du schon?* Laut sagte er: »Und immer zwei Stunden bevor die offizielle Besuchszeit beginnt?« Er wies mit einer unwilligen Geste auf die Uhr im Armaturenbrett, und Bremer gestand sich im stillen ein, daß er *darauf auch* von selbst hätte kommen können. Es war einfach noch zu früh, um einen normalen Besuch in einer Klinik abzustatten. Ein Punkt für Sendig. Und nicht einmal der erste. Seit er, wie versprochen, gekommen war, um Bremer abzuholen, waren gerade einmal zwei Stunden vergangen - aber diese Zeit hatte bereits gereicht, in Bremer ernsthafte Zweifel zu wecken, sich richtig entschieden zu haben. Natürlich hatte er gewußt, daß Sendig ihn nicht als gleichberechtigten Partner behandeln würde; dazu war er wahrscheinlich gar nicht in der Lage. Er wäre nicht einmal überrascht gewesen, Sendig genauso ekelhaft und zynisch zu erleben, wie er ihn nun einmal kannte. Aber wenig davon war wirklich geschehen. Sen-

dig spielte nicht etwa seine Überlegenheit aus oder gar seinen höheren Dienstrang - er tat etwas viel Schlimmeres: Er ließ Bremer in jeder Sekunde spüren, daß er einfach besser war. Er hatte einen schärferen Verstand, wußte sich besser auszudrücken und vergaß offensichtlich nie etwas, ganz gleich, ob es fünf Minuten oder fünf Jahre her war. Und er schien Dinge mit der Präzision eines Hochleistungscomputers zu registrieren und in den richtigen Zusammenhang zu bringen, von denen Bremer nicht einmal begriff, daß sie etwas miteinander zu tun hatten. Bremer begann sich immer mehr zu fragen, warum Sendig am Morgen eigentlich gekommen war, um ihm dieses überaus großzügige Angebot zu machen. Bisher war er ihm kaum eine Hilfe gewesen, sondern hatte ihm allenfalls im Weg herumgestanden. Dazu kam, daß Sendig alles andere als kooperativ zu sein schien; bisher hatte er es nicht einmal für nötig befunden, ihm zu sagen, worum es in dem geheimnisvollen Telefongespräch gegangen war, das er aus Sillmanns Arbeitszimmer geführt hatte.

Bevor er jedoch eine entsprechende Bemerkung machen konnte, summte das Telefon. Sendig hob ab und lauschte einen Moment konzentriert in den Hörer, ohne sich zuvor gemeldet zu haben oder auch nur ein Wort zu sagen. Er hingegen ebenso wortlos wieder ein, aber was er nicht sagte, verriet sein Gesichtsausdruck dafür um so deutlicher.

»Schlechte Nachrichten?« fragte Bremer.

»Wie man's nimmt«, antwortete Sendig ausweichend. »Auf jeden Fall interessante. Sagt Ihnen der Name Artner etwas? Professor Armer?«

Bremer kramte einen Moment lang in seiner Erinnerung, schüttelte aber dann den Kopf. »Nein. Sollte er?«

»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte Sendig mit einem vielsagenden Seufzen. »Aber wo wir schon einmal bei dem Thema sind - es scheint, als wäre im Moment das große Akademikersterben ausgebrochen.«

»Aha«, sagte Bremer. Allmählich begann er sich wirklich über Sendig zu ärgern. Wofür hielt der Kerl sich eigentlich, daß er nur in Rätseln sprach? Für eine Wiedergeburt der Sphinx? »Und wer ist dieser Armer?«

»War«, verbesserte ihn Sendig und startete den Motor. »Die Vergangenheitsform ist hier wohl eher angebracht. »Dr. Artner war der Chefarzt der Klinik, in der Sillmanns Frau sitzt. Marks Mutter, um genau zu sein. Na - glauben Sie immer noch, daß das alles Zufall ist?«

»Moment«, sagte Bremer. »Sie wollen nicht sagen, daß - Mark irgend etwas mit Altners Tod zu tun hat?«

Sendig unterbrach ihn mit einem Kopfschütteln und einem angedeuteten abfälligen Lächeln. »Kaum. Jedenfalls nicht direkt. Mir sind das alles nur ein paar Zufälle zuviel auf einmal.« Er gab Gas und fuhr los, ohne auch nur einen Blick in den Spiegel geworfen zu haben.

»Auch Ärzte sterben dann und wann«, gab Bremer zu bedenken - eigentlich wider besseres Wissen. Natürlich hatte Sendig recht: Artner, Löbach und jetzt das Auftauchen des jungen Sillmann - das alles waren tatsächlich ein paar Zufälle zuviel.

»Erstens«, sagte Sendig und hob den Daumen, »war Professor Artner kein überarbeiteter Karrierearzt, sondern ein Mann in den besten Jahren, der sich bis gestern abend einer hervorragenden Gesundheit erfreut hat, zweitens -« Er hob den Zeigefinger, »- steht es noch gar nicht fest, daß er wirklich einen Herzinfarkt erlitten hat. Bisher vermuten sie es nur. Drittens —« Jetzt hob er den Mittelfinger, »- war mir der Bursche ein bißchen zu nervös, der ihn angeblich gefunden hat. Viertens —« Jetzt hatte er nur noch den kleinen Finger der rechten Hand am Steuer, »- glaube ich kein Wort von der angeblichen technischen Störung.«

»Was für eine technische Störung?« erkundigte sich Bremer irritiert.

Für einen Moment wirkte Sendig ertappt, hatte sich aber sofort wieder in der Gewalt. »Die Krankenzimmer werden ständig überwacht«, erklärte er. »Die sind da unten mit Videotechnik und Kameras ausgestattet, auf die Hollywood neidisch wäre. Und der ganze Kram fällt ausgerechnet in dem Moment aus, in dem Dr. Armer vor laufender Kamera der Schlag trifft?«

Und fünftens bist du verdammt gut informiert, dachte Bremer. Das alles konnte Sendig nicht in den wenigen Augenblicken

erfahren haben, die er gerade telefoniert hatte. Ganz offensichtlich verschwieg ihm sein neuer Partner eine Menge mehr, als er ohnehin schon angenommen hatte, und er machte sich nicht einmal die Mühe, es zu verheimlichen.

Er sagte nichts davon, sondern warf statt dessen einen nervösen Blick auf den Tachometer. Sie fuhren annähernd sechzig. Auf einer Straße, die höchstens für die Hälfte dieser Geschwindigkeit gut war. »Sagen Sie... haben Sie mehr als zehn Gründe, mißtrauisch zu sein?« fragte er.

Sendig sah ihn eine Sekunde lang verständnislos an, dann folgte er Bremers Blick, der nervös an seiner linken Hand und dem letzten verbliebenen Finger hing, der das Lenkrad hielt. Aber er tat Bremer auch den Gefallen, das Steuer wieder fest zu ergreifen und sogar etwas langsamer zu fahren.

»Ich komme auf zwanzig, wenn ich in Ruhe darüber nachdenke«, sagte er. »Aber ich habe keine Lust, dafür die Schuhe auszuziehen. Außerdem möchte ich Ihnen das nicht antun.«

»Sehr rücksichtsvoll«, murmelte Bremer, dann hob er den Blick und sah wieder auf die Straße hinaus. »Das ist nicht der Weg zur Klinik.«

»Wir fahren auch nicht dorthin«, antwortete Sendig. »Jedenfalls nicht gleich.«

»Aber ich dachte -«
»Der Anruf gerade?« Sendig schüttelte den Kopf. »Es ging nicht um Armer. Das habe ich schon heute morgen erfahren, bevor ich zu Ihnen gekommen bin.«

Das überraschte Bremer nicht im mindesten, aber irgend etwas sagte ihm auch, daß Sendig nicht geneigt war, ihm zu erklären, *worum* es denn nun gegangen war. Allmählich begann er sich zu fragen, warum er überhaupt hier war, aber er sparte es sich auch, diese Frage laut zu stellen. Vielleicht hätte er sogar eine Antwort bekommen, doch er war ziemlich sicher, daß sie ihm nicht gefallen würde. Er drehte den Kopf wieder zur anderen Seite, um aus dem Fenster zu sehen - und fuhr so erschrocken zusammen, daß Sendig um ein Haar das Steuer verriß und hart auf die Bremse trat.

Sie waren nicht mehr allein im Wagen. Jemand saß hinter ihnen.

Bremer hatte es nur im Spiegel gesehen, und auch da nur aus den Augenwinkeln: ein kaum sichtbares, dunkles Flackern; gerade noch an der Grenze des überhaupt Wahrnehmbaren - aber das war eindeutig kein Schatten gewesen.

Sendig brachte den Wagen mit einem unnötig harten Ruck zum Stehen und fragte erschrocken: »Was ist los?«

Bremer schwieg. Hinter ihnen war nichts. Sie waren allein im Wagen.

»Was ist?« fragte Sendig noch einmal. Täuschte er sich, oder hörte er jetzt deutlich einen Unterton von Häme in seiner Stimme?

»Nichts«, antwortete Bremer. Er starnte noch eine Sekunde lang reichlich verdattert die leere Bank hinter sich an, schüttelte den Kopf und sagte noch einmal: »Es war ... nichts. Ich muß mich wohl getäuscht haben.« Hastig drehte er sich wieder herum.

Sendig blickte ihn zweifelnd an. Er sagte nichts mehr, aber Bremer konnte zur Abwechslung einmal fast *seine* Gedanken lesen. Es spielte keine Rolle, was sie voneinander hielten - sie beide waren Männer, von denen man nicht erwartete, daß sie sich täuschten.

»Ich dachte für einen Moment, ich hätte etwas im Spiegel gesehen«, fuhr er mit einem nervösen Lächeln fort, »aber wie gesagt: Es war wohl ein Irrtum. Vielleicht nur ein Schatten.«

Sendig antwortete auch darauf nicht, aber er nahm die Hand vom Steuer und drehte den Innenspiegel so, daß er die Rückbank betrachten konnte. Für einen kurzen Augenblick erschien ein sehr konzentrierter Ausdruck auf seinem Gesicht.

Bremer widerstand der Versuchung, ebenfalls in den Rückspiegel zu sehen. Er hatte auch nicht *diesen* Spiegel gemeint, sondern den Außenspiegel, und *darin* hatte er ganz deutlich eine Gestalt gesehen, die auf der Rückbank des Wagens saß und sie anstarrte.

So behutsam wie möglich, damit Sendig es auf keinen Fall sah, drehte er Millimeter für Millimeter den Kopf und blickte aus den Augenwinkeln erneut in den Spiegel. Er konnte den spärlichen Verkehr hinter ihnen erkennen, einen Teil der rechten Tür und die Scheibe darüber.

Und die Gestalt!

Sie war da. Ein hochgewachsener, dunkler Schemen, nicht wirklich eine Gestalt, sondern vielmehr ein Schatten, dem irgendwie der Körper abhanden gekommen war. Und es war auch nicht wirklich der Schatten eines Menschen, sondern eher eines... Nein, das war verrückt!

»Sicher nur ein Schatten«, sagte er noch einmal.

12. Kapitel

*E*s war derselbe Traum, und zugleich war er auch vollkommen anders. Diesmal konnte er seine Umgebung genau erkennen, und er sah, daß er sich getäuscht hatte; das, oder der Raum hatte sich verändert. Der Kerzenschein, die wenigen, wenn auch ausgesuchten Möbelstücke und der düstere Gesang der sich wiegenden Gestalten, die im Kreis am Boden hockten, hatten ihm in der ersten Vision eine Behaglichkeit verliehen, die er jetzt nicht mehr besaß. Es war ein Verlies, düster und ohne Fenster und mit gemauerten Wänden, an denen nur hier und da noch die Reste von grauem Betonputz klebten. Auf der anderen Seite war eine Tür, die er beim ersten Mal ebenfalls nicht bemerkt hatte. Und noch etwas war anders: Diesmal war er sich vom ersten Moment an darüber im klaren, daß er träumte. Nichts von alledem, was er zu sehen, was er zu hören oder was er zu fühlen glaubte, besaß irgendeine Substanz. Aber dieses Wissen half nicht. Es machte den Schrecken, mit dem ihn die Vision erfüllte, nicht weniger schlimm, sondern schien ihn im Gegen teil noch zu intensivieren, denn mit diesem Wissen ging ein anderes, schlimmeres Hand in Hand: Real oder nicht, er war in Gefahr, das spürte er deutlich.

Langsam drehte er sich im Kreis, wobei sein Blick der Bewegung vorauseilte. Er tastete über die am Boden hockenden Gestalten, die Kerzen und den Sekretär — war er das erste Mal schon dagewesen? Er wußte es nicht mehr - und suchte nach etwas Bestimmtem, von dem er im ersten Moment nicht einmal wußte, was es war, nur, daß es da war und daß es ihm angst machte.

Anders als in einem normalen Traum war er weder unbeteiligter Zuschauer noch hilfloses Opfer oder Gejagter, sondern schien über eine Art Körper zu verfügen, zumindest konnte er sich bewegen. Aber er war nicht direkt beteiligt: Der Kreis der sich wiegenden, an den Händen haltenden Gestalten am Boden war noch immer da, doch diesmal sah ihn niemand an, keine Hände streckten sich ihm entgegen, um ihn festzuhalten, kein Gesicht zerfiel zu einer Zombiegrimasse, die ihn aus leeren Augenhöhlen anstarrte. Die Luft roch schlecht und scharf, und von irgendwoher kam ein rhythmischer,

stampfender Laut, fast wie das Schlagen eines gewaltigen eisernen Herzens.

Vielleicht war es das ja, dachte Mark: das steinerne Herz eines steinernen Riesen, in dessen Adern der Wahnsinn pulsierte und dessen Gedanken geronnene Furcht waren. Im Wachen hätte er über diese Vorstellung gelächelt, aber jetzt gab sie seiner Furcht neue Nahrung. Er wußte natürlich noch immer, daß er träumte, aber zugleich wußte er auch noch immer mit unerschütterlicher Sicherheit, daß er in Gefahr war. Real oder nicht, was ihn hier bedrohte, war echt. Er war in einem Bereich des Seins gestrandet, der irgendwo zwischen Tod und Leben lag, und der Weg hinaus führte in beide Richtungen: und in beide vielleicht gleich schnell und endgültig.

Wieder sah er die Tür an. Es war eine typische Alptraumtür: Ihre Proportionen stimmten nicht. Sie war zu niedrig, dafür zu breit, und bestand aus massivem Eisen, das irgendwann einmal einen Schutzlack gehabt hatte, nun aber gleichsam gehäutet war; Rost hatte das Metall zerfressen, es zu einer braunen Masse gemacht, die an verklumptes Blut erinnerte, wo sie nicht von schwärenden Beulen übersät war. Es gab kein Schloß, nur eine ausgefranste Wunde mit schwarzen Rändern, vielleicht die Spuren eines Schneidbrenners, mit dem diese Tür einmal gewaltsam geöffnet worden war. Durch diese Bresche in der stählernen Wand schimmerte Licht, das nicht heller, aber doch irgendwie anders war als das hier im Raum.

Was bedeutete dieser Traum? Mark hatte immer noch Angst - sein Herz hämmerte, und obwohl er seine Hände nicht sehen konnte, spürte er, daß sie zitterten und feucht vor Schweiß waren -, aber nun, wo er sich keiner direkten Gefahr ausgesetzt sah, hatte sie sich ein Stück zurückgezogen, nicht ganz und auch nicht auf Dauer, sondern wie eine giftige Spinne, die zurück ins Zentrum ihres Netz es gekrochen war und dort reglos auf ihre Beute lauerte. Er war sich ihrer Nähe sehr bewußt, trotzdem begann er allmählich so etwas wie Neugier zu empfinden.

Was bedeutete dieser Traum? Warum war er hier?

Er war sicher, keine der Gestalten am Boden zu kennen, diesen Raum niemals wirklich gesehen, dieses unheimliche Geschehen niemals wirklich erlebt zu haben; weder in dieser noch in irgendeiner anderen Form. Und trotzdem hatte er ein Gefühl der Vertrautheit, das mit jedem Moment stärker wurde.

Langsam begann er sich durch den Raum zu bewegen, wobei er sich erneut und mit wachsendem Interesse umsah. Es war tatsächlich eine Art Verlies, vielleicht ein sehr alter Keller, dem jemand mit ein paar Teppichen und Möbelstücken ohne viel Erfolg einen Anstrich von Wohnlichkeit zu verleihen versucht hatte. An den Wänden hingen Poster, und unter der Decke befanden sich zwei überlange Neonröhren. Ihr Licht wurde von dem der unzähligen Kerzen überstrahlt, sorgte aber trotzdem für den größten Teil der Helligkeit hier unten.

Unweit der Tür befand sich ein Sekretär, der in seiner schlichten Form schon fast einen Anachronismus darstellte und mit Papieren und den allgegenwärtigen Kerzen übersät war. Er wollte näher herangehen, um einen Blick auf die Papiere zu werfen, aber das hätte auch bedeutet, sich der Tür zu nahem, und irgend etwas hielt ihn davon ab. Es gab keinen logischen Grund dafür (logisch? Nichts von dem, was er hier erlebte, war in irgendeiner Form logisch!), aber die Angst war wieder da; die Spinne im Netz war sprungbereit, und sich der Tür zu nähern hieße, ihre Fäden zu berühren und sich darin zu verwickeln.

Statt dessen machte er beinahe erschrocken einen Schritt zurück und geriet dabei wieder zwischen die Gestalten am Boden.

Der Kreis schloß sich.

Aus dem Alpträum von gestern wurde der von heute.

Das dunkle Dröhnen des metallenen Herzschlages hielt an, aber der Gesang verstummte für einen Moment. Ein Dutzend Gesichter wandte sich ihm zu, bleich, tot und mit erloschenen Augen, und dahinter, noch nicht ganz die Grenze des wirklich Sichtbaren erreichen, aber schön da, war die Lichtgestalt. Der Todesengel, der erneut gekommen war, um ihn zu holen.

»Du hast uns verraten, Mark. Du hast uns alle getötet.«

Er schrie. Es war ein lautloser Schrei, denn seine Kehle war zugeschnürt, aber er hallte in seinem Kopf wider und machte aus der schwarzen Spinne der Furcht einen rasenden Wirbel, der sein klares Denken und seine Vernunft verschlang. Entsetzt riß er die Arme vor das Gesicht und taumelte rückwärts vor der Gestalt davon, die vor ihm aus dem Licht trat und die Hände nach ihm ausstreckte.

»Du hast uns verraten. Wir haben dir vertraut, und unser Leben war der Preis.«

Mark taumelte weiter. Er prallte gegen die Wand, schlug wimmernd die Hände vor das Gesicht und krümmte sich wie unter Schlägen, obwohl die Gestalt nicht näher gekommen war, sondern ihm im gleichen Abstand folgte, was das Geschehen nun vollends zum Alpträum werden ließ. Der unsichtbare Verfolger aller bösen Träume aller Zeiten war da, die Schimäre, die immer hinter einem war, immer Schritt hielt, ganz gleich, wie schnell oder langsam man auch lief. Aber dieser Vergleich war ungefähr und einseitig - in einem Traum konnte einem das Monster nichts tun, solange man sich nicht herumdrehte und es ansah, aber dieses Geschöpf kam näher, langsam, aber unerbittlich.

Marks Rücken schrammte an rauhem Stein und an rostzerfressenem Metall entlang, und er spürte, wie sich die Tür schwerfällig hinter ihm bewegte, sich öffnete. Er wollte nicht hindurchgehen.

Er durfte es nicht.

Wenn er es tat, dann würde er sterben. Hier und jetzt und endgültig - und vielleicht nicht einmal wirklich tot sein, sondern für alle Zeiten in diesem Alpträum gefangen.

Wimmernd vor Angst wich er weiter zurück, und auch die Tür bewegte sich weiter. Langsam und träge und mit der Schwerfälligkeit ihres großen Gewichtes, aber auch dessen Beharrlichkeit.

Der Herzschlag wurde lauter, als die Tür sich weiter öffnete. Mark schrie erneut, taumelte zurück und riß die Arme herunter, um mit einer rudernden Bewegung um sein Gleichgewicht zu kämpfen. Die Gestalt war jetzt ganz nahe; ein bleicher Schemen ohne klar umrissene Konturen oder Gesicht, aber von tödlicher Bedrohung.

»Mark!«

Er schrie. Diesmal wirklich und so laut, daß sein Hals schmerzte. Die Tür in seinem Rücken schwang weiter auf, und irgend etwas war da. Er wollte nicht hindurchgehen. Was immer es war, es erfüllte ihn mit panischer Angst: einer Furcht, die noch größer war als die vor dem Todesengel, der ganz langsam näher kam und nun die Arme ausstreckte. Vielleicht würde ihn seine Berührung töten, vielleicht ihm etwas Schrecklicheres antun, doch was immer es war, es konnte nicht schlimmer sein als das, was hinter der Tür lauerte.

Mark fand mit wild führwerkenden Armen seine Balance wieder, stieß sich von der zurückweichenden Barriere aus rostigem Eisen ab und schlug blind vor Furcht um sich.

»Mark!«

Der erste Schlag ging ins Leere, aber sein zweiter Hieb traf und schleuderte die unheimliche Erscheinung zurück. Ein gellender Schrei schnitt wie ein Messer in seine Gedanken, und gleichzeitig spürte Mark, wie er erneut und von der Wucht seines eigenen Hiebes zurückgeworfen das Gleichgewicht verlor und jetzt wirklich stürzte, rückwärts hindurch durch die Tür, hinter der das Grauen lauerte und...

... mit einem erstickten Keuchen hochfuhr. Sein Herz schlug mit kurzen, harten Stößen gegen seine Rippen, und seine Kehle schmerzte von den Schreien, die er ausgestoßen hatte. Er zitterte am ganzen Leib, und im ersten Moment wußte er nicht wirklich, wo er war, sondern wähnte sich weiter in jenem schrecklichen Raum hinter der Eisentür. Alles drehte sich um ihn, Licht und Schatten führten einen irren Veitstanz auf, und er hörte noch immer jenen dröhnenenden schweren Herzschlag. Er wußte, daß er wach und der Traum vorüber war, aber zugleich schien es ihm nicht zu gelingen, wirklich in die Realität zurückzukommen. Sein Erwachen war weder ein sanftes Gleiten noch ein jäher Sturz von der einen in die andere Wirklichkeit gewesen, vielmehr schien er in einer klebrigen Membran verstrickt, die beide Welten voneinander trennte und ihn mit zäher Kraft zurückzuhalten versuchte. Er keuchte vor Anstrengung, fiel zurück und setzte sich abermals mit rudernden Armen auf, und in diesem Moment wurde die Tür aufgerissen, und sein Vater stürmte herein. Marks Erinnerungen fügten im nachhinein seine polternden schweren Schritte auf der Treppe hinzu, die er wahrgenommen, aber nicht registriert hatte. Offenbar hatte er laut genug geschrien, um seinen Vater am anderen Ende des Hauses zu alarmieren. Sein Gesicht war schreckensbleich, und sein Atem ging so schwer, daß er die Worte nur als kaum verständliches Keuchen hervorstieß: »Mark, was ist los? Was - ?«

In seinem Gesicht erschien ein neuer, noch größerer Schrecken, und seine Augen weiteten sich, als sein Blick auf einen Punkt am Boden neben Marks Bett fiel. »Mein Gott, was ist hier passiert?« flüsterte er.

Mark verstand im allerersten Moment kein Wort. Der

Schrecken im Gesicht seines Vaters paßte zu gut zu seinen eigenen Empfindungen in diesem Augenblick, als daß er auch nur auf den Gedanken gekommen wäre, einen besonderen Grund dafür zu suchen. Aber dann folgte er dem Blick seines Vaters und sah die Gestalt, die vor seinem Bett lag, und *dieser* Anblick zerriß die Membran endgültig, deren klebrige Reste ihn bisher noch festgehalten harten. Noch während er sich mit einem Ruck zur Seite schwang und in einer einzigen fließenden Bewegung halb vom Bett fiel, halb herunterglitt, um neben Marianne niederzuknien, ordneten sich die durcheinanderwirbelnden Bilder in seinem Kopf zu einem Puzzle, das Alptraum und Realität gleichermaßen umfaßte. Nicht alles hatte zu jener surrealistischen Welt des Kellers gehört. Die Stimme, die zweimal seinen Namen gerufen hatte, gehörte Marianne, und der pochende Schmerz in seiner rechten Hand erzählte den Rest der Geschichte: Offensichtlich hatte sich Marianne über ihn gebeugt, um ihn wachzurütteln, weil er im Schlaf geschrien hatte, und ebenso offensichtlich hatte er sie niedergeschlagen.

»Was zum Teufel hast du getan?!«

Mark ignorierte den schneidenden Ton in der Stimme seines Vaters ebenso wie dessen verwirrte Gesten. Sie waren beide nahezu gleichzeitig neben Marianne niedergekniet, aber sie schienen auch beide gleich hilflos. Mark streckte die Hände nach Marianne aus, aber er wagte es nicht, sie zu berühren. Seine Gedanken überschlugen sich. Marianne rührte sich nicht. Er konnte nicht sehen, daß sie atmete, und für einen Moment war er felsenfest davon überzeugt, sie getötet zu haben. Seine rechte Hand schmerzte immer heftiger. Er mußte in seinem panischen Kampf gegen den Todesengel mit aller Gewalt zugeschlagen haben. Er hatte sie umgebracht.

»Was ist denn nur passiert?« fragte sein Vater. Er klang jetzt nur noch erschrocken, nicht mehr zornig und fordernd, und obwohl ihm selbst der Gedanke in dieser Situation geradezu grotesk erschien, begriff Mark vielleicht zum ersten Mal wirklich, daß die herrische Art seines Vaters vielleicht nicht mehr als eine Maske war; eine Gewohnheit, die ihm so sehr in Fleisch und Blut übergegangen war, daß er sie schon gar nicht

mehr abstreifen konnte, geschweige denn *wollte*. Aber er war gar nicht so. Nicht wirklich. Vielleicht war er nicht einmal annähernd so stark, wie Mark bisher geglaubt hatte.

»Ich weiß es nicht«, stammelte er. »Es tut mir leid. Ich wollte das nicht. Es ist...«

Marianne bewegte stöhnend die Hände und versuchte den Kopf zu heben. Ihre Bewegungen waren unsicher und nicht richtig koordiniert, so daß Mark rasch ihre Hand ergriff und festhielt, damit sie sich nicht selbst verletzte.

»Marianne!« sagte er. »Können Sie mich verstehen? Was ist mit Ihnen? Sind Sie in Ordnung?«

Natürlich war sie es nicht. Sie hatte jetzt zwar die Augen geöffnet, schien ihn aber im ersten Moment gar nicht wahrzunehmen; zumindest war in ihrem Blick kein Erkennen. Mark sah, daß die linke Seite ihres Gesichtes bereits anzuschwellen begann.

»Es tut mir so leid«, murmelte er. »Bitte, da... das wollte ich nicht. Ich wußte nicht - «

»Was?« Der schneidende Ton war wieder da, und diesmal war er nicht gespielt. Mark sah nur flüchtig auf, aber schon dieser kurze Blick ins Gesicht seines Vaters reichte, ihn alles wieder streichen zu lassen, was er gerade über ihn gedacht hatte. Möglicherweise war seine Härte ja tatsächlich nur aufgesetzt - aber wenn, dann so perfekt, daß es keinen Unterschied machte.

»Was... was ist passiert?« murmelte Marianne. Sie versuchte sich aufzusetzen, und Mark gewann einige kostbare Sekunden damit, ihr dabei zu helfen und sie zu stützen.

»Es tut mir leid«, sagte er noch einmal. »Ich wollte das nicht, Marianne. Ich glaube, ich...«

»*Ich* glaube«, unterbrach ihn sein Vater, »daß du uns eine Menge zu erklären hast, mein lieber Junge. Warst du das?«

»Er hat es nicht absichtlich getan«, sagte Marianne leise. »Bitte, Herr Sillmann - regen Sie sich nicht auf. Es war ein Unfall. Mark kann nichts dafür.«

Mark verspürte ein kurzes, heftiges Aufwallen von Dankbarkeit. Marianne war noch immer benommen. Selbst durch den dicken Stoff ihres Kleides hindurch konnte er spüren, daß

sie am ganzen Leib zitterte, und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit wußte sie gar nicht, was passiert war. Trotzdem versuchte sie ihn in Schutz zu nehmen. Aber dieser Gedanke weckte auch seinen Trotz - und den Zorn auf seinen Vater, den er nicht umsonst monatelang sorgsam kultiviert hatte. Plötzlich begriff er wieder, daß es einen Grund dafür gab.

»Doch, ich *kann* etwas dafür«, sagte er. »Es war meine Schuld. Aber darüber reden wir später. Jetzt legen Sie sich erst einmal aufs Bett, und ich rufe Ihnen einen Arzt.«

»Nein!« Marianne klang fast entsetzt. »Keinen Arzt. Mir fehlt nichts.«

»Das zu beurteilen, überlassen Sie bitte Doktor Petri«, sagte Marks Vater. »Mark hat vollkommen recht. Wir rufen einen Arzt und klären hinterher, was überhaupt passiert ist.«

Das klang vernünftig - aber zugleich auch nicht besonders überzeugend. Mark mußte seinen Vater nicht einmal ansehen, um zu spüren, daß diese Worte nur rhetorisch gemeint waren. Vermutlich, dachte er wütend, arbeitete es hinter der Stirn seines Vaters schon wieder auf die gewohnte Art: Der Arzt würde Fragen stellen, und selbst wenn nicht, würde er sich seinen Teil denken. Die Leute könnten *reden*. Gut.

Mit einer fast zornigen Bewegung half er Marianne, sich auf das Bett zu legen, dann richtete er sich auf und deutete zur Tür. »Ich ruf jetzt den Arzt an. Und Sie rühren sich nicht, klar?«

»Bitte nicht«, sagte Marianne. »Mir fehlt nichts. Ein paar Minuten Ruhe und ein kalter Umschlag, und alles ist wieder in Ordnung.«

Mark machte sich nicht einmal die Mühe, zu antworten. Er sah sie nur an. Ihr linkes Auge schwoll so schnell zu, daß man dabei zusehen konnte. In spätestens einer Stunde würde sie Mühe haben, zu reden. Wortlos drehte er sich um, verließ das Zimmer und ging zum Telefon in der Diele, um den Arzt anzurufen. Er hätte es ebensogut vom Anschluß in seinem Zimmer aus tun können, aber das hätte bedeutet, länger in der Nähe seines Vaters zu bleiben, und aus irgendeinem Grund ertrug er den Gedanken im Moment einfach nicht. Es gab überhaupt keinen vernünftigen Anlaß dazu, aber in diesem

Augenblick machte er nicht sich, sondern ihn für alles verantwortlich, was geschehen war. Dies war *sein* Haus, und es war der böse Geist seines Vaters, der es beherrschte.

Er fand die Nummer des Arztes auf der ersten Seite im Telefonbuch, aber er zögerte plötzlich, sie zu wählen. Er hatte nur flüchtige Erinnerungen an Dr. Petri, einen älteren, auf den ersten Blick netten Mann, der beinahe ebenso lange zu diesem Haushalt gehörte wie Marianne und sehr viel länger als er selbst. Mark war als Kind selten krank gewesen und hatte somit wenig Kontakt mit ihm gehabt. Trotzdem hatte er keine guten Erinnerungen an ihn. Dr. Petri war der Mann, der seine Mutter in die Klinik eingewiesen hatte.

Aber das spielte im Moment keine Rolle. Er war ein sehr guter Arzt, und das allein zählte. Außerdem würde er wahrscheinlich sehr schnell hier sein. Seine Praxis befand sich nur zwei Straßen entfernt. Mark wählte seine Nummer, wartete ungeduldig, bis sich die Sprechstundenhilfe meldete, und bat mit knappen Worten um einen Besuch. Wieder ein winziges Detail, das zeigte, welchen Einfluß sein Vater besaß: Die junge Frauenstimme am Telefon fragte nicht, was geschehen war, sondern antwortete nur, daß Dr. Petri in spätestens zehn Minuten kommen würde. Marks Zorn auf seinen Vater stieg.

Aus diesem Grund ging er auch nicht in sein Zimmer zurück, sondern wartete in der Halle, bis der Arzt kam - was tatsächlich nicht einmal zehn Minuten dauerte. Petri schien alles stehen- und liegengelassen zu haben, um zu seinem wichtigsten Patienten zu eilen.

Auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck maßloser Überraschung, als er Mark erkannte, aber gleich darauf auch ein Lächeln, das so ehrlich war, daß Mark sich seiner eigenen Gedanken von vorhin fast schämte. Er begegnete in letzter Zeit sehr selten Menschen, die sich freuten, ihn zu sehen. Zu selten, als daß er es sich leisten konnte, ungerecht zu sein.

»Mark!« sagte Petri. »Sie sind zu Hause? Das ist ja eine Überraschung. Sind denn schon wieder Ferien?«

Mark trat zurück und öffnete in der gleichen Bewegung weiter die Tür. »Nein«, antwortete er. »Ich bin nur... zu einem kurzen Besuch.«

»Das ist schön«, sagte Petri und trat ein. Mark hatte ihn als alten, sehr schlanken Mann in Erinnerung, aber in beiden Punkten hatte er sich getäuscht. Er war nicht annähernd so alt, wie er geglaubt hatte, dafür aber so dürr, daß selbst der teure Maßanzug, den er trug, um seine Gestalt zu schlöttern schien. Die Arzttasche in seiner rechten Hand schien viel zu schwer für einen Mann seiner Statur.

»Wie lang haben wir uns nicht mehr gesehen? Drei Jahre? Vier?«

»So ungefähr«, sagte Mark. Er war ein bißchen verlegen. Natürlich konnte Petri nicht wissen, was er über ihn gedacht hatte, aber er wußte es, und das allein reichte, ihn sich unwohl fühlen zu lassen. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, sich bei Petri zu entschuldigen.

»Wie die Zeit doch vergeht«, murmelte Petri. Plötzlich erschien ein Ausdruck leiser Sorge auf seinem zerfurchten Gesicht. »Aber was ist denn eigentlich passiert? Meine Sprechstundenhilfe sagte nur, daß ich vorbeikommen soll und daß es eilig wäre. Es ist doch nichts mit Ihrem Vater?«

»Marianne«, verbesserte ihn Mark kopfschüttelnd. »Es hat einen kleinen Unfall gegeben.«

»Ein Unfall?« Petri wirkte alarmiert. Vielleicht mehr, als er sollte.

»Es ist wirklich nichts Schlimmes, Doktor.« Marks Vater erschien unter der Tür und riß allein durch sein Auftauchen die Regie der Szene wieder an sich. Er lächelte knapp und ohne echtes Gefühl und fuhr fort: »Aber Mark hat schon recht - es ist besser, Sie sehen nach ihr. Kommen Sie, Doktor.«

Petri wirkte nun vollends verwirrt, aber sein Vater war nun wieder vollkommen zu dem Mann geworden, als den er ihn in Erinnerung hatte: Er sprach weder besonders laut noch mit besonderer Betonung, doch sein Wort war Befehl, der keinen Widerspruch duldet. Mark gestand es sich ungern ein, aber selbst er spürte die Autorität, die sein Vater ausstrahlte.

»Mark, wartest du bitte oben in der Bibliothek? Ich komme dann sofort nach.«

»Sicher.«

13. Kapitel

Warum muß es eigentlich immer so sein?« fragte Bremer. »Hat denn plötzlich niemand mehr den Anstand, Schlaftabletten zu nehmen, sich zu erschießen oder wenigstens ins Wasser zu gehen?«

»Ich finde das nicht komisch«, sagte Sendig. Unter normalen Umständen hätte allein die Schärfe in seiner Stimme ausgereicht, Bremer zu alarmieren. Aber jetzt hob er nicht einmal den Blick, sondern sagte nur sehr leise und sehr ernst: »Es war auch nicht witzig gemeint. Aber ich weiß nicht, wie lange ich das noch ertrage. Auch ich habe nur Nerven, wissen Sie.«

Und die liefen im Moment beinahe Amok - zumindest die in seinem Magen und einigen anderen, tiefergelegenen Innenreien. Dabei war der Anblick des Toten nicht einmal annähernd so schlimm wie der Löbachs in der vergangenen Nacht. Was ihn trotzdem beinahe schlimmer machte, war, daß er ihm *ähnelte* und Bremer wieder an das zerschmetterte blutige Etwas erinnerte, das zwischen Hansen und ihm auf dem Straßenpflaster gelegen hatte. Der Anblick von Mogrods Leichnam machte die Erinnerung an Löbach wieder lebendig und gab ihr eine Realität, die ihr nicht zustand.

»Beherrsch Sie sich«, sagte Sendig noch einmal - und er sagte es nicht nur überraschend sanft, sondern fügte nach einem kaum merklichen Zögern etwas noch viel Überraschenderes hinzu - zumindest für jeden, der ihn kannte: »Wenigstens so lange, wie wir nicht alleine sind. Sie tragen Uniform.«

Er atmete hörbar ein, ehe er sich mit einem sichtlichen Ruck vom Anblick des Toten losriß und herumdrehte. »Kommen Sie, Bremer. Sehen wir uns die Wohnung dieses Herrn *Mogrod* an.«

War es schon seine bisher ungewohnt großmütige Stimmung gewesen, die Bremer alarmiert hatte, so nun spätestens die Art, auf die Sendig Mogrods Namen aussprach. Es war nicht irgendein Name. Er bedeutete etwas für Sendig, und ganz offensichtlich erwartete er, daß er das für ihn ebenso tat.

Während er Sendig über die abgesperrte Straße zum Haus hin folgte, kramte er angestrengt in seinen Erinnerungen. Aber da war nichts. Er hatte sich den Toten sehr genau angesehen, und anders als gestern abend gab es hier nichts, was er hätte wiedererkennen können. So war er sehr sicher, diesen Mann noch nie im Leben gesehen zu haben, und er hatte auch seinen Namen noch nie gehört; wenigstens nicht in einem Zusammenhang, der des Erinnerns wert gewesen wäre. Und was diese Gegend hier betraf ...

Bremer warf einen raschen Blick in die Runde. Die Straße gehörte nicht zu seinem Revier, und schon gar nicht zu den Gegenden, in denen er sich aufzuhalten pflegte, wenn er nicht im Dienst war. Die Ähnlichkeit zwischen Löbachs und Mogrods Tod war nicht total - die Regie mochte die gleiche sein, aber die Kulissen waren so verschieden, wie sie nur sein konnten. Das Haus, aus dessen Fenster sich Mogrod gestürzt hatte, als schäbig zu bezeichnen, wäre noch geschmeichelhaft gewesen. Es war eine bessere Ruine - nein, keine *bessere*, es war eine Ruine. Falls es jemals einen Anstrich erlebt hatte, war er längst zusammen mit dem größten Teil des Putzes in Staub aufgegangen; unter dem ungleichmäßigen Lochmuster kam grauer Ziegelstein zum Vorschein, in dem der Schwamm niestete. Die Fenster begannen herauszufaulen, und zumindest im Erdgeschoß mußten wohl einige Wohnungen leerstehen; es sei denn, ihre Bewohner liebten es, ohne Scheiben zu leben. Als sie das Haus betraten, schlug ihnen ein muffig-feuchter Geruch entgegen, der ihnen im ersten Augenblick fast den Atem nahm.

»Hübsch, nicht?« fragte Sendig.

»Ja«, antwortete Bremer. »Wie gut, daß ich nicht bei der Baupolizei bin. Wäre ich es, hätte ich jetzt für einen Monat zusätzliche Arbeit.«

»Mindestens«, pflichtete ihm Sendig bei. »Das sieht nicht gerade so aus wie das Haus, in dem Löbach gewohnt hat, finden Sie nicht?«

»Wieso?« fragte Bremer. Er sah Sendig scharf an, aber sein Gesicht verriet nichts, außer einem Ausdruck leiser Konzentration, den ihm die Anstrengung abverlangen mochte, die

knarrenden Holzstufen hinaufzueilen. Selbst Bremer spürte nach der zurückliegenden Nacht jede einzelne Stufe, die sie hinaufgingen, und immerhin war Sendig gute zehn Jahre älter als er und hatte seit gut *zwanzig* Jahren einen Schreibtischjob.

»Weil es eigentlich so sein sollte«, antwortete Sendig mit bedeutsamer Verzögerung.

»Und warum?«

Sie hatten den ersten Stock erreicht. Vor ihnen lag ein kurzer, schmuddeliger Flur mit insgesamt vier Türen. Alle standen offen, und ein gutes Dutzend Gesichter starnte sie neugierig an - jedenfalls so lange, bis Bremer weit genug ins Licht trat, daß man seine grüne Uniformjacke erkennen konnte. Dann verschwanden zwei oder drei der gaftenden Gestalten hastig. Eine Tür wurde mit einem Knall zugeschlagen, und ein Viertel des Lichtes verschwand. Bremer sah automatisch hoch und erkannte, daß es keine Flurbeleuchtung gab - wo die Lampe hängen sollte, kräuselten sich nur zwei abgerissene Drahtenden aus der Decke, Was für eine fürchterliche Bruchbude!

»Was haben Löbach und dieser Mogrod miteinander zu tun?« fragte er, nachdem sie das Ende des Korridors erreicht hatten und die Treppe zum zweiten Stockwerk in Angriff nahmen. In welcher Etage hatte Mogrod gewohnt? Der vierten oder fünften?

»Nun, zum einen, daß sie tot sind«, antwortete Sendig kurzatmig. »Der Name sagt Ihnen wirklich nichts?«

Bremer schüttelte den Kopf und sparte sich den Atem, laut zu antworten.

»Schade«, sagte Sendig. »Ich hatte gehofft, daß Sie sich erinnern. Aber möglicherweise haben Sie ihn damals ja gar nicht kennengelernt.«

»Wen?« fragte Bremer betont. »Diesen Mogrod? Wer war er?«

»Eine Ratte«, antwortete Sendig. »Ein Fotoreporter - jedenfalls nannte er sich selbst so. Aber nicht unbedingt eine Zierde seines Berufsstandes. Ich konnte den Kerl nicht ausstehen. Schon vorher nicht.«

Damit hatte Mogrod sich wahrscheinlich in der Gesellschaft des allergrößten Teiles der übrigen Menschheit befunden, dachte Bremer. Er gab sich ja alle Mühe, Sendig irgend etwas Positives abzugewinnen, aber es gelang ihm immer weniger. Sendig hatte Mogrod nicht leiden können? Und? Bremer bezweifelte mittlerweile allen Ernstes, daß Sendig *sich selbst* leiden konnte. Sie erreichten das zweite Stockwerk, und als sie die dritte Treppe hinaufgingen, fragte Sendig unvermittelt: »Erinnern Sie sich, was ich Ihnen heute morgen erzählt habe? Daß damals nach der Geschichte mit Sillmann eine Menge Leute plötzlich Karriere gemacht haben?«

Wie du selbst? »Ja.«

Sendig sah ihn an, als hätte er seine Gedanken gelesen, runzelte vielsagend die Stirn und fuhr in hörbar kühlerem Ton fort: »Mogrod gehörte dazu.«

»Mogrod?« Bremer wäre vor Überraschung stehengeblieben, wäre ihm nicht im allerletzten Moment die Erkenntnis gekommen, daß ein Innehalten nur eine unnötige zusätzliche Verzögerung bedeuten würde.

»Mogrod«, bestätigte Sendig. »Ich weiß, es sieht nicht so aus, aber damals war er ganz oben. Für eine Weile wenigstens. Aber ich schätze, ihm ist die Höhenluft nicht bekommen. Scheint, als wäre er zweimal ziemlich tief gefallen. Das erste Mal vor drei oder vier Jahren.«

»Hm«, machte Bremer. Sendigs aufgesetzte Wortspielchen gingen ihm allmählich auf die Nerven. »Sie meinen, er hat es nicht geschafft.«

»Genau das meine ich«, bestätigte Sendig. »Eine Weile war er die Nummer eins. Die besten Aufträge, gutes Geld - und ich schätze, jemanden, der die Hände über ihn gehalten hat.«

»Und dann?« fragte Bremer.

»Keine Ahnung«, behauptete Sendig. Sie durchquerten einen weiteren schummerigen Flur, auf dem es zwar eine Beleuchtung gab, aber keine offenstehenden Türen mehr, so daß es fast dunkler war als unten. Aus einer der Wohnungen, an denen sie vorüberkamen, drang ein solches Geschrei, daß Bremer ganz automatisch im Schritt innehielt und wahrscheinlich geklingelt hätte, hätte ihn Sendig nicht mit einem spötti-

sehen Blick und einer entsprechenden Geste davon abgehalten. Wieder auf der Treppe, setzte er den angefangenen Satz fort, als hätte es gar keine Unterbrechung gegeben:

»Ich habe ihn aus den Augen verloren, wenigstens für eine Weile. Aber man hört ja das eine oder andere. Ich schätze, es war die normale Geschichte. Alkohol, Frauen, Angabe... Sie kennen das. Eine Ratte bleibt eine Ratte, auch wenn Sie sie in einen Maßanzug stecken. Irgendwann kehrt sie ganz von selbst dorthin zurück, wo sie hingehört.«

Bremer zog es vor, nichts dazu zu sagen. Sendigs Worte machten ihn zornig. Er hatte diesen Mogrod nicht gekannt, aber es machte ihn einfach wütend, daß er so über ihn sprach. Ganz egal, was er getan hatte oder nicht, er lag jetzt tot drei - nein, mittlerweile fast vier - Stockwerke unter ihnen auf der Straße, und das sollte genügen, ihm ein Mindestmaß an Respekt entgegenzubringen. Statt direkt auf Sendigs Worte einzugehen und über Mogrod zu reden, fragte er betont: »Finden Sie nicht, daß es langsam an der Zeit wäre, mir zu erklären, was damals *wirklich* passiert ist?«

Sendig blieb drei Stufen vor Erreichen des vierten Stockwerkes stehen und sah ihn lange genug durchdringend an, daß Bremer in Gedanken bis drei zählen konnte. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein. Noch nicht.«

Es fiel Bremer jetzt wirklich schwer, sich noch zu beherrschen. Er wußte auch gar nicht mehr, ob er es wirklich noch wollte. »Noch nicht?« wiederholte er. »Und wann ist *noch* vorbei?«

»Wenn ich Gewißheit habe«, antwortete Sendig.

»Gewißheit worüber?«

Sendig lächelte matt. »Zum Beispiel, ob ich diese verdammt Treppen jemals schaffe, ohne einen Herzinfarkt zu erleiden. Kommen Sie, Bremer. Endspurt.«

Er ging weiter, die ersten Schritte so schnell, als wollte er tatsächlich einen Endspurt einlegen, so daß Bremer gar nicht dazu gekommen wäre, ihn festzunageln, auch wenn er es versucht hätte. Aber vermutlich hätte ihm sowieso der Atem dafür gefehlt. Die letzte Nacht forderte immer nachdrücklicher ihren

Preis. Sein Herz jagte, als hätte er eine Stunde Freihand klettern hinter sich, als sie endlich das Dachgeschoß erreichten.

Mogrods Wohnung lag hinter einer von nur zwei Türen, die es hier oben gab. Beide standen offen, so daß Bremer erkennen konnte, daß die andere Hälfte des Dachstuhles nicht ausgebaut, sondern einfach ein großer, mit Gerumpel und - dem Geruch nach zu schließen - Abfällen vollgestopfter Raum war. Schatten bewegten sich in dem fensterlosen Raum, und die Geräusche, die er hörte, machten ihm klar, daß seine Kollegen offensichtlich damit beschäftigt waren, den Speicher zu durchsuchen. Wonach? Und warum eigentlich, wenn es sich tatsächlich um einen so klaren Fall von *Selbstmord* handelte, wie Sendig auf dem Weg hierher behauptet hatte?

Sendig blieb schwer atmend auf der letzten Stufe stehen, wischte sich mit dem Jackenärmel den Schweiß von der Stirn und sagte: »Scheint, als hätte ich dem verstorbenen Herrn Mogrod doch unrecht getan. Ich kann mir jedenfalls keine Penthouse-Wohnung leisten.«

»Ungeheuer komisch«, murmelte Bremer. »Sobald ich wieder genug Luft habe, lache ich darüber.«

Sendig warf ihm einen schrägen Blick zu, aber er sparte sich die Antwort und ging weiter. Er wirkte plötzlich sehr angespannt, fand Bremer, auf eine Art, die nicht allein an den fünf Treppen liegen konnte, die sie hinaufgegangen waren. Hätte er es nicht besser gewußt, hätte er geschworen, daß er vor irgend etwas Angst hatte.

Dicht hinter Sendig betrat er Mogrods Wohnung und stellte eine weitere Parallele zu der Szene aus der vergangenen Nacht fest: Das Apartment des Journalisten war zwar nicht schwarz angemalt wie das Löbachs, aber beinahe ebenso verwüstet. Ein Großteil der ohnehin spärlichen Möblierung war zertrümmert oder umgeworfen, und überall lag zerbrochenes Glas. Und was die erste Welle der Zerstörung überstanden hatte, das bemühten sich jetzt mindestens ein Dutzend von Bremers Kollegen endgültig zu verheeren. Bremer identifizierte mit nicht geringem Erstaunen gleich zwei Teams der Spurensicherung und sieben oder acht seiner uniformierten Kollegen, die buchstäblich jedes Staubkorn umdrehten.

»Was ist denn hier los?« murmelte er. »Reicht die gesamte Spurensicherung nicht mehr?«

Sendig lächelte flüchtig. »Es hat gewisse Vorteile, wenn man der Chef ist«, sagte er, zögerte einen halben Atemzug lang und fügte dann mit hörbarer Betonung und einem noch sehr viel unmißverständlicheren Blick in Bremers Richtung hinzu: »Zum Beispiel, daß niemand dumme Fragen stellt. Warten Sie hier. Es dauert wahrscheinlich nicht lange.«

Das war Bremer nur recht. Er wußte nicht, wie lange er Sendigs Art noch ertragen hätte, ohne etwas zu sagen, was ihm *wirklich* leid tun würde. Er trat nur einen Schritt zur Seite, um die Tür freizugeben, und nutzte die Zwangspause zu einem zweiten, aufmerksameren Blick in die Runde.

Was er sah, das ließ ihn plötzlich gar nicht mehr so überzeugt davon sein, sich tatsächlich am Schauplatz eines Suizids zu befinden. Es sah sehr viel mehr nach einem Kampf aus, fand Bremer. Es war jetzt schwer zu sagen, was von der unvorstellbaren Unordnung auf Mogrods Konto ging und was auf das der Beamten der Spurensicherung, die sich gleich sechs Mann hoch im Weg standen und so eifrig fotografierten, pinselten, einsammelten und begutachteten, daß Bremer nur noch den Kopf schütteln konnte. Sendig täuschte sich, wenn er glaubte, daß niemand dumme Fragen stellen würde. Man würde sie nicht besonders *laut* stellen, aber das war auch schon alles. Trotzdem - Polizeibeamte pflegten weder Glastische zu zertrümmern, noch Bilder von den Wänden zu reißen oder Scheiben einzuschlagen, und das war nur ein Teil der Verwüstung, die er sah. Wenn es hier *keinen* Kampf gegeben hatte, dann mußte der Journalist vor seinem Sprung aus dem Fenster regelrecht Amok gelaufen sein.

Wie Löbach.

Der Gedanke löste irgend etwas in ihm aus, das ihn schaudern ließ. Es war keine Furcht, sondern eine Art von... Unbehagen, die ihm vollkommen fremd war und auf ihre Art bei nahe schlimmer als Angst. Ganz plötzlich glaubte er Sendig sehr viel besser zu verstehen als noch vor ein paar Augenblicken. Es gab eine Verbindung zwischen Löbach und Mogrod. Und sie bestand aus weit mehr als der bloßen Tatsache,

daß beide tot waren. Vielleicht war es nicht einmal Zufall, daß sie beide auf die gleiche Weise gestorben waren.

Bremer ertappte sich dabei, ganz instinktiv die Wände abzusuchen, aber so weit ging die Parallele nun doch nicht. Es gab keine Blutschrift, nur eine Reihe fettiger Schmutzflecke und fünf oder sechs großformatige Schwarzweißfotos, die, in schlichte Glasrahmen gefaßt, neben der Tür hingen.

Als Bremer sie betrachtete, begann er ein bißchen besser zu verstehen, was Sendig vorhin gemeint haben mochte, als er über Mogrod sprach. Sie zeigten unterschiedliche Motive, hatten aber allesamt das gleiche Thema. Auf einem war ein offensichtlich totes Kind zu sehen, das im Schlamm lag und von Ratten angefressen worden war, auf einem anderen ein brennendes Haus, aus dem Menschen stürmten. Zwei davon brannten ebenfalls. Ein drittes Bild zeigte eine Luftaufnahme einer Massenkarambolage auf der Autobahn - und so weiter. Bremer verspürte ein kurzes, heftiges Frösteln. Er verstand zuwenig vom Fotografieren, um zu sagen, ob diese Bilder nun gut oder schlecht waren - wahrscheinlich waren sie gut -, aber er fragte sich, was für ein Mensch sich *solche* Fotografien in sein Wohnzimmer hängte.

»Hübsch, nicht?«

Bremer fuhr unmerklich zusammen, wandte den Kopf und blickte ins Gesicht eines jungen Polizeibeamten. Er sah ihm nicht einmal ähnlich, aber er erinnerte ihn an Hansen, und offensichtlich spiegelten sich seine Gefühle sehr deutlich auf seinem Gesicht wieder, denn der andere wirkte plötzlich regelrecht erschrocken.

»Finden Sie?« fragte Bremer.

»Das... war natürlich nicht ernst gemeint«, versicherte der junge Beamte hastig. Er versuchte, sich in ein verlegenes Lächeln zu retten, das seine Unsicherheit aber eher noch unterstrich. »Der... der Kerl muß einen ganz schönen Sprung in der Schüssel gehabt haben, schätze ich. Wie kann man sich nur so etwas an die Wand hängen. Da unten liegt noch mehr von dem Zeug.«

Er deutete auf eine Anzahl zerborstener Glasrahmen, deren Scherben rings um die Tür herum auf dem Boden verstreut

lagen. Bremer hatte eigentlich schon vom Anblick der Bilder an der Wand genug, ging aber trotzdem in die Knie, um einige der Fotos zu begutachten. Es war eine getreuliche Fortsetzung der Horrorgalerie, die neben der Tür hing, und mindestens eines davon war noch schlimmer: Es zeigte eine junge Frau, die vor einem Panzer davonlief.

Bremers Hände begannen ganz leicht zu zittern, während er das Foto betrachtete. Irgend etwas daran... erschreckte ihn. Dieses Foto war gut, das erkannte selbst er, aber es strahlte neben der ungeheuren Dramatik des Motives an sich noch etwas aus, das gar nicht wirklich sichtbar war, aber spürbar da. Vielleicht lag es einfach an dem Winkel, in dem es aus dem zerbrochenen Rahmen herausgerutscht und im unteren Drittel geknickt war, vielleicht hatte der Fotograf - Bremer wußte einfach, daß es Mogrod selbst gewesen war - auch einen besonderen Trick angewandt, aber gleich, warum: Das Bild besaß eine enorme Dynamik. Es gehörte nicht mehr sehr viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß der Panzer im nächsten Augenblick zum Leben erwachen und klinrend aus dem Bild herausrumpeln würde.

»Das muß die Kiste sein, die hier alles kurz und klein gewalzt hat«, sagte der junge Polizeibeamte. Bremer sah hoch, blickte ihn gerade lange genug an, um sein linkisches Lächeln vollends zum Erlöschen zu bringen, und richtete sich dann mit einer ruckhaften Bewegung wieder auf. Sein Fuß stieß gegen eine Glasscherbe. Das Klinren hörte sich an wie das Raseln ferner Panzerketten.

»Ja«, sagte er. »Es sieht wirklich so aus. Was ist hier eigentlich passiert?« Er machte eine fragende Handbewegung. »Ist es sicher, daß es Selbstmord war?«

»Scheint so«, antwortete der andere. Er wirkte jetzt sehr nervös, aber auch ein bißchen angespannt. Er sah Bremer nicht an, während er antwortete, sondern betrachtete scheinbar interessiert die Bilder hinter ihm. »Jedenfalls gibt es einen Zeugen, der gesehen hat, wie er gesprungen ist. Sagt er wenigstens. Wenn er die Wahrheit sagt, dann hat er Schreie und Lärm gehört und ist hochgerannt, um nach dem Rechten zu sehen. Schließlich hat er die Tür eingeschlagen - gerade noch

rechtzeitig, um zu sehen, wie sich dieser Fotograf durch das geschlossene Fenster stürzt.«

Er zuckte mit den Schultern und maß Bremer mit einem fragenden Blick. »Ich habe nicht alles mitbekommen, aber ich glaube, es sieht nicht nach Fremdeinwirkung aus. Sie?«

»Ich?« Bremer schüttelte den Kopf. »Woher soll *ich* das wissen. Ich bin gerade erst gekommen.«

»Na ja, aber ich meine... wenn sich der große Boß selbst um eine Sache kümmert...«

So viel zu deiner Theorie, daß niemand dumme Fragen stellt, dachte Bremer schadenfroh. Aber er ließ sich nichts von seinen wahren Gefühlen anmerken, sondern schüttelte nur wieder den Kopf und sagte: »Ich habe keine Ahnung, was wir hier tun. Vielleicht kannte er ihn ja persönlich. Er hat einen Fahrer gesucht, und ich hatte einfach das Pech, gerade im Weg herumzustehen. Sieht nach ein paar unbezahlten Überstunden aus«, fügte er noch hinzu.

Seine Worte schienen immerhin überzeugend genug zu klingen, um die Neugier des anderen zu befriedigen, wenigstens für den Moment. Bremer gab ihm auch keine Gelegenheit, weitere Fragen zu stellen, sondern ließ ihn stehen und schlenderte ziellos durch die Wohnung, soweit dies in der hier herrschenden Enge überhaupt möglich war. Sendig stand neben dem zerbrochenen Fenster und redete abwechselnd mit zwei Kriminalbeamten und einem heruntergekommenen dünnen Kerl, dem das schlechte Gewissen regelrecht ins Gesicht gebrannt war und der so sehr in diese Umgebung paßte, als wäre dieses Haus eigens für ihn gebaut worden - und zwar in dem Zustand, in dem es sich jetzt befand. Das mußte der Zeuge sein, von dem der junge Beamte gesprochen hatte. Bremer fand nicht, daß er sehr vertrauenerweckend aussah. Oder gar *glaublichaft*.

Er beendete seine ohnehin eher ziellose Inspektion der Wohnung in einem winzigen Verschlag unter der Dachschräge, den er von außen für eine Abstellkammer gehalten hatte. Als er die Tür öffnete, erlebte er eine Überraschung - der Raum war zwar winzig, entpuppte sich aber als komplett eingerichtete Dunkelkammer. Unter der Decke brannte eine

einzelne rote Lampe, in deren trübem Schein er im allerersten Moment nur Umrisse erkannte. Aber immerhin sah er, daß auch hier ein ziemliches Chaos herrschte. Mogrod hatte auch hier ganze Arbeit geleistet. Fotoschalen und Flaschen waren vom Tisch gerissen worden, der Belichter umgeworfen und Glas zerbrochen. Ein scharfer Chemikaliengeruch stieg ihm in die Nase, und auf dem Boden glänzte eine ölige Pfütze: Wasser, Entwickler und Fixierflüssigkeit, die ineinandergelaufen waren und in denen großformatiges Fotopapier schwamm, das im tiefsten Schwarz glänzte, das man sich nur vorstellen konnte.

Bremers Augen weiteten sich erstaunt, als sein Blick auf die Bilder fiel, die an die Wand neben der Tür geheftet waren. Selbst in dem schwachen Licht, das hier drinnen herrschte, erkannte er sofort, was sie zeigten: Löbachs zerschmetterten Leichnam, den Menschenauflauf vor seinem Haus, den Krankenwagen - und auf einem Bild ihn selbst und einen schreckensbleichen Hansen, der zumindest auf dieser Fotografie nicht sehr viel lebendiger aussah als Löbach, und schließlich sogar eine Aufnahme von Sendig, wie er gerade aus dem Wagen stieg.

Aber das war nur die Hälfte der Fotos. Die andere Hälfte zeigte Löbachs Apartment. Wie immer er es auch fertiggebracht hatte - irgendwie war es dem Journalisten gelungen, in die strengbewachte Wohnung einzudringen und einen ganzen Film zu verschießen.

Ganz plötzlich verlor für Bremer die Theorie von Mogrods Selbstmord sehr viel von ihrer Glaubhaftigkeit. Für diese Bilder hätte jedes Revolverblatt in der Stadt eine fünfstellige Summe bezahlt - eine Menge Geld, vor allem für jemanden, der in einem solchen Loch hauste. Warum zum Teufel sollte er sich *umbringen*, mit einem solchen Kapital?

Bremer fuhr herum, beugte sich halb aus der Tür und versuchte mit heftigem Gestikulieren Sendigs Aufmerksamkeit zu erregen. Die einzige Reaktion bestand jedoch aus einem ärgerlichen Blick eines der Männer von der Spurensicherung, der ihn lautstark anfuhr: »He, was tun Sie dort drinnen? Da sind wir noch nicht fertig!«

»Schon in Ordnung.« Sendig hob besänftigend die Hand und schenkte dem Mann seine Version eines freundlichen Lächelns. »Der Mann gehört zu mir. Warten Sie einen Moment, Bremer. Ich komme gleich. Und tun Sie Ihren Kollegen den Gefallen und rühren nichts an, okay?«

»Sicher.« Bremer zog sich hastig wieder in die Dunkelkammer zurück, ehe ihn die wütenden Blicke des Beamten von der Spurensicherung zur Salzsäule erstarren lassen konnten. Er war mit einem Male sehr aufgeregt. Diese Geschichte hatte erschreckend angefangen, war mysteriös weitergegangen und es auch bisher geblieben, aber allmählich begann sie sich von einer Gespenstergeschichte in etwas zu verwandeln, von dem er wirklich etwas verstand: einen Kriminalfall. In einem hatte Sendig vollkommen recht gehabt: Nichts von allem, was bisher geschehen war, war Zufall. Es gab eine Verbindung zwischen Löbach und Mogrod. Sie hing vor ihm an der Wand. Mogrod war garantiert nicht freiwillig aus dem Fenster gesprungen, dessen war sich Bremer jetzt sicher. Und Löbach wahrscheinlich auch nicht.

Ungeduldig wartete er darauf, daß Sendig endlich sein Gespräch beendete und hierherkam. Er hatte plötzlich eine Menge Fragen, die er seinem *Wohltäter* stellen mußte, und diesmal würde er sich nicht mit Ausflüchten und Halbwahrheiten abspeisen lassen.

Bremer machte einen weiteren Schritt zurück in den Raum, um die Fotos an der Tür aus etwas größerer Entfernung und damit in ihrer Gesamtheit betrachten zu können, aber es gab nicht sehr viel Platz, um irgendwohin zurückzuweichen. Er stieß gegen den Tisch, und irgend etwas fiel klappernd um und rollte über die Tischkante. Bremer machte eine hastige Bewegung zur Seite, um seine Hose vor Spritzern des Chemiegebräus am Boden zu schützen; möglicherweise ätzte das Zeug ja. Sein Blick streifte dabei wieder die vollkommen überentwickelten Fotos, die in der Lauge schwammen. Es waren ungefähr ein halbes Dutzend Blätter, DIN A4 groß und so schwarz, wie Fotografien nun einmal waren, wenn man sie ein paar Stunden lang entwickelt hatte.

Alle, bis auf eines.

Bremer stutzte. Etwas an diesem Bild war... *falsch*. Auf eine unheimliche Weise falsch und erschreckend. Das war der allererste, blitzartige Eindruck, den er hatte, ein Gefühl, das sehr dem ähnelte, das er draußen beim Betrachten der Fotografie des Panzers gehabt hatte, und der sich einstellte, ehe er wirklich *sah*, was daran so falsch war. Es war der Umstand, daß es dieses Bild gar nicht geben durfte.

Nicht so.

Nicht an diesem Ort.

Es lag wie alle anderen in einer fast zentimetertiefen Pfütze aus Chemie, die es eigentlich in einen schwarzen Spiegel hätte verwandeln müssen. Aber statt eines hoffnungslos überbelichteten Positivs zeigte das Blatt das genaue Gegenteil: das Negativ einer dunkel gestrichenen Wand, auf der mit Blut das Wort AZRAEL geschrieben stand. Es war verschmiert und kaum entzifferbar, aber Bremer hatte es in der vergangenen Nacht zu deutlich gesehen, um es nicht zu erkennen. Und trotzdem war es nicht das, was ihn so erschreckte. Die chemische Unmöglichkeit, daß das Bild unbeschadet geblieben war, registrierte er nur am Rande, und sie spielte in diesem Moment auch keine Rolle.

Auf dem Bild war noch etwas. Etwas, das nicht nur chemisch, sondern *überhaupt* unmöglich war; und wenn schon nicht das, etwas, das einfach nicht sein *durfte*.

Ganz langsam ließ sich Bremer in die Hocke sinken und streckte die Hand nach dem Blatt aus. Seine Finger zitterten plötzlich heftig, und er spürte, wie sein Herz immer schneller und mit immer härteren Schlägen zu hämmern begann. Mit einem Male hatte er fast panische Angst, das Blatt zu berühren, aber zugleich war es ihm auch unmöglich, es nicht zu tun. So behutsam, als berühre er weißglühendes Eisen, zog er das Bild aus der Pfütze und hob es hoch.

»So, da bin ich!« Sendig kam mit einem einzigen energischen Schritt herein und blinzelte ein paarmal, um sich an das trübrote Licht zu gewöhnen.

»Was haben Sie denn so Wichtiges - ups!« Offenbar verfügte er über eine etwas anpassungsfähigere Sehkraft als Bremer, denn er erkannte sofort, was Mogrods Bilder zeigten.

»Donnerwetter!« murmelte er. »Da laust mich doch der Affe! Der Kerl ist tatsächlich heute nacht in der Wohnung gewesen! Das darf doch nicht wahr sein! Er muß buchstäblich vor unseren Augen hereingeschlichen sein!«

Bremer antwortete nicht. Er hörte Sendigs Worte zwar, aber es gelang ihm nicht, ihnen irgendeinen Sinn zuzuordnen. Er konnte nicht mehr denken. Sein Herz hämmerte wie mit Fäusten von innen gegen seine Brust, und seine Hände zitterten jetzt so stark, daß er fast Mühe hatte, das Foto zu halten.

»Wie zum Teufel kann eine solche Schweinerei passieren?« Sendig drehte sich halb zu Bremer herum und zog fragend die Augenbrauen zusammen. »Bremer? Was ist los mit Ihnen? Antworten Sie, Mann!«

Bremer konnte es nicht. Sein Blick hing wie gebannt an der Fotografie. Er konnte jetzt immer mehr Details erkennen, als beginne sich das Foto auf gespenstische Art vor seinen Augen doch noch zu entwickeln. Es zeigte die Wand, vor der Sendig und er in der vergangenen Nacht gestanden hatten, sogar aus dem gleichen Winkel und vermutlich der gleichen Entfernung aufgenommen. Aber es zeigte auch noch mehr.

»Was ist los mit Ihnen?« fragte Sendig erneut. Er klang jetzt alarmiert. »Ist Ihnen nicht gut? Was haben Sie da?«

Irgendwie gelang es Bremer schließlich doch, seinen Blick von der Fotografie loszureißen, aber er konnte immer noch nicht antworten. Vielleicht wollte er es auch gar nicht. Vielleicht hatte er Angst, auszusprechen, was er sah. Statt dessen drehte er das Blatt herum, so daß nun auch Sendig die Fotografie sehen konnte. Die Bewegung beanspruchte nicht einmal eine halbe Sekunde, aber in dieser winzigen Zeitspanne flehte Bremer darum, daß er sich getäuscht haben möge; daß Sendig ihn einfach nur verständnislos anblicken oder auch eine seiner gefürchteten spitzen Bemerkungen loslassen würde, alles - nur nicht, daß es wahr war.

Aber Sendig sah ihn nicht verständnislos an. Er machte auch keine ironische Bemerkung. Er starnte nur auf das Foto und sagte kein Wort, aber Bremer konnte selbst in der schwachen Beleuchtung hier drinnen deutlich sehen, daß sich sein Gesicht kreidebleich färbte.

14. Kapitel

Die Bibliothek kam ihm größer vor als sonst — und irgendwie stiller, als fehle etwas. Vielleicht lag es daran, daß er sehr selten allein hiergewesen war. In den letzten Jahren war er ja ohnehin nicht oft zu Hause gewesen, und eigentlich hatte er den Raum *niemals* betreten, ohne daß sein Vater dagewesen war. Der Anblick seines Vaters, der hinter dem wuchtigen Schreibtisch saß, telefonierte, an irgendwelchen Papieren arbeitete oder einfach nur dasaß, gehörte so untrennbar zu Marks Erinnerungen an diesen Raum wie die bis unter die Decke reichenden vollgestopften Bücherregale, das große Fenster in der Südseite mit seinen vielfarbigen Bleiglasscheiben und der Kamin, dessen Wände und Sturz schwarz von Ruß waren, obwohl Mark sich nicht erinnern konnte, ihn jemals brennen gesehen zu haben. Beinahe kam ihm die Situation absurd vor: Er war schließlich hier heraufgekommen, um *nicht* in der Nähe seines Vaters sein zu müssen, und trotzdem vermißte er ihn - und sei es nur aus Gewohnheit. Aber vielleicht bestand ja auch sein Leben weit mehr aus Gewohnheiten, als ihm bisher klar gewesen war.

Er schloß die Tür hinter sich, blieb einen Moment dagegengelehnt und mit geschlossenen Augen stehen und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Er war scheinbar ganz ruhig. Aber eben nur scheinbar. Auf einer - nicht sehr viel - tiefer gelegenen Ebene seines Denkens war er aufgewühlt und nervös; wenn er sich bisher geweigert hatte, über Marianne nachzudenken, dann nicht, weil ihm das, was geschehen war, gleich gewesen wäre oder ihn gar kalt gelassen hätte, sondern einzlig, weil über sie nachzudenken auch bedeutet hätte, sich zugleich wieder dem Grund dieses schrecklichen Unfalls zu stellen: dem Traum. Wenn es ein Traum war.

Mark lächelte nervös. Was sollte es sonst gewesen sein? Er begriff im allerletzten Moment, daß er nun doch begonnen hatte, über genau das nachzudenken, vor dem er eigentlich davonlaufen wollte, und drängte den Gedanken mit Macht

zurück. Wenigstens versuchte er es. Natürlich ging es nicht. Es war die alte Geschichte von dem Schatz und dem weißen Pferd: Versprich einem Mann einen Topf voller Gold, wenn er nicht an ein weißes Pferd denkt, und natürlich wird er an nichts anderes mehr denken können. Es hatte eine Zeit gegeben (sie lag ungefähr zwölf Stunden zurück), da hätte er über diesen Vergleich gelächelt. Jetzt machte er ihm angst.

Um sich abzulenken, löste er sich von seinem Platz an der Tür und begann ziellos im Raum umherzugehen. Sein Blick glitt über die ordentlich aufgereihten Buchrücken in den Regalen, verharrte bei dem einen oder anderen Titel und suchte nach irgend etwas, woran er sich festklammern, was ihn auf andere Gedanken bringen konnte. Aber die Bücher waren nicht sehr ergiebig. Es gab einige wenige Romane - sie waren fast allesamt ungelesen - und eine schier unüberschaubare Flut von Fachliteratur von seinem Vater. Die gesamte Bibliothek gehörte seinem Vater, und bei allem, was zwischen ihnen gewesen war, begann er manchmal zu vergessen, daß sein Vater nicht nur ein sehr harter, sondern auch ein sehr gebildeter Mann war, ein Mann, der seinen Beruf liebte und wirklich *gut* darin war und der einen großen Teil seines Lebens damit zugetrieben hatte und es immer noch tat, zu lernen.

Vielleicht war es falsch gewesen, hierher zu kommen, dachte Mark. Hier oben *war* er in Gesellschaft seines Vaters, denn dieser Raum war so sehr Teil von ihm, wie es ein Zimmer nur sein konnte. Er trat vom Bücherregal zurück und spielte einen Moment lang ernsthaft mit dem Gedanken, wieder hinunterzugehen und in der Halle auf seinen Vater und Dr. Petri zu warten, wandte sich dann jedoch statt dessen um und trat an den Schreibtisch seines Vaters heran. Alles lag noch genauso da, wie er es am Morgen vorgefunden hatte, als er hereinkam und seinen Vater in der Gesellschaft der beiden Polizeibeamten sah.

Auch dies war keine angenehme Erinnerung. Er hatte die sonderbaren Blicke, mit denen ihn der ältere der beiden Beamten gemessen hatte, nicht vergessen, nur verdrängt, wie so vieles in letzter Zeit, und jetzt, als ihm der Anblick des Schreibtisches das Bild wieder deutlicher ins Gedächtnis

zurückrief, erinnerte er sich auch wieder an das kurze, aber heftige Erschrecken im Gesicht seines Vaters, als er das Zimmer betrat. Und da war noch etwas gewesen.

Die Mappe. Neben dem Telefon lag noch immer der gelbe Aktendeckel, den sein Vater hastig geschlossen und dann bei nahe zu beiläufig zur Seite geschoben hatte.

Mark trat zögernd näher. Wenn er bedachte, mit welchem Vorsatz er hierhergekommen war, war es geradezu lächerlich, aber trotzdem meldete sich plötzlich sein schlechtes Gewissen. Mark empfand einen großen Respekt vor der Privatsphäre anderer, schon weil er erwartete, daß auch seine eigene unbedingt respektiert wurde. Trotzdem streckte er nach einem kurzen Zaudern die Hand aus und öffnete die Mappe.

Sie enthielt eine Anzahl engbeschriebener Schreibmaschinenseiten und zwei oder drei Fotokopien, die er nur überflog, ohne daß ihr Inhalt ihm etwas sagte - und zwei übereinanderliegende Polaroidfotos. Auf den allerersten Blick konnte er auf dem oberen kaum etwas erkennen; es schien nur ein rot-weißschwarzes Durcheinander zu zeigen, in dem es keine festen Konturen oder identifizierbare Umrisse gab.

Dann ordneten sich die ineinanderfließenden Farben plötzlich vor seinen Augen, und Mark fuhr erschrocken zusammen.

Das Bild zeigte ein Gesicht. Es war vollkommen zerschmettert, und kaum mehr als die Überreste eines menschlichen Wesens waren zu erkennen, und trotzdem wußte er sofort, wer der Mann auf dem Foto war. Löbach.

Marks Finger begannen heftig zu zittern, und in seinem Magen rührte sich eine beginnende Übelkeit, aber er zwang sich trotzdem, das Bild genauer zu betrachten. Am Morgen hatte er die Nachricht von Löbachs Selbstmord zwar zur Kenntnis genommen, aber mehr auch nicht. Das hier jedoch war etwas anderes. Das Foto ließ keinen Zweifel daran auftreten, *wie* Löbach seinem Leben ein Ende gesetzt hatte, und es machte aus einer bloßen Information plötzlich wieder ein menschliches Schicksal. Er hatte Löbach zwar kaum gekannt, aber das wenige, was er über diesen Mann gewußt hatte, paßte einfach nicht zu diesem Bild.

Löbach war Chemiker gewesen; ganz wie sein Vater ein Mann, dessen Handeln fast ausschließlich vom Intellekt bestimmt wurde, nicht von Gefühlen - auf keinen Fall ein Mann, der seinem Leben ein derart brutales Ende setzen würde. Er hatte es nicht nötig, sich so umzubringen. Und Mark verstand die scheinbare Kälte, mit der sein Vater auf die Nachricht von Löbachs Tod - und vor allem auf *dieses Foto* - reagiert hatte, jetzt noch sehr viel weniger als am Morgen. Die beiden Männer waren, wenn schon nicht Freunde, so doch langjährige gute Bekannte und Kollegen gewesen, und am Morgen noch hatte er die scheinbare Gelassenheit, mit der sein Vater auf seine Vorwürfe reagierte, für pure Selbstverteidigung gehalten.

Jetzt bezweifelte er das. Niemand, der ein Bild wie dieses sah, hätte wenige Minuten danach eine Gelassenheit vorspielen können, die er nicht wirklich empfand. Irgend etwas mußte zwischen Löbach und seinem Vater vorgefallen sein, von dem er nichts wußte.

Mark tastete mit spitzen Fingern nach dem Foto und schob es zur Seite, um die andere Aufnahme zu betrachten, wobei er sorgsam darauf achtete, Löbachs zerschmettertes Gesicht auf dem Bild nicht zu berühren. Dann fiel sein Blick auf das Polaroidfoto darunter, und er vergaß das Gesicht des toten Chemikers auf der Stelle.

Es war keine weitere Aufnahme Löbachs, wie er ganz automatisch angenommen hatte. Das Bild zeigte den Ausschnitt einer roh mit schwarzer Ölfarbe angemalten Wand, auf die mit dunkelroten fahriigen Großbuchstaben ein einzelnes Wort geschmiert worden war.

AZRAEL

Es war wie ein Schlag in Marks Gesicht. Sein Magen zog sich zu einem harten Klumpen zusammen, der kleine feurige Schmerzpfeile in jeden Winkel seines Körpers verschoß, und er spürte, wie sich seine Nackenhaare aufrichteten und gleichzeitig das Blut aus seinem Kopf wich. Plötzlich schien sich das Zimmer um ihn zu drehen, und jetzt hörte er auch den Herzschlag wieder, ein dumpfes, nachhallendes Hämmern, zu schwer und zu langsam für den eines Menschen.

Für einen Moment glaubte er verschwommene Gestalten zu erkennen, die rings um ihn herum auf dem Boden saßen und sich an den Händen hielten, und durch die farbigen Buchrücken auf den Regalen schimmerte zerbröckelnder grauer Betonputz.

Nein, dachte er verzweifelt. Nein!

Es war zu spät. Die Schemen verdichteten sich zu Schatten. Die Tür in den Alpträum war geöffnet, bisher vielleicht nur einen winzigen Spaltbreit, und doch schon viel zu weit, um sie wieder zu schließen, denn da war plötzlich noch etwas, eine unvorstellbare Kraft, die sie weiter öffnete, die herüberdrängte, heraus aus der Welt des Unvorstellbaren in die des realen Schreckens. Die Schatten verdunkelten sich weiter, drohten zu Körpern zu werden und Gesichter zu bekommen. Und da war noch etwas. Das *Ding*, das plötzlich einen Namen bekommen hatte und damit Wahrhaftigkeit.

Die Tür wurde geöffnet, und sein Vater trat in Begleitung des Arztes herein, und im gleichen Moment zerplatzte die Vision wie eine Seifenblase - zurück blieb eine tiefe, allumfassende Leere, die sich jedoch bereits mit der vagen Ahnung einer kommenden Furcht zu füllen begann, die zwar noch immer gestalt-, aber nicht mehr namenlos war, und die ihn vielleicht schon jetzt vollends überwältigt hätte, wenn die beiden Männer auch nur einen Augenblick später erschienen wären. Mark fuhr mit einem Ruck hoch und schlug den Aktendeckel mit einer so heftigen Bewegung zu, daß Petri und sein Vater erstaunt mitten im Schritt innehielten und ihn anstarrten. Petri sah einfach nur verwirrt aus, während sein Vater für den Bruchteil einer Sekunde wieder auf die gleiche unerklärliche Weise alarmiert wirkte, die Mark an diesem Tag schon mehrmals an ihm beobachtet hatte. Dann erkannte er wohl die Ursache des Geräusches, und aus Erschrecken wurde für einen noch winzigeren Moment beinahe Entsetzen, dann Zorn. Einen Augenblick später hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Mark?« fragte Petri. Er lächelte, wirkte aber trotzdem weiter beunruhigt. »Was ist mit Ihnen? Sie sind ja ganz blaß. Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Mark trat hastig einen weiteren Schritt nach hinten und versuchte, Petris Lächeln zu erwidern. »Es ist nichts«, sagte er. »Ich bin nur... nervös. Wie geht es Marianne?«

»Sie schläft«, antwortete Petri. »Ich habe ihr etwas zur Be ruhigung gegeben. Aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Mark. Ihr fehlt nichts Ernstes. Ein paar Stunden Ruhe und ein kalter Umschlag, damit die Schwellung zurückgeht, und sie ist wieder völlig in Ordnung. Aber was ist denn nun überhaupt passiert?«

Petri kam näher, während Marks Vater die Tür schloß und ihm zugleich einen fast beschwörenden Blick zuwarf. Mark ignorierte ihn. Es war ihm völlig gleich, was sein Vater Petri erzählt hatte oder nicht.

»Es war meine Schuld«, sagte er. »Ich fürchte, ich habe sie niedergeschlagen. Und ihr ist wirklich nichts Schlimmes passiert?«

Das war ganz bestimmt nicht das, was sein Vater hören wollte; vermutlich auch nicht das, was dieser Petri gerade erzählt hatte, wie der erstaunte Ausdruck auf dem Gesicht des Arztes vermuten ließ.

»Niedergeschlagen?«

Mark hob die rechte Hand und ballte sie für einen kurzen Moment zur Faust. »Nicht absichtlich«, sagte er. »Ich hatte einen Alptraum. Ich muß wohl geschrien haben. Sie wollte mich wecken, und ich habe um mich geschlagen - «

» - und die arme Marianne getroffen«, führte Petri den Satz zu Ende. »So etwas kann passieren, Mark. Sie brauchen sich wirklich keine Vorwürfe zu machen.«

»Wenn es überhaupt so war«, mischte sich sein Vater ein. »Mark ist aufgewacht, und da lag sie am Boden, das ist alles, was er weiß.«

»Ja, und meine Hand tut weh, Marianne ist bewußtlos, und ich habe geträumt, daß ich nach einem Gespenst geschlagen habe«, fügte Mark scharf hinzu. »Das ist alles, was ich weiß. Reicht das nicht?«

Petri mußte wohl spüren, daß zwischen ihnen noch sehr viel mehr war, was nicht ausgesprochen wurde, denn er hob besänftigend die Hand und wechselte plötzlich in einen ande-

ren, berufsmäßigeren Ton. »Ein Alptraum? Darf ich fragen, was-«

»Nein«, unterbrach ihn Mark scharf. »Nur ein Alptraum. So etwas kommt vor. Ich brauche keinen Arzt, Doktor Petri.«

»Ich frage auch nicht als Arzt, sondern als Freund«, antwortete Petri. Marks bewußt unfreundlichen Ton ignorierte er mit der Gelassenheit eines Mannes, der einen Großteil seines Lebens mit Menschen zu tun hatte, die plötzlich mit dem Ende der Legende ihrer eigenen Unverwundbarkeit konfrontiert wurden und in ihrer Verbitterung einen Verantwortlichen suchten.

Freund? Um ein Haar hätte Mark schrill aufgelacht. Petri war alles, nur nicht sein *Freund*. Plötzlich empfand er ein so intensives Gefühl der Abneigung gegen diesen kleinen, dünnen Mann, der bei genauem Hinsehen doch so alt war, wie er ihn in Erinnerung hatte, daß es ihm schwerfiel, nicht angeekelt das Gesicht zu verziehen. Dieser Mann war sein Feind ebenso wie sein Vater, wie Löbach und Prein und all die anderen, die Schuld daran trugen, daß sein Leben gescheitert war, bevor es richtig begonnen hatte. Er war vollkommen allein in einer Welt voller Feinde und unbekannter Gefahren, eingesperrt in eine unsichtbare Zelle, an deren Tür die Alpträume kratzten und -

Aufhören!

Der Befehl, obwohl er ihn sich selbst gegeben harte, zeigte Wirkung. Seine Gedanken hörten auf, sich in der Endlosschleife zu drehen, in die sie sich verfangen hatten, und plötzlich begriff er, wie lächerlich sie gewesen waren. Lächerlich, aber nicht im geringsten komisch. Er fragte sich, ob es für alles, was er seit gestern abend erlebt hatte, nicht vielleicht eine ebenso simple wie erschreckende Erklärung geben mochte: daß er dabei war, den Verstand zu verlieren. Möglicherweise erlebte er den Anfang einer beginnenden Paranoia. Und warum nicht? Viele Geisteskrankheiten waren erblich, und schließlich saß seine Mutter seit Jahren im Irrenhaus, und -

»Mark?«

Erst, als Petri ihn am Arm berührte und mit ziemlicher Kraft zugriff, wurde ihm klar, daß der Arzt ihn schon minde-

stens zwei- oder dreimal angesprochen hatte. »Was ist denn los mit Ihnen?«

»Nichts.« Mark machte sich mit sanfter Gewalt los und wollte einen Schritt zurückweichen, konnte es aber nicht, weil er schon unmittelbar vor dem Regal stand. Aber Petri schien instinktiv zu spüren, wie es in ihm aussah. Instinktiv? Mark begegnete dem Blick seines Vaters, und was er *darin* las, machte ihm klar, daß seine Gedanken wie mit glühenden Lettern geschrieben auf seinem Gesicht abzulesen sein mußten. Der Arzt wich selbst einen Schritt zurück und lächelte, ließ Mark aber keine Sekunde aus den Augen.

»Sie sind leichenblaß, und Sie zittern am ganzen Leib«, konstatierte Petri. »Erzählen Sie mir also nicht, daß Sie sich pudelwohl fühlen. Ich bin seit dreißig Jahren Arzt.«

»Die Geschichte mit Marianne ist mir ziemlich nahegegangen«, sagte Mark. Petris Blick blieb zweifelnd, und nach ein paar Augenblicken fügte er in leicht gereiztem Ton hinzu: »Außerdem habe ich eine anstrengende Nacht hinter mir und kaum geschlafen. Ich behaupte nicht, daß ich mich pudelwohl fühle.«

»Ich möchte Sie untersuchen«, sagte Petri.

»Wozu? Mir fehlt nichts.«

»Der Direktor deines Internats hat mir etwas anderes erzählt«, mischte sich sein Vater ein. »Immerhin hat er dich nach Hause geschickt, weil du längere Zeit krank warst.«

»Hat er nicht«, sagte Mark. Sein Vater legte fragend den Kopf auf die Seite, und Marks Vermutung wurde zur Gewißheit: Prein hatte ihm wohl tatsächlich genau diese Geschichte erzählt, um Mark zu schützen; nur für alle Fälle, falls er es sich auf dem Weg nach Berlin vielleicht doch noch überlegt und in Erwägung gezogen haben sollte, zurückzukommen. Nein, er wollte ihm keine Schwierigkeiten bereiten.

»Oder doch. Er hat vielleicht geglaubt, daß ich krank war. Ich habe simuliert.«

»Warum?«

Das Problem mit einer Lüge war, dachte Mark, daß sie meistens eine weitere nach sich zog, und dann noch eine und noch eine, bis man sich schließlich an der Spitze eines Lügen-

gebäudes wiederfand, das unter seinem eigenen Gewicht zusammenzubrechen begann. Wahrscheinlich war es im Moment das klügste, wenn er seinem Vater die Antwort auf diese Frage schuldig blieb. Für einige Sekunden kehrte eine sehr unangenehme Stille ein.

»Also gut«, sagte Petri schließlich. Er klang ein bißchen enttäuscht. »Ich kann Sie leider nicht zwingen, vernünftig zu sein. Aber ich würde Sie wirklich in den nächsten Tagen gerne einmal in meiner Praxis sehen. Nur so, für einen allgemeinen Check-up. Was halten Sie davon?«

»Ich überlege es mir«, sagte Mark ausweichend.

»Tun Sie das.« Petri bewegte einen Moment unschlüssig die Hände und gab sich dann einen spürbaren Ruck. »Ich denke, es wird allmählich Zeit, wieder in die Praxis zu gehen. Meine Patienten warten.«

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte Marks Vater.

Zu Marks Überraschung hob Petri die Schultern und sagte: »Warum nicht? Auf eine Minute kommt es nicht an. Aber wirklich nur einen Moment.«

Petri verabscheute Alkohol, das wußte Mark. Wenn er sich in den letzten Jahren nicht radikal geändert hatte, dann konnte es für diesen kurzen Dialog zwischen ihm und seinem Vater eigentlich nur einen Grund geben: Die beiden hatten noch etwas miteinander zu besprechen. Etwas, das wahrscheinlich nicht für Marks Ohren bestimmt war.

Während sein Vater zur Bar ging und zwei Cognacgläser füllte, glitt Marks Blick suchend durch das Zimmer und blieb schließlich wieder an dem Aktendeckel auf dem Schreibtisch hängen, und dann wußte er es.

»Sie haben von Löbach gehört?« fragte er.

In den beiden Cognacgläsern in den Händen seines Vaters fand ein winziges Erdbeben statt, und er wurde genauso blaß, wie Mark es vorhin gewesen sein mußte. Mark hätte Petri gar nicht mehr ansehen müssen, um zu wissen, daß er ins Schwarze getroffen hatte.

»Löbach? Nein. Was ist mit ihm?«

»Er ist tot«, antwortete Mark. »Selbstmord. Hat mein Vater Ihnen noch nichts erzählt?«

Den Ausdruck auf Petris Gesicht als *Entsetzen* zu bezeichnen, wäre untertrieben gewesen, dachte Mark. Willkommen im Club. Sein Vater und er waren ganz eindeutig nicht die einzigen, die Geheimnisse hatten.

»Selbst... mord?« krächzte Petri.

»Die Polizei geht bisher davon aus«, sagte Marks Vater hastig. Er hatte sich wieder gefangen und war zwar noch blaß, zitterte aber nicht mehr. Doch die Bewegung, mit der er Petri das Cognacglas reichte, war viel zu heftig. Einige Tropfen der goldbraunen Flüssigkeit spritzten auf Petris Jacke. Er bemerkte es nicht einmal.

»Ich wollte es Ihnen noch erzählen, aber nicht so... so *undiplomatisch*.« Er warf Mark einen ärgerlichen Blick zu. »Doktor Petri und Löbach sind seit dreißig Jahren befreundet, Mark.«

»Oh«, sagte Mark betroffen. »Das... das habe ich nicht gewußt. Es tut mir leid.« Das war ehrlich gemeint. Mark war bestürzt. Er hatte einen Schuß ins Blaue abgeben, aber Petri nicht verletzen wollen.

»Es gibt eine Menge Dinge, die du nicht weißt«, sagte sein Vater kühl. »Vielleicht fragst du mich das nächste Mal erst, *ehe du redest*.«

»Selbstmord?« murmelte Petri verstört. Den kurzen Disput zwischen Mark und seinem Vater hatte er gar nicht mitbekommen. »Aber das... das kann doch gar nicht sein.«

»Es ist bisher auch nur eine Theorie«, sagte Marks Vater. »Und ich glaube auch nicht daran. Wahrscheinlich war es ein Unfall.«

Ja, dachte Mark, er hat sich nackt ausgezogen, das Wort AZRAEL an die Wand geschrieben und sich dann vom Balkon gestürzt. Natürlich war es ein Unfall. Was soll es sonst gewesen sein? Die Worte lagen ihm auf der Zunge, aber dann blickte er wieder in Petris Gesicht und brachte es einfach nicht fertig, sie auszusprechen.

»Es tut mir leid, daß Sie es so erfahren mußten«, sagte sein Vater.

»Das ist... schon in Ordnung«, antwortete Petri. Er fand seine Fassung jetzt wieder, aber das war nur äußerlich. Mark

bedauerte seine Worte zutiefst. Er hätte viel darum gegeben, sie zurückzunehmen. Seltsam, wie schwer es war, jemanden zu verletzen, wenn man es wollte - und wie leicht, wenn man es nicht wollte.

»Ich muß jetzt wirklich gehen, fürchte ich.« Petri stellte das Glas auf den Schreibtisch zurück, ohne seinen Inhalt angerührt zu haben. »Wie gesagt: Meine Patienten warten. Ich komme am Abend dann noch einmal vorbei und sehe nach Marianne.«

Er ging überhastet. Marks Vater begleitete ihn bis zur Tür, aber nicht hinunter zum Ausgang, sondern wartete nur, bis Petris Schritte auf der Treppe verklungen waren, ehe er sich mit einem Ruck wieder zu Mark herumdrehte. Seine Augen blitzten.

»Bravo!« sagte er. »Das war wirklich eine Meisterleistung. Stellst du dir so dein Leben als Erwachsener vor, daß du herumlaufen und Leute vor den Kopf stoßen kannst, wie es dir beliebt?«

»Ich wollte es nicht«, verteidigte sich Mark. »Ich wußte nicht, daß—«

»Du weißt eine ganze Menge nicht«, unterbrach ihn sein Vater. Er hob nicht einmal die Stimme, aber das mußte er auch nicht. Er hatte es stets verstanden, ganz ruhig zu bleiben und dabei trotzdem so verletzend wie eine Rasierklinge zu sein. Er war der einzige Mensch, den Mark kannte, der schreien konnte, ohne dabei laut zu werden.

Dafür war Mark beinahe zum Heulen zumute. Er wußte, was nun kam, und er wußte auch, daß er nicht die geringste Chance hatte. Es war wie gestern nacht mit Prein: Er war mit dem festen Vorsatz hierhergekommen, diesen Kampf auszutragen, aber er machte alles falsch, was er nur falsch machen konnte. Seine Vorbereitungen waren gut, seine Argumente waren gut, aber das Timing war miserabel. Was nutzten die besten Waffen, wenn man sie sich ohne Gegenwehr aus der Hand schlagen ließ?

»Und was war das mit dem Internat?« fuhr sein Vater fort. Er kam näher, und wieder mußte Mark sich beherrschen, um nicht automatisch vor ihm zurückzuweichen. So, wie er

schreien konnte, ohne laut zu werden, konnte er sich auch drohend bewegen, ohne irgend etwaswirklich zu tun. Er war weder besonders groß noch außergewöhnlich kräftig; und trotzdem hatte er in diesem Moment etwas von einer Lawine, die sich vielleicht nicht einmal besonders schnell, aber unaufhaltsam auf ihn zubewegte. »Dein Direktor hat mich heute morgen angerufen und mir mitgeteilt, daß du eine schwere Grippe hinter dir hättest. Aber offenbar hat er mich angelogen.«

»Offenbar«, antwortete Mark trotzig. »Er wollte mich wohl in Schutz nehmen.«

»Und du ihn.«

»Und?« fragte Mark herausfordernd. »Vielleicht wollte ich nicht, daß du über ihn herfällst und ihn auf deine übliche Art fertigmachst.«

»Ich mache niemanden fertig«, antwortete sein Vater betont.

»Ich schätze es nur nicht, belogen zu werden, das ist alles.«

»Genausowenig wie ich.«

»Das klingt gut.« Sein Vater ging zum Tisch, leerte das Glas, das er für sich eingeschenkt hatte, mit einem Zug und nahm fast in der gleichen Bewegung das des Doktors zur Hand. Ohne Mark anzusehen, fügte er hinzu: »Und wann, bitte, habe ich dich belogen?«

Mark schwieg. Er hätte diese Frage erwarten müssen, wußte aber keine Antwort darauf. Er hatte gerade eine neue Lektion gelernt: Rhetorik allein half auch nicht weiter. Wenn er noch eine Chance haben wollte, aus dieser Runde nicht wieder als eindeutiger Verlierer herauszugehen, mußte er in die Offensive gehen.

»Also?«

»Du hättest es mir sagen können!« sagte Mark mit einer Geste auf den Aktendeckel.

»Löbach?« Sein Vater schnaubte. »Du warst doch hier, als diese beiden freundlichen Polizisten mir ihre Aufwartung gemacht haben, oder? Und wenn ich mich richtig erinnere, dann haben wir hinterher darüber gesprochen. Ziemlich ausführlich sogar.«

»Und das Bild?« fragte Mark.

»Ich wollte dir den Anblick ersparen«, antwortete sein Vater. »So hübsch ist es nicht.«

»Dieses Bild meine ich nicht.« Mark ging zum Tisch, klappte den Aktendeckel auf und fegte das Bild des toten Chemikers mit einer zornigen Handbewegung zur Seite. »Ich meine *das hier*.«

Sein Vater hatte sich - wenigstens äußerlich — vollkommen in der Gewalt. Er blieb ganz ruhig, während Mark das Foto mit beiden Händen ergriff und es fast triumphierend in die Höhe hob. »Also?«

Er hätte das Bild nicht anfassen sollen. Wahrscheinlich war es Einbildung, ein übriggebliebenes Teil des wieder zerbrochenen Puzzles, das sich irgendwie auf die falsche Seite der Barriere verirrt hatte, aber für einen Moment hatte er das Gefühl, daß sich das dicke Blatt unter seinen Fingern... bewegte. Es schien zu pulsieren, als wäre es kein Stück Papier, sondern ein Kokon, in dem etwas Lebendiges, Fleischiges war, das sich bewegte und hinauswollte.

»Was bedeutet das?« fragte er mühsam. Sein Herz jagte - aber war es wirklich sein eigener Pulsschlag, den er hörte, oder war es das dumpfe steinerne Schlagen eines Alpträumerzens?

»Ich habe keine Ahnung«, sagte sein Vater. Er klang überzeugend - aber seine Hände verrieten ihn. Als er das Glas hob und einen winzigen Schluck trank, zitterten sie. »Die Polizei hat mich dasselbe gefragt, und ich habe Ihnen dasselbe geantwortet wie dir jetzt: Ich habe nicht die geringste Ahnung. Wahrscheinlich war Löbach vollkommen verrückt. Die Polizei hat Drogen in seiner Wohnung gefunden.«

Das Bild bewegte sich jetzt ganz deutlich in seinen Händen. Er konnte es *sehen*. Wieso sah sein Vater es nicht?

»Du lügst!« sagte er.

Obwohl er nahe daran war, vor Angst laut aufzuschreien, konnte er das Foto nicht loslassen. Es pulsierte immer heftiger in seinen Händen. Es *atmete*.

»Kaum«, antwortete sein Vater gelassen. »Ich lüge nur, wenn es nötig ist. Und hier ist es nicht nötig. Warum sollte ich dich anlügen? Worüber?«

Etwas kratzte an den Wänden. Von innen. Unsichtbare Klauen aus stahlhartem Horn fuhren scharrend über Putz und Beton. Was geschah mit ihm? Begann es jetzt auch tagsüber? Im Wachen? Verlor er jetzt wirklich den Verstand?

»Was bedeutet dieses Wort?« beharrte er. »Du weißt es.«

»Azrael?« Sein Vater zuckte mit den Schultern und trank einen weiteren Schluck. »Irgend etwas aus der Bibel... Der Name eines Engels, glaube ich. Warum?«

»Weil ich ihn kenne«, antwortete Mark. Es fiel ihm immer schwerer, überhaupt noch zu reden. »Ich habe von ihm geträumt, in der vergangenen Nacht und auch vorhin. Als ich Marianne niedergeschlagen habe, da habe ich mich gegen *ihn* gewehrt.«

»Gegen einen *Engel*?« Sein Vater lachte, aber irgendwie klang es eher wie das Bellen eines Hundes. Eines *sehr großen* Hundes. »Wird das jetzt hier eine Geistergeschichte? Ich meine - fängst du mittlerweile an, Stimmen zu hören?«

Irgendwie gelang es Mark endlich, das Bild fallen zu lassen. Es flatterte auf die Tischplatte hinab und drehte sich dabei so, daß die belichtete Seite oben lag und Mark die dunkelroten Buchstaben weiter lesen konnte.

»Ich weiß nur, daß ich seit zwei Tagen schlechte Träume habe«, antwortete er, »und daß du mir etwas verschweigst. Was bedeutet Azrael?«

»Das habe ich dir gesagt«, antwortete sein Vater. »Und mehr weiß ich nicht. Aber ich beginne mich mittlerweile etwas anderes zu fragen, Mark. Was bedeutet *dein* Verhalten?«

»Lenk nicht ab«, sagte Mark, aber sein Vater machte nur eine zornige Geste.

»Das tue ich nicht«, sagte er. »Fällt dir eigentlich nicht selbst auf, wie du dich benimmst, seit du nach Hause gekommen bist?«

»Ich benehme mich -«

»- wie ein dummer Junge, der nicht weiß, was er will! Mark, ich habe versucht, dieses Gespräch zu vermeiden, aber ich fürchte, das war ein Fehler. Sprechen wir uns aus. Hier. Jetzt.«

Mark deutete auf das Bild. »Darüber?« Seit er es nicht mehr in der Hand hielt, fühlte er sich besser. Der Schrecken war noch da, aber er klang jetzt rasch ab.

»Nein, verdammt noch mal, nicht *darüber!*« Sein Vater fegte die Fotografie mit einer zornigen Bewegung vom Tisch. »Über dich! Was zum Teufel ist eigentlich in dich gefahren? Du hast also die Schule hingeschmissen, um nach Hause zu kommen, und ich nehme auch nicht an, daß du wieder dort-hin zurückkehren willst? Was hast du jetzt vor?«

»Das hatten wir schon, oder?«

»Ja. Aber noch nicht zu Ende diskutiert.«

»Und das habe ich auch nicht vor«, sagte Mark scharf. »Und wenn du es ganz genau wissen willst, ich bin auch nicht *nach Hause* gekommen. Ich habe nicht vor, lange hierzubleiben.«

»Selbstverständlich nicht!« Sein Vater seufzte erneut und sehr tief. »Du bist nur hierhergekommen, um mir einmal so richtig die Meinung zu sagen, nicht wahr? Und was hast du als nächstes vor? Willst du nach Australien auswandern und Känguruhs züchten?«

»Ich will -«

»Du weißt gar nicht, was du willst!«, behauptete sein Vater. Er leerte sein Glas, stellte es mit einer übertrieben heftigen Bewegung auf den Tisch zurück und ließ fast eine Minute verstrecken, ehe er fortfuhr: »Du willst einfach nur protestieren. Dich auflehnen. Aber wogegen? Gegen mich? Bitte. Sag mir, was du zu sagen hast, wenn du glaubst, dich dann wohler zu fühlen. Wer weiß, vielleicht habe ich ja wirklich Fehler gemacht, ohne es zu merken. Ich werde dir zuhören. Also?«

Aber *darüber* wollte er nicht reden. Nicht jetzt. Er wollte über dieses Bild reden und über seine Träume. Und trotzdem: Jetzt, wo sein Vater das Thema einmal angesprochen hatte, antwortete er beinahe ohne sein Zutun. »Fehler? Ja, so kann man es auch nennen. Du hast mich bestohlen!«

Interessant!«, sagte sein Vater ruhig. »Und was *habe* ich dir gestohlen?«

»Meine Jugend!«, antwortete Mark. »Die letzten sechs Jahre meines Lebens. Und meine Mutter.«

Das saß. Sein Vater zog den Kopf zwischen die Schultern. Er sagte nichts, doch Mark spürte, daß er seine Selbstsicherheit vielleicht zum ersten Male wirklich erschüttert hatte. »Glaubst du das wirklich?« fragte er.

»Ich glaube, daß ich die letzten sechs Jahre nicht in diesem verdammt Internat zubringen wollte«, antwortete Mark. »Ich glaube, daß ich ein ganz normales Elternhaus haben wollte. Vater und Mutter. Freunde. Keinen freundlichen Direktor und *Klassenkameraden*. Ich wollte *hier* sein. Bei *euch*.«

»Du weißt, daß das nicht möglich war«, antwortete sein Vater. »Deine Mutter ist krank, und -«

»- und du hattest keine Zeit«, fiel ihm Mark bitter ins Wort. »Weil du dich ja um die *Firma* kümmern mußtest, nicht wahr? Deine verdammte Firma. Sie stand immer an erster Stelle.«

»Ja«, sagte sein Vater ungerührt. »Sie hat es immer getan, und sie wird es immer tun. Meine Arbeit ist mein Leben. Deine Mutter hat das von Anfang an gewußt. Und sie hat es akzeptiert.«

»Ja, so ungefähr hat sie es auch ausgedrückt«, sagte Mark böse. »Heute morgen, als ich sie in der Irrenanstalt besucht habe.«

»Krankenhaus«, verbesserte ihn sein Vater. »Nicht Irrenanstalt. Das ist ein Unterschied. Was hast du vor? Willst du mir mit aller Gewalt weh tun? Es ist dir gelungen - falls es dich befriedigt, das zu hören.«

»Du kannst es nennen, wie du willst«, antwortete Mark erregt. »Für mich bist du schuld daran, daß sie dort ist.«

Ein weiterer Tiefschlag, der aber diesmal ohne Wirkung blieb, vielleicht, weil sein Vater ihn erwartet hatte. Er sah ihn nur lange und traurig an, schüttelte den Kopf und schloß dann für einen Moment die Augen, und von der Tür her sagte eine Stimme: »So war es nicht, Mark.«

Mark und sein Vater fuhren zugleich erschrocken herum. Keiner von ihnen hatte bemerkt, daß Petri zurückgekommen war und offensichtlich schon lange genug unter der Tür stand, um einen Großteil ihres Gesprächs mit angehört zu haben.

»Ich habe meine Tasche vergessen«, sagte der Arzt. »Bitte entschuldigen Sie, Herr Sillmann. Ich wollte nicht indiskret

sein, aber ich habe Ihr Gespräch mitgehört. Ich finde, Sie sollten es ihm sagen.«

»Bitte, Doktor«, sagte Marks Vater gepreßt. »Das hier ist eine Familienangelegenheit. Nehmen Sie es mir nicht übel - aber das geht Sie wirklich nichts an.«

»Was solltest du mir sagen?« fragte Mark scharf.

»Nichts«, sagte sein Vater.

»Daß es nicht seine Schuld ist«, sagte Petri. »Dein Vater kann nichts für das, was deiner Mutter zugestoßen ist, Mark. Es ist nicht seine Schuld.«

»Seien Sie still, Doktor!« sagte Marks Vater scharf. »Ich verbiete Ihnen, sich in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen!«

Petri ignorierte ihn. Er kam näher und blieb auf halber Strecke zwischen der Tür und Mark wieder stehen. »Es ist nicht die Schuld deines Vaters, Mark«, sagte er noch einmal. »Ich weiß, daß es für dich so aussehen muß, aber das stimmt nicht.«

»Petri, Sie -«

»Vater, bitte!« sagte Mark. »Laß ihn reden. Es ist sowieso zu spät.« Er wandte sich wieder an den Arzt. »Was wollen Sie damit sagen, Doktor?«

»Du hast all die Jahre über geglaubt, daß dein Vater die Schuld am Schicksal deiner Mutter trägt, nicht wahr?« fragte Petri. »Und ich nehme an, du hast ihn dafür gehaßt.«

Mark schwieg. *Gehaßt?* Prein hatte ihm am vergangenen Abend die gleiche Frage gestellt, und da hatte er ebensowenig eine Antwort gefunden wie jetzt. Vielleicht *wollte* er es gar nicht.

Aber sein Schweigen schien Antwort genug; zumindest für Petri. Der Arzt sah plötzlich sehr traurig aus. Er sah noch einmal in Richtung seines Vater und sagte leise: »Es ist besser, wenn Sie es ihm erzählen, Herr Sillmann. Früher oder später müssen Sie es sowieso. Er beginnt sich zu erinnern.« Er seufzte, schüttelte ein paarmal den Kopf und starnte mit leerem Blick vor sich hin. Erst nach einigen Sekunden blickte er wieder zu Mark hoch.

»Setz dich, Mark. Ich möchte dir etwas erzählen.«

15. Kapitel

Sie verschweigen mir etwas«, sagte Bremer. Sendig warf die Autotür ins Schloß und kam um den Wagen herum auf ihn zugeeilt, ohne sich die Mühe zu machen, abzuschließen. »Stimmt«, sagte er einsilbig. Bremer hatte nichts anderes erwartet. Aber Sendig hatte ganz bestimmt nicht erwartet, daß er ihm plötzlich den Weg vertrat und ihn ziemlich unsanft am Arm ergriff, um ihn festzuhalten. Im allerersten Moment schien er viel zu verblüfft, um überhaupt zu reagieren. Dann blitzte es zornig in seinen Augen auf, und er versuchte sich loszureißen, allerdings mit mäßigem Erfolg. Bremers Griff war so entschlossen, daß er schon Gewalt hätte anwenden müssen, um ihn zu sprengen.

»Was soll das?« fragte Sendig erbost.

»Das frage ich *Sie* «, antwortete Bremer. Er war ein bißchen erstaunt über seinen eigenen Mut, vor allem, als er Sendig in die Augen sah und die Wut erkannte, die allmählich darin aufzulodern begann. Aber er war jetzt schon zu weit gegangen, um noch einen Rückzieher zu machen; nicht, wenn er überhaupt noch eine Chance haben wollte, irgendwann einmal eine klare Antwort auf eine klare Frage zu bekommen. Immerhin ließ er Sendigs Arm los, machte aber ganz bewußt keine Bewegung, um den Weg freizugeben.

»Ich finde Ihr Verhalten nicht besonders fair«, sagte er. »Ich dachte, wir hätten ein Abkommen getroffen, ehrlich zueinander zu sein.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern«, antwortete Sendig kühl. »Ich habe Ihnen vorgeschlagen, eine Weile für mich zu arbeiten, und Sie waren einverstanden. Ich kann mich nicht erinnern, versprochen zu haben, *fair* zu sein.«

Das war die falsche Taktik. Bremer war nicht mehr in der Laune, sich einschüchtern zu lassen, und Sendig schien das auch zu spüren, denn nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: »Vielleicht haben Sie recht. Ich sollte Ihnen das eine oder andere erklären.«

»Das stimmt«, sägte Bremer, und Sendig unterbrach ihn sofort: »Aber nicht jetzt. Keine Sorge«, fügte er hastig hinzu, »ich will Sie nicht wieder vertrösten. Ich verspreche Ihnen, daß Sie alles erfahren werden, was Sie wissen wollen. Ich brauche nur noch ein paar Minuten. Lassen Sie mich ein, zwei Telefongespräche führen, und dann reden wir.«

»Und warum nicht jetzt?« fragte Bremer.

Sendig seufzte. »Weil jetzt weder die Zeit noch der Ort dafür ist«, antwortete er mit besonderer Betonung; und zumindest, was den *Ort* anging, mußte Bremer ihm widerwillig recht geben. Sie standen auf dem Parkplatz des Polizeipräsidiums, und sie waren nicht allein. Zwar hielt sich niemand in ihrer unmittelbaren Umgebung auf, aber es mochte eine Menge neugieriger Augenpaare geben, die in diesem Moment aus irgendeinem der zahllosen Fenster über ihnen auf den Parkplatz herabblickten. Es wäre überflüssig, Sendig Gelegenheit zu geben, sich darauf zu besinnen, daß er einen gewissen Ruf zu verteidigen hatte; einen Ruf, zu dem es eindeutig *nicht* gehörte, daß er sich von einem gewöhnlichen Streifenpolizisten am Arm festhalten und herumschubsen ließ.

»Also gut«, sagte er widerwillig. »Gehen Sie telefonieren. Aber wenn Sie zurückkommen, will ich ein paar Antworten.«

»Sie können mich gerne begleiten«, antwortete Sendig.

»Zu gnädig«, erwiderte Bremer höhnisch. »Ich kann mich aber auch gerne auf dem Rücksitz verstecken oder so lange auf der anderen Straßenseite warten, damit uns niemand zusammen sieht.«

Sendig starrte ihn böse an, aber er zog es vor, den ohnehin sinnlosen Streit nicht fortzusetzen, sondern ging mit schnellen Schritten an ihm vorbei auf das Gebäude zu, und nach kurzem Zögern folgte ihm Bremer.

Beinahe hätte er es nicht getan. Er hatte sich von Anfang an nicht besonders wohl bei dieser ganzen Geschichte gefühlt, genauer gesagt: bei Sendig. Ihm jetzt dort hinein zu folgen hieße, sich ihm vollends auszuliefern. Bisher waren sie immerhin sozusagen auf neutralem Boden gewesen. Das fünfstöckige Gebäude mit seinen einseitig verspiegelten Fenstern

auf der anderen Seite des Parkplatzes zählte jedoch eindeutig für Sendig. Trotzdem beeilte er sich, ihn einzuholen.

Sie betraten die Eingangshalle, die ebenso groß, hell und supermodern war wie das gesamte Gebäude. Ein uniformierter Beamter hinter einer Glasscheibe nickte Sendig nur flüchtig zu und drückte eine verborgene Taste unter seinem Tisch, woraufhin die innere der beiden Glastüren aufsprang. Sendig öffnete sie schwungvoll, doch als Bremer ihm folgen wollte, winkte ihn der Beamte hinter der Scheibe zurück.

Bremer seufzte, schickte sich aber in sein Schicksal. Immerhin kannte er die strengen Sicherheitsvorschriften, die nicht nur hier galten. Daß sich Sendig darüber hinwegsetzte, bedeutete offensichtlich nicht, daß es auch jeder in seiner Begleitung tun konnte. Ergeben trat er wieder an die gläserne Barriere heran und griff in die Tasche, um seinen Ausweis hervorzuziehen. Aber der Mann auf der anderen Seite der Scheibe schüttelte nur den Kopf.

»Sind Sie Bremer?« fragte er.

Bremer nickte. »Ja. Warten Sie. Ich habe meinen Ausweis -«

»Die junge Dame dort hinten wartet auf Sie«, unterbrach ihn der andere.

Bremer sah überrascht hoch, dann drehte er sich herum und blickte in die Richtung, in die die Hand des Polizisten wies. Im ersten Moment erkannte er durch das spiegelnde Glas kaum etwas; dann identifizierte *er* eine schlanke Frauengestalt, die unweit des Eingangs stand und erwartungsvoll zu ihm herübersah.

»Mich?« vergewisserte er sich. Niemand wußte, daß er hierherkommen würde. Vor einer halben Stunde hatte er es ja noch nicht einmal selbst gewußt.

»Sie hat nach Ihnen gefragt.«

Bremer bedankte sich, steckte seinen Ausweis wieder ein und trat ebenfalls durch die Tür, die Sendig noch immer ungeduldig aufhielt. Sein fragender Blick machte deutlich, daß er von dem kurzen Gespräch nichts mitbekommen hatte, aber Bremer ignorierte ihn. Es war zwar nur ein kleiner Triumph, aber immerhin - sollte Sendig doch zur Abwechslung einmal raten, was Sache war.

Die Frau kam ihm mit nervösen Schritten entgegen. Sie wirkte sehr unsicher und sehr ängstlich, fand Bremer. Er überlegte angestrengt, woher er sie kannte - sie war ihm nicht vollkommen fremd, das wußte er -, kam aber zu keiner Antwort. Sie war blond, sehr schlank und allerhöchstens zwanzig Jahre alt. Hätte sie nicht so verängstigt und müde ausgesehen, wäre sie sicher sehr hübsch gewesen.

»Herr Bremer?« *Die Art*, auf die sie ihn und nicht Sendig ansah, bewies Bremer, daß zumindest sie wußte, wer er war.

»Ja, bitte?« antwortete er.

»Bitte entschuldigen Sie, wenn ich... wenn ich Sie störe, aber ich...« Sie stockte. Ihre Stimme schwankte plötzlich, und Bremer hatte das sichere Gefühl, daß sie nur noch mit letzter Kraft die Tränen zurückhielt. Schließlich atmete sie hörbar ein und setzte neu an: »Haben Sie eine Minute Zeit für mich?«

»Sicher«, sagte Bremer. »Worum geht es denn? Kennen wir uns?«

»Ich... ich bin Angelika«, antwortete die junge Frau mit einem unsicheren Blick in Sendigs Richtung. »Angelika Hansen. Wir haben uns vor zwei Wochen kennengelernt.«

Hansen? Hansen's Frau? Bremer erschrak. Natürlich. Der Junge hatte seine Frau am ersten Tag mit aufs Revier gebracht, um ihr seine neuen Kollegen vorzustellen. Aber damals hatte sie anders ausgesehen. Strahlender. Nicht so traurig. Bremer fühlte sich plötzlich sehr unwohl. Er hatte seit der vergangenen Nacht nicht mehr an Hansen gedacht, aber der Anblick seiner Frau erinnerte ihn schmerzlich wieder daran, daß diese ganze wahnsinnige Geschichte schon mehr Opfer gefordert hatte, als er wahrhaben wollte.

»Natürlich«, sagte er. »Bitte entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht sofort erkannt habe. Aber es ist -«

»Schon gut«, unterbrach sie ihn. »Es macht nichts. Ich... ich will Sie auch gar nicht lange aufhalten. Aber man hat mir gesagt, daß ich Sie hier finde, und —«

»Wer?« mischte sich Sendig ein.

Angelika blickte ihn verängstigt an, und Bremer fügte rasch und in möglichst beruhigendem Ton hinzu: »Das ist mein

Kollege, Kommissar Sendig. Sie können ganz offen sprechen.«

»Auf dem Revier«, antwortete Angelika zögernd. »Ihre... Ihre Kollegen dort sagten, daß Sie mit Herrn Sendig unterwegs wären, und daß ich ihn wahrscheinlich hier finde. Und Sie auch.«

Sendig runzelte die Stirn, schwieg aber. Soviel zum Thema Geheimhaltung, dachte Bremer. Er fragte sich, ob es überhaupt irgend jemanden in dieser Stadt gab, der noch nicht wußte, daß Sendig und er zusammenarbeiteten.

»Wie geht es Ihrem Mann?« fragte er. »Ich bin leider noch nicht dazu gekommen, ihn zu besuchen. Er ist doch wieder okay, oder?«

»Ich... ich weiß es nicht«, sagte Angelika. Und damit war ihre Selbstbeherrschung endgültig erschöpft. Plötzlich begann sie zu schluchzen, kämpfte noch einen Moment lang weiter vergeblich gegen die Tränen und warf sich dann an Bremers Brust.

»Ich... ich weiß nicht, wo er ist«, schluchzte sie. »Sie wollen es mir nicht sagen.«

Bremer war vollkommen überrascht. Im ersten Moment verstand er nicht einmal, was Angelika meinte. Er sah Sendig an, erntete aber nur einen verwunderten Blick. Er hielt einige Sekunden still, ehe er die junge Frau an den Schultern ergriff und sehr sanft ein kleines Stück weit von sich fortschob, um ihr ins Gesicht zu sehen.

»Was soll das heißen: Sie wollen es Ihnen nicht sagen?«

Angelika schluchzte noch ein paarmal, dann hatte sie die Tränen wieder unter Kontrolle. Mit einer fahigen Bewegung klappte sie ihre Handtasche auf und zog ein Papiertaschentuch hervor. Aber sie benutzte es nicht, sondern begann es nur nervös mit den Fingern zu kneten. »Entschuldigen Sie«, sagte sie. »Ich wollte nicht - «

»Das ist schon in Ordnung«, unterbrach sie Sendig. »Ich wäre wahrscheinlich genauso aufgeregt an Ihrer Stelle. Was haben Sie damit gemeint, als Sie sagten, Sie wüßten nicht, wie es Ihrem Mann geht?« Er sah kurz zu Bremer hin. »Ihr junger Kollege von letzter Nacht?«

Bremer nickte. »Ja. Er wurde ins Krankenhaus gebracht, als Sie angekommen sind. Aber er hatte nur einen leichten Schock.«

»Ich war da«, sagte Angelika. Ihre Stimme zitterte noch immer leicht, aber sie weinte jetzt nicht mehr. »Gleich heute morgen, nachdem der Anruf vom Revier kam. Sie sagten, sie hätten ihn in die Unfallklinik gebracht. Aber da... da war er nicht.«

»Was soll das heißen?« fragte Bremer. »Ich habe selbst gesehen, wie man ihn in den Krankenwagen gelegt hat.«

»Zuerst wollten sie mich nicht zu ihm lassen«, fuhr Angelika fort. »Sie sagten, er stünde unter Schock und dürfte nicht gestört werden. Aber ich habe darauf bestanden, ihn zu sehen, und dann... dann ist ein Arzt gekommen.«

»Welcher Arzt?« fragte Sendig. »Wie war sein Name?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Angelika. »Er hat mir seinen Namen genannt, aber ich... ich habe gar nicht richtig hingehört. Ich war so aufgereggt. Ich wollte zu Gerd, aber er hat es nicht zugelassen. Er hat gesagt, er läge in Narkose.«

»Narkose?« Bremer starnte die junge Frau an. »Blödsinn. Ich versichere Ihnen, Dir Mann ist nicht verletzt worden. Er hatte einen gehörigen Schock, aber mehr auch nicht.«

»Und weiter?« fragte Sendig ruhig. Er wirkte mit einem Male sehr gespannt.

»Ich bin gegangen, aber nicht wirklich«, sagte Angelika. »Ich meine, ich habe so getan, als ob ich nachgebe. Aber als der Arzt weg war, bin ich heimlich zurückgegangen und habe gewartet, bis die Stationsschwester einen Moment weg war, um in ihr Buch zu sehen. Ich wollte die Zimmernummer wissen.«

Sendig lächelte, schwieg aber.

»Und?« fragte Bremer.

»Er war nicht da«, antwortete Angelika. »Ich meine: Es gab eine Eintragung, aber das Zimmer war leer. Ich bin hingegangen und habe nachgesehen. Es stand nur ein leeres Bett darin. Mehr nicht. Als ich zurückkam, war der Arzt wieder da. Er war ziemlich wütend und hat gedroht, mich hinauswerfen zu lassen.«

»Sie werden sich in der Zimmernummer getäuscht haben«, vermutete Sendig. »Dieses Krankenhaus ist sehr groß.«

»Nein«, sagte Angelika überzeugt. »Es war das richtige Zimmer. Ich habe nicht lockergelassen, und schließlich hat er mir gesagt, daß man Gerd weggebracht hat.«

»Wohin?« fragte Sendig.

Angelika schüttelte den Kopf. »In ein anderes Krankenhaus. Eine Spezialklinik. Aber sie haben mir nicht gesagt, welche.« Sie knüllte das Papiertaschentuch in ihrer Hand fester zusammen, und in ihren Augen schimmerten jetzt wieder Tränen. »Ich... ich habe den ganzen Morgen herumtelefoniert. Ich habe jedes einzelne Krankenhaus in der Stadt angerufen, aber er ist in keinem davon. Jedenfalls haben sie das gesagt. Was ist mit ihm passiert? Was ist wirklich passiert?«

Bremer mußte plötzlich selbst mit den Tränen kämpfen, als er den Schmerz in ihren Augen sah. Die junge Frau war mit ihren Kräften vollkommen am Ende. Wenn er jemals einen verzweifelten Menschen gesehen hatte, dann sie.

»Nichts«, sagte er hilflos. »Ich schwöre Ihnen, Angelika - ihm *ist* nichts passiert. Es war eine häßliche Sache. Ein Selbstmord, wissen Sie. Jemand ist vom Balkon gesprungen, und Ihr Mann und ich standen praktisch daneben. Kein schöner Anblick. Aber Gerd ist nicht verletzt worden. Es kann sich nur um einen Irrtum handeln.«

»Aber wieso ist er dann verschwunden? Und wieso sagt mir niemand, wo er ist?«

»Das wissen wir nicht«, antwortete Sendig an Bremer's Stelle. »Bitte glauben Sie mir, Frau Hansen - Herr Bremer sagt die Wahrheit. Wahrscheinlich handelt es sich wirklich nur um einen Irrtum. Irgendeine dumme Verwechslung. Ich verspreche Ihnen, daß wir die Sache ganz schnell aufklären.« Er lächelte aufmunternd. »Wissen Sie was? Sie geben meinem Kollegen Ihre Telefonnummer, und wir rufen Sie so schnell wie möglich an. Wir finden schon raus, was da schiefgegangen ist. Wozu sind wir schließlich Polizisten?«

»Ich habe Hansens Nummer«, sagte Bremer. Auch er versuchte zu lächeln, aber es mißlang. Leise und sehr mitfühlend, allerdings wenig überzeugend fuhr er fort: »Keine

Sorge. Gehen Sie jetzt nach Hause, und versuchen Sie sich ein bißchen zu beruhigen. Wir melden uns bei Ihnen, sobald wir herausgefunden haben, was da schiefgegangen ist.«

Angelika nickte. Sie versucht tapfer zu sein, dachte Bremer, aber wahrscheinlich war ihr Vorrat an Tapferkeit aufgebraucht. Was um alles in der Welt ging hier vor?

»Danke«, sagte sie. »Und entschuldigen Sie noch einmal, daß ich Sie belästigt habe, aber ich wußte mir keinen anderen Rat.«

»Das ist völlig in Ordnung«, sagte Sendig. »Aber jetzt gehen Sie nach Hause. Sind Sie mit dem Wagen hier? Wenn ja, lassen Sie ihn besser stehen. In Ihrem Zustand sollten Sie nicht Auto fahren.« Er wartete Angelikas Antwort nicht ab, sondern gab dem Mann hinter der Glasscheibe einen Wink.

»Lassen Sie diese junge Frau nach Hause fahren.« Er wartete, bis Angelika gegangen war. Dann sah er Bremer sehr lange und sehr ernst an, und schließlich sagte er: »Ich denke, ich werde doch mehr als nur *ein* Telefonat führen müssen.«

16. Kapitel

Petri nahm die beiden Gläser, aus denen er und sein Vater zuvor getrunken hatten, und trug sie mit übertrieben langsam Bewegungen zur Bar. Ebenso langsam und umständlich füllte er das seines Vaters wieder auf, schenkte ein zweites ein und reichte es Mark.

»Danke«, sagte Mark. »Aber ich trinke keinen Alkohol.«

»Blödsinn«, erwiderte Petri. »Du bist alt genug, und es redet sich besser so. Außerdem ist es kein Alkohol, sondern Medizin, und die verordne ich dir jetzt.«

Mark griff widerwillig nach dem Glas, hielt es aber nur in der Hand. Er hatte nicht vor, zu trinken, aber Petris theatrales Gehabe beunruhigte ihn noch mehr. Es hatte keinen anderen Sinn als den, Zeit zu gewinnen. Warum?

»Wozu? Glauben Sie, daß ich es nötig habe?«

»Doktor, bitte«, sagte Marks Vater. »Ich glaube nicht —«

»Ich«, unterbrach ihn Petri mit einer Schärfe und Bestimmtheit, die Mark niemals an ihm vermutet hätte, »glaube, daß Sie schon viel zu lange gewartet haben. Wenn Sie schon nicht auf meinen freundschaftlichen Rat hören wollen, dann hören Sie auf meine Erfahrung als Arzt. Es gibt Dinge, die müssen sein, auch wenn sie weh tun. Sie werden nicht besser, wenn man nur lange genug wartet.«

Er wandte sich wieder an Mark. »Du haßt deinen Vater, nicht wahr? Weil du glaubst, daß er deine Mutter auf dem Gewissen hat.«

»War es denn nicht so?« fragte Mark.

»Nein«, sagte Petri. »Er kann nichts dafür. Er am allerwenigsten.«

»Ach«, sagte Mark. »Wieso?«

Petri zögerte. Man mußte nicht unbedingt telepathisch begabt sein, um zu erkennen, wie schwer es ihm fiel, weiterzusprechen. »Es ist... nicht seine Schuld«, sagte er zum wiederholten Mal. »Er hielt es nur für besser, dich in dem Glauben zu belassen, daß es so ist.«

»Wie bitte?« fragte Mark fassungslos. Er starrte seinen Vater an, aber der wich seinem Blick aus.

»Es war besser«, fuhr Petri fort. »Wenigstens für eine Weile. Aber ich denke, daß es jetzt an der Zeit ist, dir die Wahrheit zu erzählen.«

»Besser für wen?« fragte Mark. »Was soll das alles überhaupt?«

»Besser für dich«, sagte Petri. »Weißt du - manchmal ist es leichter, einen Schmerz zu ertragen, wenn jemand da ist, dem man die Schuld daran geben kann.«

»Und jetzt—«

»Jetzt«, unterbrach ihn Petri betont, »bist du alt genug, um die Wahrheit zu erfahren. Es ist schade, daß es so geschehen muß, aber wahrscheinlich geht es nicht anders.«

»Was muß ich erfahren?« fragte Mark. »Eine neue Lüge? Ich will sie nicht hören.«

Es war nicht Petri, der antwortete, sondern sein Vater. Er sah Mark noch immer nicht an, und er sprach sehr leise, mit einer Stimme, die Mark noch nie zuvor von ihm gehört hatte. Plötzlich klang er wie ein alter, schwacher Mann. »Die Wahrheit, Mark. Aber sie wird dir nicht gefallen.«

»Das glaube ich kaum«, antwortete Mark. »Ich glaube nicht, daß mir irgend etwas weniger gefällt als das, was ich bisher erlebt habe.«

Petri und sein Vater tauschten einen langen Blick, und diesmal war es Petri, der das Gespräch fortsetzte.

»Du warst zwölf Jahre alt, als du ins Internat gekommen bist, nicht wahr?« fragte er.

»Ja«, antwortete Mark. »Was soll diese Frage?«

»Und was war vorher?«

»Vorher?« Mark blickte verwirrt von seinem Vater zu Petri und wieder zurück. »Was soll das?«

»Ich frage dich, was vor deiner Zeit im Internat war«, beharrte Doktor Petri. »Du wolltest eine ganz normale Jugend - das hast du jedenfalls gerade selbst gesagt. Erzähl mir etwas davon. Von der Zeit vor deinem zwölften Geburtstag. Bevor du ins Internat gekommen bist.«

»Aber das ist doch lächerlich!« sagte Mark.

»Erzähl mir davon«, verlangte Petri. »Irgend etwas. Es ist gleich, was.«

»Aber was soll denn das?« schnappte Mark. »Das ist... idiotisch!«

»Vielleicht«, sagte Petri. »Möglicherweise bin ich nur ein alter Idiot, wer weiß? Trotzdem - erzähl mir irgend etwas. Du wirst dich doch erinnern. Du hast bestimmt Freunde gehabt, ein Lieblingsspielzeug, irgendeine Serie im Fernsehen, die du besonders gemocht hast... irgend etwas.«

»Was soll ich schon erzählen?« fragte Mark verwirrt. »Ich... ich war hier.« Plötzlich raste sein Herz wieder, und er schloß die Hände so fest um den Cognacschwenker, daß das Glas knackte, nur damit Petri und sein Vater nicht sahen, wie sie zitterten. Er begriff noch immer nicht, worauf Petri hinauswollte - aber das änderte nichts daran, daß ihn die Fragen des Arztes regelrecht in Panik versetzten. Stockend fuhr er fort: »Ich habe hier gelebt. Mit... mit meinem Vater und meiner Mutter und... und Marianne. Da gibt es nichts Besonderes zu erzählen.«

»In zwölf Jahren? Es ist nichts passiert, woran du dich erinnerst? Gar nichts? Das kann nicht dein Ernst sein.«

Mark starnte den Arzt an. Er wollte lachen, einfach hysterisch losschreien oder ihn anbrüllen, aber er konnte nichts von alledem. Seine Gedanken überschlugen sich schier. Das war lächerlich. Grotesk. Wieso sollte er sich nicht an seine Jugend erinnern können? Er hatte hier gelebt, mit seinen Eltern und Marianne, und er kannte jeden Quadratzentimeter dieses Hauses, jedes einzelne Möbelstück, jedes Buch auf den Regalen. Er erinnerte sich an sein Leben hier, die Schule, an Marianne's Essen und die Fernsehabende mit seiner Mutter, die Weihnachtsfeiern und seine Geburtstage.

Und sonst an nichts.

Es war nicht etwa so, daß seine Erinnerungen erst mit seinem Umzug ins Internat begannen und davor ein schwarzes Nichts gewesen wäre. Es war alles da - aber die Details fehlten. Es war, als wäre sein ganzes Leben in einem Buch niedergeschrieben worden, das er nur durchgeblättert, nicht aber wirklich gelesen hatte, so daß er zwar die Handlung, nicht

aber das eigentliche *Leben* zwischen den Zeilen mitbekommen hatte. Er *wollte* sich erinnern, mit aller Gewalt.

Aber er konnte es nicht.

Da *war* nichts, woran er sich erinnern konnte.

»Was... was bedeutet das?« fragte er stockend.

Petri atmete hörbar ein. »Weißt du, was man unter dem Wort Amnesie versteht? Sicher, du weißt es. Jedermann weiß so etwas heute.«

»Gedächtnisverlust«, antwortete Mark überflüssigerweise. Er versuchte zu lachen. »Wollen Sie mir gerade weismachen, daß ich unter einer Art Amnesie leide.«

»Einer ganz speziellen Art, ja«, bestätigte Petri. »Es gibt die verschiedensten Ursachen für einen Gedächtnisverlust, und er ist nicht immer total. Meistens verschwindet er nach ein paar Stunden oder allerhöchstens Tagen von selbst wieder. Aber manchmal dauert es auch Jahre, und manchmal kehren die Erinnerungen auch nie vollständig zurück.«

»Und manchmal hilft jemand nach«, fügte sein Vater ganz leise hinzu.

»Wie... bitte?« fragte Mark.

Er starnte abwechselnd seinen Vater und Petri an, bekam aber von keinem der beiden eine Antwort. Sein Vater blickte weiter starr ins Leere, während Petri jetzt noch betroffener aussah, irgendwie aber zugleich auch entschlossener, auf eine grimmige, ungute Art.

»Was soll das heißen?« fragte Mark.

Tief in ihm begann eine furchtbare Ahnung aufzukeimen - nein, keine *Ahnung*. Es war Wissen, klares, zweifelsfreies Wissen, das irgendwo in ihm vergraben war, unendlich tief und so sorgsam eingesperrt, daß er es selbst jetzt noch nicht wirklich erkennen konnte. Aber es war da. Eingesperrt, aber da. Nur war er mit einem Male gar nicht mehr sicher, ob er es wirklich befreien wollte. Was hatte Petri gesagt? *Die Wahrheit wird dir nicht gefallen?*

»Dein Vater sagt die Wahrheit«, sagte Petri schließlich. »Manchmal hilft jemand nach, um zu verhindern, daß die Amnesie zu schnell nachläßt.«

»Jemand?«

»Ich«, gestand Petri. »Ich war damals der Arzt, der die Diagnose gestellt hatte. Und ich habe auch dafür gesorgt, daß du dich nicht erinnerst, jedenfalls nicht gleich.« Er hob die Hand, als Mark widersprechen wollte. »Ich weiß, was du sagen willst, aber du irrst dich. Es gibt durchaus Mittel und Wege, ganz bestimmte Erinnerungen aus dem Gedächtnis eines Menschen zu löschen. Ziemlich einfache sogar. Man spricht nur nicht gerne darüber.«

»Erinnerungen *woran?*« bohrte Mark.

»An das, was damals geschehen ist«, antwortete sein Vater. Er atmete hörbar ein, setzte das leere Glas an die Lippen und senkte es wieder. Bevor er weitersprach, ging er zur Bar und füllte es erneut. Während der ganzen Zeit, und auch danach noch, sah er Mark nicht an.

»In einem Punkt hattest du recht, Mark«, sagte er leise. »Ich habe dich belogen. »Sowohl was deine Mutter als auch was Löbach angeht. Und den Namen.«

»Welchen Namen?«

»Azrael«, sagte sein Vater. »Ich weiß, was er bedeutet. Und du weißt es auch.« Er trank - nicht sehr viel -, drehte das Glas einige Sekunden lang mit kleinen, nervösen Bewegungen in den Fingern und wandte sich schließlich mit einem Ruck um. Jetzt sah er Mark doch an.

»Erzähl mir von deinem Traum«, verlangte er.

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, antwortete Mark. »Ein Alptraum. Wirres Zeug eben.«

Weder Petri noch sein Vater antworteten, aber allein ihr Schweigen machte Mark klar, wie wenig überzeugend seine Behauptung klang, nicht nach allem, was passiert war. Schließlich zuckte er mit den Schultern und begann mit leiser, schwankender Stimme zu erzählen. Er hatte sich vorgenommen, ganz ruhig zu bleiben, und während der ersten zwei oder drei Minuten gelang es ihm sogar. Aber nicht viel länger. Indem er über den Traum sprach, gab er ihm neue Substanz. Diesmal hörte er keinen Herzschlag oder sah Schatten und greifende Schemen. Trotzdem war der Schrecken da, allerdings auf eine völlig andere, neue Art. Es war ein Schrecken, der irgend etwas mit dem verborgenen Wissen in ihm zu tun

hatte, vielleicht der Schlüssel zu dem Kerker war, gegen dessen Wände es immer nachhaltiger hämmerte. Als er fertig war, hatte er kaum noch die Kraft, zu reden. Er zitterte am ganzen Leib.

»Das ist alles«, schloß er. »Wie gesagt - nur ein Alptraum.«

»Nein«, sagte sein Vater. »Das ist es nicht. Es gab diesen Raum, den du gesehen hast, Mark. Du warst da. Und die anderen auch.«

Das Glas zerbrach in Marks Händen. Die Scherben schnitten tief in sein Fleisch, aber er spürte weder den Schmerz noch das Blut, das plötzlich warm über seine Handgelenke lief und zu Boden tropfte. Er hätte nicht erschrecken dürfen, aber er tat es. Erst nach ein paar Sekunden machte er sich klar, daß er nicht über das erschrak, was sein Vater sagte - im Grunde hatte er die ganze Zeit über gewußt, daß sein Traum mehr als ein Traum war -, sondern weil diese Worte seine letzte Hoffnung zunichte machten, die Hoffnung nämlich, daß es *doch* nur eine Vision war. Petri bückte sich nach seiner Arzttasche, trat zu Mark, griff nach seiner Hand und begann mit geübten Bewegungen die beiden Schnittwunden zu versorgen, alles, ohne ein einziges Wort zu sagen.

»Welche anderen?« fragte Mark nach einiger Zeit.

»Claudia, Beate, Fred, Jennifer ...« Sein Vater machte eine vage Geste. »Ihre Namen spielen keine Rolle. Wenn du dich jetzt noch nicht an sie erinnerst, macht es nichts. Wer sie waren, ist gleich.«

Waren? Also stimmte auch dieses Detail - all diese bleichen Gestalten aus seinem Traum waren tot. Er war der einzige, der davongekommen war, und sie waren nun hier, um ihn zu holen.

»Und Azrael?«

»Nein. Azrael ist... kein Mensch. Vielleicht sollte ich besser sagen: kein *Jemand*. Sondern ein *Etwas*. Eine Droge, genauer gesagt.«

»Eine Droge?!« Mark fuhr zusammen, als Petri etwas mit seiner Hand tat, das ihm weitaus mehr Schmerz bereitete als die Schnitte. Er sah nicht einmal hin. »Willst du etwa behaupten, daß ich drogensüchtig war?«

»Ja«, antwortete sein Vater. »Du und die anderen und...« Er stockte einen winzigen Moment, in dem er Petri einen aufmerksamen und zugleich entschuldigenden Blick zuwarf. »Und Löbach.«

»Löbach?«

»Ja«, bestätigte sein Vater. »Ich habe es nicht gewußt - damals jedenfalls. Nicht, bis es zu spät war. Später hat er mir die ganze Geschichte gebeichtet, aber da war das Unglück bereits geschehen.«

»Welches Unglück?« fragte Mark. »Wovon zum Teufel sprichst du überhaupt? *Was ist damals passiert?!*«

»Ich muß ein wenig ausholen«, antwortete sein Vater. »Bitte hör mir einfach zu, Mark. Es... es fällt mir nicht leicht, die Geschichte zu erzählen. Nicht nach all der Zeit und vor allem nicht dir. Wenn du Fragen hast, beantworte ich sie dir hinterher, aber jetzt hör einfach zu, okay?«

»Okay«, murmelte Mark.

»Es begann neunzehnhundert...« Sein Vater dachte einen Moment konzentriert nach und zuckte dann mit den Achseln. »...Sechsundsechzig oder siebenundsechzig, so genau weiß ich das selbst nicht mehr. Es spielt auch keine Rolle. Auf dem Höhepunkt der Drogenbewegung jedenfalls. LSD war gerade groß in Mode, Haschisch etwas für Weichlinge, und Chemiestudenten bastelten an jeder Ecke an neuen Halluzinogenen.«

»Designerdrogen gibt es heute auch an jeder Ecke«, sagte Mark.

»Sicher. Aber für uns war es etwas Besonderes. Etwas Neues. Etwas Aufregendes, verstehst du? Natürlich erkannten wir auch die Gefahren, die davon ausgingen, aber wir spürten auch die Faszination. Weißt du, Mark, für euch heute sind Drogen etwas ganz Normales, aber damals war es... eine neue Welt. Der erste Schritt in eine völlig neue Dimension. Ein neues, aufregendes Land, das es zu entdecken und zu erforschen galt. Und vergiß nicht, daß wir auch beruflich damit zu tun hatten.«

»Wir?«

»Löbach und ich«, antwortete sein Vater. »Er war schon damals mein Chefchemiker. Und ein guter Freund. Wir haben

ein bißchen herumexperimentiert - dann und wann LSD eingeschüttet oder ein bißchen mit neuem Zeug rumexperimentiert.« Er lächelte, als er Marks ungläubige Blicke bemerkte. »Ich war auch einmal jung, weißt du. Aber weiter. Wie gesagt, wir haben es *dann und wann* getan, und wir haben ziemlich rasch auch wieder damit aufgehört. Ich jedenfalls.«

»Löbach nicht?«

»Damals dachte ich es,« antwortete sein Vater. »Die Wahrheit habe ich erst sehr viel später erfahren. Aber wir hatten nicht nur privat mit Drogen zu tun. Immerhin - ich besitze eine pharmazeutische Fabrik, und Drogen waren schon damals mein täglich Brot, sozusagen.«

»Und außerdem ist da eine Menge Geld drin,« sagte Mark böse.

»Eine gewaltige Menge Geld sogar,« bestätigte sein Vater ungerührt. »Und? Was spricht dagegen? Ich habe niemals versucht, auf illegale Weise damit Geld zu verdienen. Ganz im Gegenteil - Löbach und ich haben jahrelang an einem Projekt gearbeitet, das das Drogenproblem vielleicht mit einem Schlag erledigt hätte. Du kennst die Versuche, die heutzutage mit Methadon durchgeführt werden.«

»Eine Ersatzdroge, ja.«

»Ein alter Hut,« sagte sein Vater heftig. »Löbach und ich hatten die Idee schon vor beinahe dreißig Jahren. Nur hieß sie nicht Methadon, sondern AZRAEL. *Amphetamin Z 7 Reciprocal Ascarin Ethylmescalin Lophophinderivat.*«

Das Wortungeheuer ging ihm so flüssig von den Lippen, als hätte er es unzählige Male ausgesprochen, aber in Mark löste es ein Schaudern aus. Jetzt, wo er endlich wußte, was dieses Wort bedeutete, hätte es seinen Schrecken eigentlich verlieren müssen. Aber das genaue Gegenteil war der Fall. »Hattet ihr Erfolg?« fragte er.

»Nein. Wir sind gescheitert - jedenfalls zuerst. Es war ein neuer, aber wie sich herausstellte auch riskanter Gedanke. AZRAEL war keine einzelne psychogene Substanz, sondern eine Mischung aus verschiedenen Drogen, die in ihrer Gesamtheit die Wirkung jeder einzelnen Droge übertragen hätte - aber ohne süchtig zu machen. Das war die Idee. Wir haben

eine Menge Geld und sehr viel Zeit in dieses Projekt gesteckt, und ein paarmal glaubten wir wirklich, kurz vor dem Durchbruch zu stehen. Aber wir hatten nie wirklich Erfolg. Löbach und ich haben mehr als zehn Jahre daran gearbeitet, aber am Schluß haben wir aufgegeben.«

»Löbach offensichtlich nicht«, sagte Mark leise. Die Kerkertür in seinem Inneren begann sich zu öffnen. Er erinnerte sich noch immer nicht wirklich, aber er spürte ein positives Echo auf die Worte seines Vaters.

»Nein, Löbach nicht«, bestätigte sein Vater. »Er hat weitergemacht - ohne mein Wissen und auf eigene Kosten. Er hat mir niemals verraten, was er *wirklich* getan hat, auch später nicht, als alles herauskam. Um ehrlich zu sein - ich habe ihn nicht gefragt. Ich glaube, ich wollte es nicht wissen. Ich war viel zu schockiert damals. Aber er hat ganz offensichtlich weitergemacht und tatsächlich eine vollkommen neue Droge entwickelt. Aber sie hatte nichts mehr mit dem zu tun, was uns vorschwebte, als wir mit unserer Arbeit begannen.« Er lachte bitter. »Ist das nicht komisch? Ihr würdet so etwas heutzutage wahrscheinlich eine Designerdroge nennen - wir hatten es schon vor zwanzig Jahren. Wie gesagt, ich weiß keine Details, aber es muß ungefähr so gewesen sein: Er entwickelte AZRAEL tatsächlich, und er ging einen Schritt weiter, als ich es jemals getan hätte. Er experimentierte damit - zuerst an sich selbst, dann an anderen. Vornehmlich Kindern.«

»Kindern?!«

»Jugendlichen, wenn dir das Wort lieber ist«, sagte sein Vater. »Und an deiner Mutter.«

Mark setzte sich kerzengerade auf. »Das ist nicht wahr?«

»Ich fürchte, doch«, sagte Petri leise.

»Sie lügen!« fuhr ihn Mark an. »Meine Mutter hat niemals Drogen genommen!«

»Mark, bitte«, sagte sein Vater, aber Mark ließ ihn gar nicht zu Wort kommen, sondern schrie ihn erneut und noch lauter an: »Das ist nicht wahr!«

»Vielleicht ist es besser, wenn ich den Rest der Geschichte erzähle«, sagte Petri. »Ich habe vielleicht ein wenig mehr... Abstand.«

»Sie?!« fauchte Mark. »Ich dachte, Löbach und Sie wären gute Freunde gewesen?«

»Das waren wir auch, aber jemanden zu mögen bedeutet nicht, alles gutheißen zu müssen, was er tut. Was dein Vater erzählt, ist die Wahrheit, Mark. Deine Mutter war tablettenküstig, schon lange vor der Geschichte mit Löbach. Valium. Schlaftabletten, Schmerzmittel... du kennst das ja. Sie nahm alles, was sie bekommen konnte.«

»Von Ihnen, nehme ich an.«

»Von mir und von anderen«, bestätigte Petri ungerührt. »Ja. Als ich merkte, wie es um sie stand, habe ich ihr nichts mehr gegeben — aber vergiß nicht, welchen Beruf dein Vater hat. Es war eine Kleinigkeit für sie, an alles heranzukommen, was sie haben wollte. Auf diese Weise ist sie wahrscheinlich auch in Löbachs Drogengruppe hineingerutscht. Sie haben sich damals einmal die Woche getroffen, um gemeinsam auf einen Trip zu gehen. Du weißt, wo.«

»In... in einem alten Keller«, murmelte Mark. Die Tür öffnete sich weiter, und dahinter war etwas. Etwas Großes, Häßliches, das herauswollte.

»In der Fabrik deines Vaters, ja«, bestätigte Petri. »Wir haben das meiste erst später von der Polizei erfahren, aber es muß wohl so gewesen sein, daß sie sich mindestens zwei Jahre lang regelmäßig dort trafen. Die meisten waren nicht älter als du damals - elf, zwölf Jahre. Löbach war so eine Art Guru für sie, auch wenn das Wort damals noch nicht so in Mode war wie heute. Sie haben dieses AZRAEL gemeinsam eingenommen, und wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was Löbach uns später erzählt hat, dann muß es seine kühnsten Erwartungen noch übertroffen haben. Der perfekte Supertrip, ohne Nebenwirkungen und ohne Suchtgefahr.«

»Und was ist passiert?« fragte Mark. Warum fragte er überhaupt? Er wußte es. Er hatte es im Traum gesehen. Er hatte sie alle umgebracht.

»Das wissen wir nicht«, sagte Petri. »Nicht genau. Wir wissen auch nicht genau, wiedu in die Gruppe hineingekommen bist - vielleicht über deine Mutter oder über Löbachs Tochter. Du warst damals mit ihr befreundet, erinnerst du dich?«

Mark schüttelte den Kopf. Diese Information wurde von der lautlosen Stimme in seinem Inneren nicht bestätigt.

»Irgend etwas ist passiert«, fuhr Petri fort. »Etwas Entsetzliches. Ich vermute, irgendeine Nebenwirkung AZRAELs, mit der Löbach nicht gerechnet hat. Alles, was wir wissen, ist, daß es zu einer Katastrophe kam. Von den dreizehn Mitgliedern der Gruppe waren vier tot, und sechs weitere trugen irreparablen geistigen Schäden davon.«

»Und die drei anderen?« fragte Mark.

»Einer war Löbach selbst«, antwortete Petri. »Die beiden anderen du und deine Mutter. Du hattest einen Schock und schwere Vergiftungserscheinungen, aber irgendwie hast du es verkraftet. Vielleicht, weil du noch nicht lange genug dabei warst.«

»Nur meine Mutter und ich sind davongekommen?« fragte Mark. »Was für ein Zufall.«

»Keineswegs«, antwortete Petri. »Allerhöchstens insofern, daß *ich* als erster Arzt bei euch war - weil dein Vater mich gerufen hat. Natürlich habe ich mich zuerst um dich und deine Mutter gekümmert, und dann um die anderen. Vielleicht war es das. Du hast es jedenfalls überstanden. Deine Mutter hatte weniger Glück.«

»Wieso?«

»Weil sie sich an alles erinnerte, Mark«, antwortete sein Vater. »Sie ist nie damit fertig geworden. Sie hat die Wirkung des AZRAEL überstanden, aber sie ist an dem zerbrochen, was sie getan hat.«

»Das... das ist nicht wahr«, stammelte Mark. »Ich glaube dir nicht. Du lügst. Ihr lügt beide!«

»Nein, Mark, das tun wir nicht«, sagte Petri. »Und du weißt es. Vielleicht noch nicht jetzt, aber bald. Du wirst dich erinnern. Jetzt, wo du einmal weißt, was wirklich geschehen ist, werden deine Erinnerungen zurückkommen. Wahrscheinlich ziemlich schnell. Ich hoffe, du wirst damit fertig.«

»Ihr lügt!« schrie Mark erneut. »Das ist alles nicht wahr! Ich glaube euch nicht! Löbach war bis gestern noch auf freiem Fuß! Er war—«

»Er ist nie verhaftet worden«, unterbrach ihn sein Vater sanft.

»Und das soll ich glauben?« Mark lachte böse. »Vier Tote und sechs andere so gut wie tot, und Löbach soll nicht belangt worden sein? Wem willst du das erzählen?«

»Die Polizei hat niemals herausgefunden, daß er hinter der Sache gesteckt hat«, sagte sein Vater. »Offiziell war es einfach ein Drogenunfall. Eine Gruppe Jugendlicher, die mit dem Feuer gespielt und sich dabei verbrannt hat. Löbachs Name ist nicht einmal gefallen. Er war nie in Verdacht.«

Mark starrte seinen Vater an. Er wußte genau, was seine Worte wirklich bedeuteten, aber er weigerte sich einfach, es zu glauben. Nicht einmal sein Vater würde *das* tun.

»Weil du ihn gedeckt hast«, flüsterte er.

Sein Vater schwieg.

»Warum? Aus *Freundschaft*?« So, wie er das Wort aussprach, hörte es sich an wie ein Fluch. Petri fuhr sichtbar zusammen, aber das Gesicht seines Vaters blieb starr.

»Nein«, sagte er mit leiser, ausdrucksloser Stimme. »Ich hätte ihn umgebracht, Mark. Wenn Petri mich nicht zurückgehalten hätte, hätte ich ihn damals getötet. Ich habe ihn gedeckt, um *dich* zu schützen. Dich und deine Mutter.«

»Oh ja, und Löbach gleich mit«, sagte Mark höhnisch. »Den Mann, der uns das alles angetan hat - wenn es die Wahrheit ist.«

»Wir hatten keine Zeit, um nachzudenken«, sagte sein Vater. »Die Polizei war bereits auf dem Weg. Wir haben deine Mutter und dich weggebracht, und Löbach auch. Was hätten wir tun sollen? Wenn die Polizei Löbach verhört hätte, wäre alles herausgekommen. Wir hatten keine Wahl!«

»Ich verstehe«, sagte Mark düster. Er starnte den Arzt an, und sein Blick mußte regelrecht haßerfüllt sein, denn Petri wlich instinkтив einen halben Schritt vor ihm zurück. »Deshalb sind die anderen nicht durchgekommen, nicht? Nicht, weil Sie uns *als erste* behandelt haben, Doktor, sondern weil Sie uns *als einzige* behandelt haben. Ihr habt meine Mutter und Löbach und mich weggebracht und die anderen einfach verrecken lassen!«

»So war es nicht«, sagte sein Vater scharf. »Der Doktor hat getan, was in seiner Macht stand, aber es war zu spät.«

»Zu spät für wen?!« fragte Mark. »Für dich? Worum hattest du Angst? Um mich und Mutter oder um deinen guten Ruf? Du wolltest uns schützen, wie? Und du hast keine Sekunde lang daran gedacht, daß es deiner *Firma* schaden könnte, wenn die Geschichte herauskäme?«

Sein Vater sagte nichts, aber er sah plötzlich sehr betroffen aus. Der Schmerz, der bisher nur in seinem Blick gewesen war, breitete sich auf seinem ganzen Gesicht aus, wie ein Tintenfleck in einem Blatt Papier. Es war, als altere er vor Marks Augen in wenigen Sekunden um ein Jahrzehnt. Schließlich drehte er sich wortlos herum, stellte sein Glas auf den Tisch und verließ mit langsamem Schritten die Bibliothek.

»Das war sehr grausam von dir, Mark«, sagte Petri leise. »Und ungerecht.«

»*Ungerecht?*!« Mark schrie das Wort beinahe. »Sie wissen ja nicht, was Sie da reden, Doktor.«

»Dein Vater trägt keine Schuld an dem, was passiert ist.« Petri fuhr sich mit beiden Händen durch das Gesicht. Er sah sehr müde aus. »Vielleicht hast du sogar recht, und wir hätten all das nicht tun dürfen, Mark. Aber wir wollten dich nur schützen. Dich und deine Mutter. Dein Vater hat sie sehr geliebt, Mark. Er tut es noch heute.«

»Mein Vater weiß nicht einmal, was das Wort *Liebe* bedeutet«, sagte Mark bitter.

Petri seufzte. »Mark, du -«

»Lassen Sie mich in Ruhe!« fiel ihm Mark ins Wort. »Bitte, Doktor Petri — ich habe genug gehört. Mehr, als ich wollte.«

»Aber du hast anscheinend nicht -«

Petri hatte anscheinend nicht begriffen, wie es in Mark wirklich aussah. Aber seine Kraft war aufgebraucht. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, und er wollte es auch gar nicht mehr. In seinem Kopf kreiste ein außer Kontrolle geratenes Kaleidoskop aus Bildern, Worten, Erinnerungen und Gefühlen, und nichts von alledem war positiv. Er wollte schreien, irgend etwas packen und zerschlagen, *irgend etwas tun*, nur nicht mehr dasitzen und sich diesem schrecklichen

Wissen stellen, daß Petri und sein Vater die Wahrheit gesagt hatten. Ohne Vorwarnung sprang er auf und riß den Arm in die Höhe, wie um Petri tatsächlich zu schlagen.

Aber er tat es nicht. Petri prallte zurück und starre ihn entsetzt an, aber Mark stand einfach sekundenlang da, zitternd, mit erhobenem Arm und verzerrtem Gesicht, ehe er auf dem Absatz herumwirbelte und aus dem Haus lief, so schnell er konnte.

17. Kapitel

Sie hatten ihm seine Uhr weggenommen, so daß er nicht sagen konnte, wie lange er schon hier war - was immer *Hier* auch bedeuten mochte. Er wußte nicht, wo er war, und er erinnerte sich nicht einmal *wirklich*, wie er hierhergekommen war. Er erinnerte sich vage an ein Zimmer, in dem er aufgewacht war, nachdem die Wirkung der Spritze nachließ, die ihm der Arzt im Krankenwagen gegeben hatte, aber es war nicht dieses Zimmer gewesen. Dieses andere Zimmer hatte Fenster gehabt und eine Klingel, die er betätigen und damit nach der Schwester rufen konnte.

Das Zimmer, in dem er sich jetzt befand, hatte keine Fenster. Und es hatte auch keine Klingel, ebensowenig wie einen Schrank, eine Waschgelegenheit oder wenigstens eine Toilette. Der Raum war sehr klein und enthielt nichts als das breite, aber trotzdem unbequeme Bett, auf dem er lag, und eine wuchtige Tür, der man trotz der neutralen weißen Lackierung ansah, daß sie aus massivem Stahl gemacht war, schwer genug, jedem Tresor Ehre zu machen. Oh ja, und noch etwas: Unmittelbar über dieser Tür war ein glänzendes rundes Glasauge, das ihn beständig anstarnte. Das Objektiv einer Videokamera. Wenn er hier in einem Krankenhaus war, dann in dem sonderbarsten, von dem er jemals gehört hatte.

Aber Hansen glaubte nicht, daß es sich um ein Krankenhaus handelte. Er war mit einem Krankenwagen hergebracht worden - wenigstens vermutete er das -, und die wenigen Menschen, die er bisher zu Gesicht bekommen hatte, trugen ausnahmslos weiße Kleidung und helle Turnschuhe; außerdem hatten sie eine unangenehme Vorliebe für Spritzen, von denen sie ihm schon eine ganze Anzahl verabreicht hatten, ohne daß sich irgend jemand die Mühe machte, ihm etwa zu sagen, *was* sie ihm da spritzten. Er hatte ein paarmal gefragt, aber keine Antwort bekommen. Eigentlich hatte bisher noch niemand wirklich mit ihm gesprochen - wenn man unter *gesprochen* nicht verstand, daß nur einer der Gesprächspartner

redete und der andere schwieg oder Fragen beantwortete, die er gar nicht gestellt hatte.

In diesem Punkt war er allerdings nicht ganz sicher. Seine Erinnerungen spielten ihm einen Streich - nicht nur, was den Weg hierher anging, sondern auch die Zeit danach. Er hatte das *Gefühl*, daß es mehrere Stunden gewesen sein mußten, war aber nicht sicher. Vielleicht lag es an den Spritzen, vielleicht an dem, was in der vergangenen Nacht geschehen war - auch daran erinnerte er sich nur unscharf, weniger wie an etwas Selbsterlebtes, das erst ein paar Stunden zurücklag, sondern wie an einen Film, den er vor vielen Jahren einmal gesehen und schon zum Großteil wieder vergessen hatte -, aber seine Gedanken verwirrten sich immer wieder. Dreimal war er allein hochgeschreckt und hatte sich gefragt, wo er überhaupt war, und einmal gar, *wer* er war. Seine Erinnerungen setzten immer gleich darauf wieder ein, aber vielleicht war das gerade das Schlimme: Er war sich der Tatsache bewußt, daß er Blackouts hatte, und daß sie immer schneller kamen und immer länger dauerten. *Was in Gottes Namen geschah mit ihm?*

Hansen richtete sich auf dem Bett auf. Die Bewegung verlangte große Kraft von ihm und noch mehr Konzentration. Nicht nur sein Erinnerungsvermögen hatte gelitten, er fühlte sich auch körperlich schlecht - so schwach wie ein Baby und schwindelig. Sein rechter Arm war taub von den vielen Spritzen, die er bekommen hatte, und als er versuchte, sich weiter aufzusetzen und die Beine vom Bett zu schwingen, hätte er es fast nicht geschafft. Um ein Haar wäre er nach vorne gekippt und hätte kaum die Kraft gehabt, sich zu halten.

Er stöhnte leise. In einer kraftlosen Bewegung sank er nach vorn, stützte die Ellbogen auf die Knie und verbarg das Gesicht in beiden Händen. Das Schwindelgefühl zwischen seinen Schläfen war jetzt so schlimm, daß er es nicht wagte, die Augen zu öffnen, aus Angst, daß ihm übel werden konnte.

Wo war er hier? Was hatten sie nur mit ihm getan?

Es war einer seiner lichten Momente, wie ihm mit grausamer Deutlichkeit bewußt wurde. Nicht der erste. Und es war auch nicht das erste Mal, daß er sich genau diese Frage stellte

und vielleicht sogar eine Antwort darauf gefunden hatte, aber er hatte sie ebenso vergessen wie die davor und die vor ihr, und die davor.

Plötzlich hatte er Angst. Eine Angst, die in Bruchteilen von Sekunden beinahe zur Panik wurde und ihn hätte aufschreien lassen, hätte er nur die Kraft dafür gehabt. Hansen war kein Feigling; eigentlich hatte er das Gefühl der Angst nur sehr selten kennengelernt und niemals in dieser Ausprägung. Aber natürlich gab es auch in seinem Leben etwas, das er fürchtete, vor dem er mehr Angst hatte als vor allem anderen - wie bei jedem Menschen. Bei Hansen war es die Angst, wahnsinnig zu werden.

Sie war nicht unbegründet. Er selbst hatte niemals an seiner geistigen Gesundheit zweifeln müssen, aber er hatte einen Bruder gehabt - er war vier Jahre älter gewesen als er und im vergangenen Jahr (endlich) gestorben -, der geistig zurückgeblieben war. Hansen war zusammen mit einem Bruder aufgewachsen, der stets größer und sehr viel kräftiger als er gewesen war, für eine Weile älter, für eine kurze Weile ebenso alt wie er und für lange, qualvolle Jahre jünger; ein fünfjähriges Kind im Körper eines Mannes, das niemals richtig gelernt hatte zu denken, sich zu artikulieren und sich zu bewegen, und ein durch und durch böses Kind noch dazu. Hansen hatte notgedrungen viel über geistige Behinderungen gelernt, und ihm war nicht verborgen geblieben, daß die meisten Schwachsinnigen erstaunlich friedfertig waren; wenigstens die, die man frei herumlaufen ließ. Sein Bruder nicht. Er war nicht direkt gefährlich; nicht so, daß es einen Grund gegeben hätte, ihn einzusperren oder unter irgendeine besondere Aufsicht zu stellen, aber er machte Hansen und seiner ganzen Familie das Leben zur Hölle. Die vierundzwanzig Jahre, die er alt geworden war, hatten das Leben seiner Eltern zerstört und das seines jüngeren Bruders zu einer Qual gemacht. Als er schließlich gestorben war, hatte die ganze Familie aufgeatmet - und in Hansen war die tiefverwurzelte, unauslösliche Angst zurückgeblieben, eines Tages genauso zu werden.

Vielleicht war es mehr als bloße Furcht gewesen. Vielleicht eine Ahnung, vielleicht hatte er instinkтив gespürt, daß das

gleiche, grausame Etwas, das den Geist seines Bruders zerstört hatte, auch schon in ihm war: ein unsichtbares Krebsgeschwür, das lautlos und im verborgenen wucherte und auf den Moment wartete, auszubrechen.

War es jetzt soweit? War das der Grund, weshalb er hier war? Weshalb dieses Krankenhaus keinem Krankenhaus ähnelte, das er je gesehen hatte, weil es kein Kranken-, sondern ein Irrenhaus war?

Hansen spürte, daß er dabei war, sich selbst in eine Furcht hineinzusteigern, der er vielleicht nicht mehr würde Herr werden können, und zwang sich mit einer gewaltigen Anstrengung, den Gedankengang abzubrechen. Er nahm die Hände herunter, hob den Kopf und öffnete mit einem Ruck die Augen. Wie er erwartet hatte, wurde ihm schwindelig, aber nicht so schlimm, wie er gefürchtet hatte. Für einen Moment schwankte das kleine, fensterlose Zimmer vor seinen Augen auf und ab, aber er brachte den Effekt mit einer bewußten Anstrengung zum Erliegen. Er wußte nicht, wo er war, aber eines konnte er mit großer Sicherheit sagen: Dies war *keine* Irrenanstalt. Die berühmte Gummizelle - deren Wände übrigens in den seltensten Fällen tatsächlich aus Gummi bestanden - sah anders aus. Sie hatte zum Beispiel keine Tresortür, und es gab auch kein Videoauge in der Wand, das jede Bewegung ihres Insassen mißtrauisch überwachte. Wo also war er?

Vielelleicht lag die Antwort auf diese Fragen in den Ereignissen der vergangenen Nacht. Hansen hatte immer noch Schwierigkeiten, sich zu erinnern, aber nun versuchte er das Problem mit Logik anzugehen. Eine der ersten Lektionen, die er während seiner Ausbildung zum Polizeibeamten gelernt hatte, beinhaltete, daß es zwar richtig war, ein Problem in seiner Gesamtheit zu betrachten, der genau entgegengesetzte Weg aber ebenso zum Erfolg führen konnte: den Blick auf die Details zu lenken und jedes einzelne sorgsam zu prüfen. Er war mit Bremer auf Streife gewesen, und ihre Schicht war schon beinahe vorüber. Er erinnerte sich, sehr müde gewesen zu sein und alles andere als begeistert, als der Einsatzbefehl über Funk kam. Es ging um einen...

An diesem Punkt setzten seine Erinnerungen aus. Er... glaubte, daß es um einen Selbstmörder gegangen war, war aber nicht sicher. Irgend etwas war danach geschehen. In seinem Kopf waren ein paar zusammenhanglose Bilder: ein Hochhaus, Menschen, die zusammengelaufen waren und die Köpfe in den Nacken legten, eine winzige weiße Gestalt, die mit weit ausgebreiteten Armen wie ein bleicher Vogel ohne Schwingen hoch durch die Luft flog, dann ein Schrei und ein dumpfer Aufprall; irgend etwas hatte ihn getroffen, danach kam wieder eine Lücke, die mit vagen, aber zusammenhanglosen Bildern und Empfindungen gefüllt war. Dann der Krankenwagen. Er hatte nicht gewollt, daß man ihn hineinlegte, sich zugleich aber auch nicht wirklich dagegen wehren wollen. Wieder eine Lücke: ein Blackout, das diesmal seine Erinnerungen betraf und total war. Das nächste, woran er sich erinnerte - daran aber sehr klar -, war das Krankenhaus gewesen, in dem er das erste Mal aufgewacht war. Anders als dies ein ganz normales Krankenhaus mit einem ganz normalen Bett und ganz normalem Personal. Eine Schwester war gekommen und hatte ihm zu trinken gebracht, und danach...

Ja, danach hatte er verlangt, mit seiner Frau telefonieren zu dürfen. Er kannte die Vorschriften. Sicherlich hatte man Angelika längst darüber informiert, daß er einen Unfall (Unfall?) gehabt hatte und ins Krankenhaus gebracht worden war, und sie würde sich Sorgen machen. Er mußte anrufen und sie beruhigen. Aber statt eines Telefons war ein Arzt in seinem Zimmer erschienen, und statt ihn zu entlassen, hatte er ihm mitgeteilt, daß noch einige Untersuchungen nötig seien. Er hatte nicht protestiert. Eine weitere Lektion, die er schon sehr früh gelernt hatte, war, daß es keinen Sinn hatte, sich mit Ärzten zu streiten. Sie hatten meistens recht, und wenn schon nicht das, waren sie doch fast immer in der stärkeren Position. Er hatte nicht einmal gefragt, welche Untersuchungen und warum, sondern sich in sein Schicksal gefügt und nur darum gebeten, daß man seine Frau benachrichtigte und ihr mitteilte, wo er war und daß ihm nichts Ernstes fehlte. Danach hatte der Arzt ihm eine Spritze gegeben, und er war eingeschlafen.

Das Mittel hatte nicht richtig gewirkt, oder etwas in ihm hatte sich gegen seine Wirkung gewehrt, denn er war schon nach kurzem wieder aufgewacht und hatte sich in einem Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen befunden. Sein Bewußtsein war ständig von der einen Seite der Grenze auf die andere hinüber und wieder zurück geglitten, so daß er in Bruchstücken mitbekommen hatte, daß man ihn aus dem Zimmer und einige Augenblicke später in einen Krankenwagen brachte, der ohne Blaulicht und Sirene, aber trotzdem sehr schnell losgefahren war. Da hatte er das erste Mal Angst bekommen. Er war nicht verletzt, er hatte keine Schmerzen, Und mit Ausnahme seiner Benommenheit - die mit großer Wahrscheinlichkeit an der Spritze lag, die er bekommen hatte - fühlte er sich gut. Aber warum brachte man ihn dann weg? Und wohin?

Seitdem war er hier, in diesem unheimlichen Zimmer. Ein paarmal waren Männer in weißen Hosen und kurzärmeligen weißen Jacken gekommen, um nach ihm zu sehen oder eine Nadel in seinen Arm zu stechen, und das war alles, was er wußte.

Hansen richtete sich weiter auf und atmete ein paarmal bewußt tief ein und aus, um das leise Gefühl der Übelkeit zu bekämpfen, das sich in seinem Magen ausgebreitet hatte. Sein Blick suchte das starre Kameraauge über der Tür und fixierte es lange genug, damit er sicher war, daß, wer immer den dazugehörigen Monitor auf der anderen Seite beobachtete, es auch bemerkt hatte.

»Ich will mit einem Arzt sprechen«, sagte er, nicht sehr laut, aber mit schon fast überdeutlicher Betonung und allem Nachdruck, den er in die Worte legen konnte. »Hören Sie? Ich verlange, sofort mit jemandem zu reden, der mir sagt, was hier los ist.«

Natürlich bekam er keine Antwort. Er konnte nirgendwo einen Lautsprecher entdecken, aber wahrscheinlich hätte er auch keine bekommen, hätte es einen gegeben. Es spielte keine Rolle. Seine Worte waren mit Sicherheit gehört worden. Wer immer sich solche Mühe mit ihm gab, würde die Videokamera dort über der Tür nicht ausgeschaltet lassen. Und bei

allen Ängsten, die ihn peinigten, hatte er doch immer noch Vertrauen in die Wissenschaft und die Ärzte. Er war zornig, daß ihm niemand etwas gesagt hatte, daß man ihm Spritzen gab, ohne ihm zu erklären, warum, und ihm ein einfaches Telefongespräch mit seiner Frau verweigerte, aber er unterstellt ihnen -wer immer sie waren - trotzdem noch immer die besten Absichten. Beschweren konnte er sich später, und das würde er auch hin, aber jetzt galt es erst einmal, sich über seine Situation Klarheit zu verschaffen.

Zeit verstrich. Hansen blieb aufrecht und reglos auf der Bettkante sitzen und bemühte sich auch, seine Hände und sein Gesicht unter Kontrolle zu halten, denn ihm war klar, daß er beobachtet wurde. Er versuchte, das Verstreichen der Zeit zu schätzen, dann begann er zu zählen: in einem langsamem, gleichmäßigen Rhythmus, der sich am Takt seiner Herzschläge orientierte. Zuerst bis hundert, dann bis fünfhundert.

Niemand kam.

Dafür kehrte die Furcht zurück. Er hatte plötzlich einen absurden, aber gräßlichen Gedanken: Was, wenn er all das nicht wirklich erlebte? Was, wenn er nur *glaubte*, es zu erleben? Wenn er niemals in dieses seltsame Zimmer gekommen war, sondern noch immer im Krankenhaus lag, angeschlossen an eine Unzahl durchsichtiger Schläuche und bunter Drähte, in denen er sich verfangen hatte wie in dem verchromten Netz einer riesigen stählernen Spinne, deren Opfer er geworden war - und die es nicht auf sein Heisch, sondern auf seinen Geist abgesehen hatte? Was, wenn er -

Es hatte schon einmal geholfen, und er versuchte auch jetzt, den Gedanken mit einer bewußten Anstrengung abzubrechen. Die Angst blieb. Die Stimme der Logik war zu dünn und hatte nicht die richtigen Argumente, das böse Flüstern in seinem Kopf zum Verstummen zu bringen. Es wurde etwas leiser, aber es war noch da und gewann mit jedem Moment an Eindringlichkeit und Überzeugungskraft. Stöhnend schloß Hansen die Augen und preßte die Lider so fest zusammen, daß weiße Lichtblitze vor seinen Augen tanzten. Er schloß die Hände, ballte sie zu Fäusten und grub ganz bewußt die Fingernägel tief in sein eigenes Fleisch. Der Schmerz war wie ein

dünner, heißer Draht, der in seine Hände schnitt, aber er lockerte seinen Griff nicht, sondern wandte im Gegenteil noch mehr Kraft auf. Schmerz - körperlicher Schmerz - war etwas Reales, ein Teil der Welt, in der er lebte und *bleiben* wollte, und er war nicht sein Feind, sondern die Rettungsleine, nach der er mit verzweifelter Kraft griff, um sich daran festzuklammern und nicht vollends hineingerissen zu werden in den Strudel aus Angst und Wahnsinn, auf den er immer schneller und schneller zutrieb.

Es half. Die Furcht verebbte ganz langsam. Der Sog wurde schwächer, er spürte, wie warmes Blut über seine Hände lief und zu Boden tropfte, aber es war ein köstliches Gefühl, ein Gefühl, das ihm bewies, daß er noch lebte und sich noch immer in einer Welt realer Dinge befand. Nicht in jenem unsichtbaren Gefängnis aus Infantilität und Irrsinn, das den Geist seines Bruders verschlungen hatte.

Als er die Augen öffnete, war er nicht mehr allein.

Er hatte nicht gehört, daß die Tür aufgegangen war, aber sie mußte es wohl, denn vor ihm stand ein sehr großer, schlanker Mann mit grauem Haar, einem asketischen Gesicht und der hier allgemein üblichen Kleidung: weiße Hosen, weißes Hemd und darüber ein weißer Kittel. Aber er war kein Pfleger, sondern Arzt. Hansen hätte das kleine Namensschildchen an seinem Kittel gar nicht sehen müssen, um das zu wissen. Er war in seinem Leben genug Ärzten begegnet, um sie sofort zu erkennen.

»Gott sei Dank«, murmelte er erleichtert. »Endlich. Ich dachte schon, es kommt überhaupt niemand mehr.«

Der Grauhaarige lächelte. Auch dieses Lächeln kannte Hansen zur Genüge. Er hatte es so oft gesehen, wenn er seinen Bruder und seine Mutter zum Arzt begleitete - ein Lächeln, das nichts bedeutete und allenfalls die eigene Unsicherheit verbarg.

»Wie ich sehe, geht es Ihnen endlich besser«, sagte der Arzt.
»Wie fühlen Sie sich?«

»Nicht besonders gut«, gestand Hansen. »Mir ist schwindelig, und ich fühle mich sehr schwach. Was ist passiert? Wo bin ich?«

»Im Krankenhaus«, erwiederte der andere. »Aber das wissen Sie sicher selbst. Sie sind in guten Händen, keine Sorge, Ihnen wird nichts geschehen.«

Allein der Umstand, daß er diese Versicherung für nötig hielt, beunruhigte Hansen schon wieder. »Was ist passiert?« fragte er. »Hatte ich einen Unfall?«

Der Arzt hob abwehrend die Hand. »Ich bin hier, um Ihnen alles zu erklären«, sagte er. »Ich bin Dr. Artner, der Leiter dieser Klinik, und ich nehme an, Sie haben tausend Fragen.«

»Vor allem möchte ich mit meiner Frau sprechen«, antwortete Hansen. Er kannte auch die Art Armers zu reden zur Genüge. So wie sein Lächeln bedeutete sie nichts. Er würde antworten, aber es würden wahrscheinlich Antworten sein, die keine waren.

»Ihr Frau wurde benachrichtigt«, sagte Artner, »machen Sie sich keine Sorgen. Sie weiß, daß es Ihnen gutgeht, wahrscheinlich besser, als Sie selbst.«

»Bestimmt sogar«, sagte Hansen und bekam einen Begleiter: Zorn.

»Bitte, Herr Doktor«, fuhr er in unhörbar schärferem, aber auch entschlossenem Tonfall fort, »ich möchte jetzt wissen, was überhaupt passiert ist.«

»Sie erinnern sich nicht?« fragte Artner.

»Nein«, erwiederte Hansen. »Dann würde ich kaum fragen, oder?«

Armer seufzte und schien einen Moment intensiv nachzudenken, wie er antworten sollte. »Nun gut«, sagte er schließlich. »Ich denke, wir sollten uns wirklich unterhalten.«

»Das glaube ich auch«, antwortete Hansen, noch immer im gleichen, hörbar aggressiven Ton. »Es sei denn, Sie legen Wert darauf, daß ich jetzt aufstehe und hier herausspaziere.« Er deutete auf die Tür.

Armer machte sich nicht einmal die Mühe, seiner Geste zu folgen. Er sah ihn nur an. »Also gut«, sagte er. »Reden wir. Aber nicht über Sie.«

»Worüber sonst?«

»Oh, da fallen mir auf Anhieb eine Menge interessanter Themen ein«, sagte Artner. Etwas in seinem Lächeln verän-

derte sich. Hansen hätte nicht sagen können, was, aber was immer es auch war - es beunruhigte ihn.

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel Ihr Bruder«, antwortete Armer.

Hansen erstarrte. *Sein Bruder?* Was um alles in der Welt -

»Er war schwachsinnig, nicht wahr? Ich meine: total verrückt, zurückgeblieben, ein Idiot.«

»Was hat das ... mit mir zu tun?« fragte Hansen stockend. Seine Hände zitterten plötzlich. Er sah an sich herab und stellte fest, daß sie nicht mehr bluteten. Das konnten sie auch nicht. Die winzigen sichelförmigen Wunden, die seine Fingernägel vorhin in seine Haut gegraben hatten, waren nicht mehr da.

»Nichts«, antwortete Artner. »Ich dachte nur, es wäre ein interessantes Thema. Eines, über das Sie gerne reden würden.«

»Wie... wie kommen Sie darauf?« murmelte Hansen. Jede Schärfe und jede Sicherheit waren aus seiner Stimme verschwunden. Sie zitterte jetzt ebenso heftig wie seine Hände, und er spürte, wie sich hinter seiner Stirn etwas Dunkles, Großes, Körperloses zu drehen begann.

»Stimmt das etwa nicht?« wollte Armer wissen, »Sie denken doch oft an Ihren Bruder zurück, nicht? Wie hieß er doch gleich? Gerd?«

»Fred«, antwortete Hansen.

»Fred, so.« Artner nickte ein paarmal. »Ein passender Name für einen Schwachsinnigen. Obwohl Gerd eigentlich auch paßt - aber das ist Ihr Vorname, nicht wahr?«

Hansen starnte ihn an. Er antwortete nicht mehr. Er hätte es gar nicht gekonnt, denn seine Kehle war zugeschnürt. Sein Herz schlug ganz langsam, aber sehr schwer.

»Aber keine Angst, Gerd«, fuhr Artner fort. »Ich bin nicht gekommen, um Ihnen schonend beizubringen, daß Sie verrückt geworden sind. Das sind Sie nicht.« Er lachte. »Jedenfalls nicht verrückter als die meisten dort draußen, die sich für normal halten.«

»Was... was soll das?« krächzte Hansen. »Ich versteh nicht, was...«

»Na ja, das können Sie vermutlich auch nicht«, unterbrach ihn Artner. »Schließlich bin ich ja hier, um Ihnen alles zu erklären. Das ist meine Aufgabe, wissen Sie? Erklären und beruhigen - auch wenn es manchmal gar nichts zu erklären gibt und schon gar nichts zu beruhigen. Ich meine, sehen Sie mich an, ich bin der Leiter dieser Klinik. Das alles hier gehört mir. Zwanzig Ärzte, an die hundert Pfleger und Schwestern und Technik im Wert von etlichen zig Millionen - und was habe ich davon? Nichts.«

»Bitte, Dr. Artner«, sagte Hansen mit letzter Kraft. »Was immer Sie mir sagen wollen, sagen Sie es. Erklären Sie mir, was mit mir geschieht.«

»Aber das versuche ich ja gerade«, antwortete Artner in einem Ton resignierender Geduld. »Es hat überhaupt keinen Sinn, sich -gegen das Schicksal aufzulehnen, wissen Sie? Früher habe ich das einmal geglaubt, aber es stimmt nicht. Wir können tun, was wir wollen, am Ende ist es stärker.« Er zog einen Schmollmund. »Schauen Sie mich an! Dieser ganze Laden hier hört auf mein Kommando, und was habe ich davon? Ich bin tot!«

Hansen riß ungläublich die Augen auf. »Wie?«

»Ja, ja«, sagte Artner. »Ich bin tot. Sehen Sie!« Er griff in die rechte Tasche seines Kittels, zog ein Skalpell heraus und führte es mit einer langsamen, sehr präzisen Bewegung über seine linke Wange. Das Fleisch klaffte auf und fiel herunter wie ein Stück losgerissener Tapete, und darunter kamen der blanke Knochen und rote Muskel- und Sehnenstränge zum Vorschein. Als er weitersprach, konnte Hansen sehen, wie sich die Zunge in seinem Mund bewegte wie ein kleiner fleischiger Wurm, der vergebens gegen die Stäbe eines Elfenbeinkäfigs anrannte.

»Hoppla«, sagte Artner. »Das war vielleicht etwas übertrieben. Aber so ist das: Man wird leicht unachtsam, wenn man keine Schmerzen mehr fürchten muß.« Er entledigte sich des Skalpells, indem er es sich wuchtig in den linken Unterarm stieß, griff mit der freigewordenen Hand nach seinem Gesicht und klappte den Fleischlappen, der seine Wange gewesen war, wieder nach oben.

»Haben Sie Angst vor Schmerzen, Gerd?« fragte er.

Hansen schrie. Voller Panik wich er vor Artner zurück, stürzte nach hinten und begann rücklings über das Bett vor ihm davonzukriechen.

»Ich will Ihnen keine Angst machen«, fuhr Armer im Plauderton fort. »Ich frage nur, weil Sie wahrscheinlich eine gewaltige Menge Schmerzen ertragen werden müssen, dort, wo Sie hingehen. Und für ziemlich lange, fürchte ich.« Er lachte leise. »Oh ja, *sehr lange*. Wie lang ist die Ewigkeit?«

Hansen kreischte weiter. Der Schrei wurde von den gepolsterten Wänden zurückgeworfen und hallte schmerhaft laut in seinen Ohren, und in ihm erwiederte eine lautlose Stimme den Schrei und fegte auch noch den letzten Rest von Beherrschung davon. Hinter seiner Stirn begann sich ein Druck aufzubauen, der binnen Sekunden die Grenzen des Erträglichen erreichte und überstieg und immer noch weiter und weiter wuchs, bis er das Gefühl hatte, explodieren zu müssen. Seine Furcht erreichte eine Intensität, die wirkliche körperliche Schmerzen freisetzte, aber diesmal war dieser Schmerz kein Freund, sondern ein Verbündeter der Panik, der mit scharfen Krallen an der immer dünner werdenden Barriere riß, die seinen Verstand noch von den Abgründen des Wahnsinns trennte. Und Armer kam näher. Er hatte das Bett erreicht und ging einfach hindurch - nicht wie ein Geist oder ein Trugbild, das einfach durch feste Materie hindurchglitt, sondern mit langsameren, mühevollen Schritten, wie ein Mann, der in knietiefem zähem Schlamm watete.

»Ich habe eine Überraschung für dich, Gerd«, sagte er. »Aber ich fürchte, sie wird dir nicht gefallen.«

Seine Stimme. Etwas stimmte nicht mit seiner Stimme. Es war plötzlich nicht mehr die des Arztes. Das hieß - nicht eigentlich seine *Stimme* hatte sich verändert, sondern vielmehr seine Art, zu reden. Sie war... schleppender geworden. Monotoner. Kindlicher?

Die Tür zu Hansens Zelle wurde mit einem Knall aufgerissen, und zwei muskulöse Männer in weißen Pflegeruniformen stürmten herein, dicht gefolgt von einem dritten, etwas älteren Mann, dem man, ganz wie Artner zuvor, den Arzt an-

sah. Offenbar hatte die Videokamera doch ihren Dienst getan, und sie waren gekommen, um ihn zu retten. Sie würden Artner überwältigen und -

Sie ignorierten Artner.

Hansen schrie weiter aus Leibeskräften und schlug und trat mit Armen und Beinen um sich, aber er hatte keine Chance gegen die beiden Pfleger. Mit routinierten Bewegungen ergriffen sie ihn und rangen seinen Widerstand scheinbar mühelos nieder. Hansen schrie weiter, bäumte sich mit zweifelter Kraft auf und brüllte, und Artner stand die ganze Zeit da, bis zu den Knien in seinem Bett versunken und lächelnd, und irgend etwas geschah mit seinem Gesicht. Es veränderte sich, ohne sich wirklich zu verändern. Etwas Bekanntes war mit einem Male darin, etwas auf eine furchtbare Weise Vertrautes, das nicht sein konnte, das *einfach nicht sein durfte*, denn es war unmöglich, absolut und vollkommen unmöglich.

»Beruhigen Sie sich, Hansen!« sagte der neu hinzugekommene Arzt. Er stand direkt hinter Artner auf der anderen Seite des Bettes, so daß Hansen sein Gesicht nur zum Teil sehen konnte. Er sah erschrocken aus und sehr besorgt - aber *er sah Artner nicht*. Sein Blick war fest auf Hansen gerichtet, obwohl er ihn doch sehen mußte. Er stand unmittelbar vor ihm!

»Ja, ja, du solltest auf meinen armen lebenden Kollegen hören«, sagte Armer fröhlich. »Beruhige dich. Es wäre wirklich klüger.« Er lachte meckernd. »Um dich aufzuregen, hast du noch viel Zeit. Viel, viel, viel Zeit.«

Etwas in Hansen zerbrach. Der Druck hinter seiner Stirn überstieg die Grenzen des Vorstellbaren, und es war wirklich wie eine kleine Explosion - er konnte fühlen, wie irgendein Widerstand in ihm nachgab, die Mauern einstürzten, die seinen Verstand bisher trotz allem noch irgendwie geschützt hatten. Er heulte auf, mobilisierte noch einmal alle Kräfte und schaffte es dann, seinen rechten Arm loszureißen. Der Pfleger auf der entsprechenden Seite des Bettes fluchte, versuchte seine Hand wieder zu ergreifen und taumelte im nächsten Augenblick einen Schritt zurück, als Hansen ihm die Faust mit aller Gewalt in den Leib trieb.

»Nicht schlecht«, sagte Artner anerkennend. »Aber auch nicht gut. Jedenfalls nicht gut genug. Den beiden bist du nicht gewachsen, fürchte ich. Sie verstehen ihr Handwerk.« Er lächelte weiter, und diese furchtbare Vertrautheit nahm noch zu. Es war gar nicht sein Gesicht, das sich verändert hatte. Es waren seine Augen. Etwas *in* seinen Augen, das Hansen wiedererkannte. Etwas, das er beinahe zwanzig Jahre seines Lebens gesehen und fast die gleiche Zeit über gefürchtet hatte. Und gehaßt. Verzweifelt bäumte er sich auf und versuchte auch seinen anderen Arm loszureißen, aber es war so, wie das Artner-Ding gesagt hatte: Er war den beiden Pflegern nicht gewachsen. Die beiden waren viel stärker als er, und was die angeblich so absolute Kraft anging, die die Todesangst verleihen sollte, so war sie entweder nur eine Legende, oder die beiden Pfleger waren im Umgang mit ihr geübt. Er versuchte einen zweiten Faustthieb anzubringen, aber diesmal fing der Mann seinen Schlag mit einer fast spielerischen Bewegung ab, packte ihn und verdrehte seinen Arm. Ein grausamer Schmerz explodierte in seiner Schulter, und er schrie wieder, diesmal vor Qual.

»Seien Sie vorsichtig«, mahnte der Arzt. »Tun Sie ihm nicht unnötig weh.« Er griff in die Tasche, zog ein schmales Etui heraus und entnahm ihm eine bereits fertig aufgezogene Spritze.

»Keine Angst, Hansen«, sagte er. »Sie werden sich gleich besser fühlen. Wir wollen Ihnen doch nur helfen.«

»Das bezweifle ich«, sagte Armer fröhlich. »Ich meine: nicht, daß er dir helfen will. Aber daß du dich gleich besser fühlen wirst.«

Hansen kämpfte mit aller Kraft. Selbst den beiden Pflegern gelang es nur mit äußerster Mühe, ihn auf das Bett zurückzudrücken und so festzuhalten, daß der Arzt die Spritze ansetzen konnte, aber es *gelang* ihnen. Hansen spürte ein kurzes, aber heftiges Brennen in der Armbeuge und fast unmittelbar darauf ein taubes Gefühl, das sich wie eine warme, beruhigende Woge in seinem ganzen Körper auszubreiten begann.

»Ein Hoch auf die moderne Chemie«, sagte Artner. Er applaudierte spöttisch. Das Skalpell, das noch immer in seinem

linken Unterarm steckte, bewegte sich rhythmisch wie der Zeiger eines höllischen Metronoms, und er hatte die Hand vom Gesicht genommen, so daß seine Wange wieder heruntergeklappt war und mit einem flappenden Geräusch gegen sein Kinn schlug.

»Gleich schlafet du ein, wetten wir?« fuhr er fort. »Aber bevor du es tust, habe ich noch eine Überraschung für dich. Paß auf - den Trick kann ich nur einmal vorführen, fürchte ich.«

Er trat einen Schritt zurück und damit halb durch den Arzt hindurch, der die Spritze aus Hansens Vene zog und besorgt und sehr aufmerksam auf ihn herabsah. »Sie fühlen sich gleich besser«, sagte er, »Sie werden einschlafen, und wenn Sie aufwachen, ist alles vorbei, das verspreche ich.«

»Unsinn«, fügte Armer hinzu. »Dabei habe ich ihm so oft gesagt, daß er keine Versprechungen machen soll, die er nicht halten kann. Aber manche lernen es nie.«

Er zog das Skalpell aus seinem Arm, drehte es herum und stieß sich die rasiermesserscharfe Klinge gute zwei Zentimeter in den Bauch. Die Wunde blutete nicht, aber sein Kittel, das Hemd und das weiße Fleisch darunter klappten auseinander und gaben Hansen den Blick auf das rote pulsierende Innere des Körpers frei. Das *Ding*, das darin hockte.

Hansen wollte schreien, aber er konnte es nicht. Das Medikament, das ihm der Arzt gespritzt hatte, entfaltete seine Wirkung immer rascher. Er war gelähmt, vollkommen hilf- und reglos, doch das Mittel war trotz allem nicht gnädig genug, ihn endlich das Bewußtsein verlieren zu lassen. Er schrie noch immer, aber jetzt war es ein lautloser Schrei, der nicht einmal seine Lippen zittern ließ. Wehrlos mußte er mit ansehen, wie Artner das Skalpell weiter bewegte und eine präzise gerade Linie über seine Brust zog, seine Kehle vertikal spaltete und dann Kinn, Lippen und Nase teilte, ehe die Klinge über seinem Scheitel verschwand und einen Winkel annahm, in dem er sie nicht mehr fuhren konnte. Achtlos ließ er das Messer fallen, griff mit beiden Händen nach oben und riß die Kopfhaut auseinander.

Sein Gesicht öffnete sich mit einem Geräusch wie ein fleischiger Reißverschluß. Armers Arme bewegten sich weiter

und zogen Haare, Gesicht und schließlich Schultern und Brust auseinander, und darunter kam ein rotes, glitschiges Et-was zum Vorschein, ein grauenhaftes Ding wie eine über-große Schlupfwespe, feucht und pulsierend und *lebendig*. Das Geschöpf streifte Artners Körper ab wie ein Taucher seinen Neoprenanzug, aus dem er sich mühsam herausarbeitete, ebenso langsam, aber auch mit der gleichen Zielsicherheit. Aber es war kein *Geschöpf*. Kein Monster.

Es war sein Bruder.

»Hallo, Gerd«, sagte er lächelnd. »Schön, daß du wieder da bist. Ich wußte immer, daß wir uns wiedersehen.«

Hansen konnte spüren, wie seine Augen aus den Höhlen quollen. Er begann zu zittern. Ein leiser, wimmernder Schrei kam über seine Lippen.

»Da stimmt was nicht, Doktor«, sagte einer der Pfleger. Er und sein Kollege traten wieder näher und streckten die Hände nach Hansen aus, ohne ihn allerdings schon zu berühren.

»Hast du wirklich gedacht, du wärst mich los?« fragte Fred. Auf seinem rotweiß marmorierten Gesicht erschien ein furchtbares, blutiges Lächeln. Er sprach jetzt nicht mehr mit Artners Stimme, sondern mit dem monotonen Singsang, der Freds einzige mögliche Betonung gewesen war, aber seine Augen hatten sich abermals verändert. Etwas war darin, das Hansen niemals im Leben in den Augen seines Bruders gese-hen hatte: *Bewußtsein. Wille*. Sein Bruder hatte die Fesseln endlich abgestreift, die seinen Geist zeit seines Lebens im Alter von vier oder fünf Jahren festgehalten hatten. Aber was da erwacht war, das war etwas Böses, etwas unvorstellbar Fin-steres und Zerstörerisches.

»Du hast mich gehaßt, nicht wahr?« fuhr er fort. »Streite es nicht ab, ich weiß es. Du hast mich vom ersten Tage an ge-haßt. Du hast den liebenden Bruder gespielt, und alle haben dir geglaubt, aber das war eine Lüge. Du hast mich mein Le-ben lang gehaßt, weil Mutter und Vater *mich* geliebt haben, viel mehr als dich. Du hast mich gehaßt, weil sie Mitleid mit mir hatten, wegen meiner Behinderung, und der Aufmerk-samkeit, die alle mir geschenkt haben, und nicht dir. Hast du

etwa gedacht, ich weiß es nicht? Ich wußte es, Gerd. Jeden Tag meines Lebens, jede Stunde, jede Sekunde hast du dir gewünscht, daß ich sterbe, und ich habe es jeden Tag, jede Stunde und jede Sekunde gespürt.«

Das *Ding* hatte sich jetzt bis zur Hüfte aus Artners Körper herausgearbeitet, aber es machte keine Anstalten, ihn vollends abzustreifen. Langsam kam es näher. Artners Haut schlabberte wie ein halb heruntergezogener Overall um seine Hüften und verursachte schreckliche nasse Laute, während sie über das Bett streifte. »Du warst froh, als ich endlich gestorben bin«, fuhr es fort. »Du hast den Trauernden gespielt, aber innerlich hast du jubiliert. Glaub nicht, daß ich es nicht wußte. Aber du bist mir nicht entkommen. Ich war die ganze Zeit bei dir, und weißt du was? Ich werde noch viel länger bei dir sein. Für immer. Wir werden für alle Ewigkeiten vereint sein, wie es Brüder doch sein sollen, oder?«

Sein Bruder beugte sich vor und streckte die Hände nach ihm aus, die noch bis zu den Unterarmen in den abgerissenen Artner- Handschuhen steckten, und die Vorstellung, von diesen grauenhaften Händen berührt zu werden, war mehr, als Hansen ertrug.

Er bäumte sich auf. Eine Woge reiner, weißglühender Panik schwemmte die Wirkung des betäubenden Medikamentes aus seinem Körper heraus, und die absolute Kraft, die er gerade vermißt hatte, war plötzlich da. Die beiden Pfleger versuchten ihn zu packen und festzuhalten, aber Hansen schüttelte sie einfach ab. Einer der Männer ging lautlos zu Boden, als ihn seine Faust traf, der andere stolperte schreiend zurück, prallte gegen die Wand und sank ebenfalls auf die Knie.

Das Ungeheuer kam noch immer näher. Hansen kreischte. Verzweifelt kroch er weiter vor ihm davon, stürzte vom Bett und rappelte sich ungeschickt wieder hoch. Sein Bruder stand vor ihm, die Arme ausgebreitet und die Hände weit geöffnet, aber nicht in einer zupackenden, sondern umarmenden Geste.

»Du kannst nicht vor mir davonlaufen, Gerd«, sagte er. »Du kannst es versuchen, aber es ist sinnlos. Wir gehören zusammen. Für alle Zeiten.«

Hansen stürzte mit einem gellenden Schrei los. Der Arzt versuchte nach ihm zu greifen und büßte zwei Fingernägel ein. Als er mit einem Schmerzensschrei zu Boden ging, sprang Hansen über das Bett und raste weiter, und obwohl die Zelle so winzig war, daß er nicht einmal zwei ganze Schritte Anlauf nehmen konnte, reichte die Wucht, mit der er seinen eigenen Schädel gegen den stählernen Türrahmen rammte, doch aus, um ihn auf der Stelle zu töten.

18. Kapitel

Kommissar Sendig legte den Telefonhörer mit einer übertrieben präzise wirkenden Bewegung auf die Gabel zurück. Er hatte während der vergangenen halben Stunde nicht nur mehrere, sondern eine ganze Menge Telefongespräche geführt, und obwohl Bremer die ganze Zeit über im Zimmer gewesen war, hatte er nicht alles verstanden - was nicht etwa daran lag, daß er zu leise oder zu laut gesprochen hätte oder in einer fremden Sprache. Vielmehr hatten einige dieser seltsamen Telefonate aus wenig mehr bestanden, als daß Sendig seinen Namen genannt, die eine oder andere Andeutung gemacht und dann die meiste Zeit einfach nur zugehört hatte. Eines aber war ihm in dieser Zeit endgültig klar geworden (nein. Gewußt hatte er es schon lange. Aber jetzt gab es nicht einmal mehr eine Möglichkeit, die Augen davor zu verschließen): daß Sendig sehr viel mehr wußte, als er zugab.

Er wartete sekundenlang vergebens darauf, daß Sendig endlich etwas sagte, dann hörte er auf, ihn anzustarren, und drehte sich statt dessen in seinem Stuhl herum, um einen langen, aufmerksamen Blick durch den Raum zu werfen. Das hatte er schon ein halbes Dutzend Mal getan, seit sie herein gekommen waren und Sendig angefangen hatte zu telefonieren, aber der Anblick überraschte ihn selbst jetzt beinahe ebensosehr wie im allerersten Moment. Dieses Zimmer paßte so wenig zu Sendig, wie es nur vorstellbar war. Immerhin war sein grauhaariges Gegenüber nicht irgendwer, sondern der Leiter der Mordkommission, und Bremer hatte ganz automatisch unterstellt, daß er ein großzügiges und vor allem repräsentatives Büro sein eigen nennen würde. Das genaue Gegen teil war der Fall. Sendigs Büro war nicht nur winzig, der einzige passende Ausdruck, der ihm dafür einfiel, war schäbig. Der Raum maß kaum fünf mal fünf Schritte und hatte nur ein einziges Fenster, das ungefähr so breit wie ein zusammengefaltetes Handtuch war, und das Mobiliar mußte älter sein als

sein Besitzer, allerdings nicht annähernd so gut gepflegt. Das Vorzimmer, durch das sie gerade gekommen waren und in dem gleich drei Sekretärinnen samt Computern, Telefaxgeräten und allem anderen technischen Schnickschnack Dienst taten, war gut dreimal so groß wie Sendigs eigentliches Büro. Er fragte sich, ob dieser Umstand etwas darüber aussagte, wie es in Sendig aussah - und wenn ja, was.

»Das ist wohl... seltsam«, sagte Sendig. Bremer drehte sich wieder zu ihm herum und bekam gerade noch den Rest der Kopfbewegung mit, mit der Sendig auf das Telefon vor sich gedeutet hatte.

»Was?«

»Dieses letzte Gespräch.« Sendig rollte seinen Stuhl weit genug vom Schreibtisch zurück, um eine Schublade aufzuziehen zu können, und begann hektisch darin herumzukramen.

»Raten Sie, wer das war.«

Bremer riet nicht. Er war nicht in der Stimmung für Small talk. Schon seit gestern nacht nicht mehr.

»Na ja, macht auch nichts«, fuhr Sendig fort. Er hatte sich so weit vorgebeugt, daß Bremer sein Gesicht nicht mehr sehen konnte, und dem Klang seiner Stimme nach zu urteilen, mußte sich der größte Teil seines Kopfes in der Schreibtischschublade befinden. »Der Name hätte Ihnen sowieso nichts gesagt. Es war jemand, der mir einen Gefallen schuldig ist.«

Er richtete sich wieder auf, zog eine Pistole samt Schulterhalfter aus der Schublade und placierte sie mit durch und durch zufriedenem Gesichtsausdruck vor sich auf dem Tisch. »Gut. Ich dachte schon, ich hätte sie irgendwo verkramt. Peinlich, peinlich.«

»Und was für ein Gefallen war das?« fragte Bremer verärgert. Sendig bestimmte noch immer die Spielregeln, ganz gleich, was er auch versuchte.

»Wir können Ihrer kleinen Freundin jetzt sagen, wo ihr Mann ist«, antwortete Sendig.

»Ich kenne die Frau kaum«, antwortete Bremer. »Sie ist nicht meine Freundin.«

»Aber Hansen war doch Ihr Partner, oder?«

»Seit ein paar Tagen«, antwortete Bremer. »Aber das ändert nichts daran, daß er ein Kollege ist.«

»Oh ja, und Kollegen halten zusammen, sicher.« Sendig zog die Pistole aus dem Halfter, ließ das Magazin herausschnappen und verzog die Lippen, als er feststellte, daß es leer war.

»So ist es«, sagte Bremer, nun schon in hörbar gereizterem Ton. Was für ein Spiel spielte Sendig jetzt schon wieder mit ihm? Aber dann bemerkte er etwas, was ihm bisher entgangen war: Sendig hatte eine weitere Schublade aufgezogen und kramte darin herum - wahrscheinlich suchte er die Patronen für die Waffe, die er sichtlich seit Monaten oder vielleicht auch Jahren nicht mehr in die Hand genommen hatte -, aber seine Bewegungen waren etwas zu schnell und etwas zu hektisch, sein Lächeln ein wenig zu verkniffen. Sendig spielte keine Spielchen mit ihm. Er war nervös. Sehr nervös.

In versöhnlicherem Tonfall fuhr er fort: »Wenn Sie mir die Adresse sagen, gehe ich hinaus und rufe Hansens Frau an. Sie wird mittlerweile wahrscheinlich halb verrückt vor Sorge sein.«

Sendig hatte die Patronen gefunden und begann das Magazin zu laden. Er sah überallhin, nur nicht in Bremers Richtung. »Das wird nicht gehen, fürchte ich«, sagte er.

»Wieso nicht? Ich denke, Sie wissen, wo er ist.«

»Das weiß ich auch. Aber ich fürchte, wir können es ihr im Moment noch nicht sagen. Jedenfalls nicht, ehe ich nicht etwas ... überprüft habe.« Eine der Patronen, die er mit mehr Kraft als Geschick in das Magazin schob, entglitt seinen Fingern und rollte über den Schreibtisch. Bremer griff automatisch zu, verfehlte sie aber und mußte sich bücken, um sie vom Boden aufzuheben. Als er sich wieder aufrichtete und sie Sendig reichte, zitterten dessen Hände so stark, daß er Mühe hatte, das Geschoß zu ergreifen.

»Was ist los mit Ihnen, Sendig?« fragte Bremer geradeheraus.

»Was soll sein?« fragte Sendig. »Ich bin müde und vielleicht ein bißchen nervös, und -«

»Quatsch«, unterbrach ihn Bremer. »Sie sind nicht *ein bißchen* nervös. Sie haben Angst.«

Sendig überraschte ihn erneut. Er versuchte nicht einmal, zu leugnen. »Ja, vielleicht«, gestand er. Seltsamerweise wirkte er plötzlich wieder ruhiger - fast als hätte ihm allein dieses Eingeständnis geholfen, mit seiner Furcht fertig zu werden. »Es hat wohl nicht viel Sinn, Ihnen etwas vormachen zu wollen, oder? Aber jetzt fragen Sie mich bitte nicht, wovor ich mich fürchte. Ich werde es Ihnen erzählen, aber zuerst muß ich noch etwas überprüfen.«

»Noch etwas?« fragte Bremer.

»Nein, es ist das gleiche.« Sendig hatte die Pistole endlich geladen und begann umständlich das Schulterhalfter anzulegen. Sein ungeschicktes Hantieren bestätigte Bremers Theorie: Es war etliche Jahre her, daß er diese Bewegungen das letzte Mal ausgeführt hatte. Bremer hatte immer gedacht, daß man so etwas nie wieder verlernt, aber das schien nicht zu stimmen.

»Wir können beides an einem Ort erledigen«, fuhr Sendig fort. »Uns um Hansen kümmern und meine Theorie überprüfen.«

»Und dazu brauchen Sie eine Waffe?«

»Vielleicht.« Sendig biß sich auf die Unterlippe. Für den Bruchteil einer Sekunde erschien ein Schatten in seinen Augen, aber er erlosch zu schnell, als daß Bremer sicher sein konnte. »Wahrscheinlich nicht, aber ich habe mir sowieso vor genommen, das Ding dann und wann einmal wieder zu tragen. Nur, um nicht aus der Übung zu kommen.« Dann wurde seine Stimme leiser, und plötzlich war der Schatten nicht mehr in seinem Blick, sondern in seinen Worten: »Wenn wir das finden, was ich befürchte, wird sie mir sowieso nichts nutzen. Aber es ist vielleicht ein gutes Gefühl, wenigstens eine Waffe dabei zu haben.«

»Was befürchten Sie denn zu finden?« fragte Bremer.

Tatsächlich setzte Sendig zu einer Antwort an. Im allerletzten Moment stockte er, blinzelte überrascht und drohte Bremer dann spielerisch mit dem Finger. »Nicht schlecht, der Versuch«, sagte er. »Beinahe hätte es geklappt. Aber nur bei nahe. Ich sagte Ihnen doch - Sie werden alles erfahren, sobald ich Gewißheit habe.«

Bremer schüttelte den Kopf. »Jetzt«, sagte er. »Es reicht, Sendig. Ich habe keine Lust mehr, wie ein Dummkopf herumzulaufen und nicht einmal zu wissen, wonach wir eigentlich suchen.«

»Das weiß ich ja selbst nicht«, sagte Sendig. »Okay, ich weiß, Sie glauben mir nicht, aber es ist die Wahrheit. Ich ... weiß es nicht. Noch nicht. Ich habe eine Theorie, aber sie ist einfach zu verrückt, um sie auszusprechen.«

»Verrückt?« Bremer lachte ganz leise und ohne Humor. Was von allem, was er seit der vergangenen Nacht erlebt hatte, war wohl nicht verrückt, auf die eine oder andere Weise? »Oder haben Sie einfach Angst davor?«

Sendig blickte ihn kopfschüttelnd an. »Bremer, Bremer«, seufzte er. »Warum versuchen Sie ständig, mir einzureden, daß ich Angst habe?«

»Haben Sie es nicht gerade selbst zugegeben?«

»Habe ich das?« Sendig verzog abfällig die Lippen. »Was interessiert mich mein dummes Gerede von eben?« Er streckte die Hand nach der hoffnungslos veralteten Gegen sprechanlage auf seinem Schreibtisch aus und drückte eine Taste. Ein leises Summen ertönte, als sich das viel modernere Gegenstück draußen im Vorzimmer einschaltete, und eine Frauenstimme fragte: »Ja?«

»Nadine? Haben Sie die Liste, um die ich Sie gebeten habe?«

»Sie ist fertig. Ich bringe sie Ihnen sofort.«

Sendig ließ die Taste los und lehnte sich wieder in seinem Stuhl zurück. Er machte nicht den Eindruck, als hätte er vor, weiterzureden oder gar Bremers Fragen zu beantworten, und Bremer wußte auch, daß es vollkommen sinnlos war, weiter zu bohren. Trotzdem: Er hätte schon blind sein müssen, um nicht zu sehen, daß mit Sendig etwas nicht stimmte, spätestens seit dem Moment, in dem er ihm das Foto gezeigt hatte, das er in Mogrods improvisierter Dunkelkammer gefunden hatte. Bisher hatte es Sendig verstanden, jeder direkten Antwort auf eine entsprechende Frage auszuweichen. Aber es gab auch Fragen, die nicht ausgesprochen werden mußten, und die hatte er beantwortet.

Die Tür wurde geöffnet, und eine von Sendigs Sekretäinnen kam herein. Sie war noch überraschend jung und ausnehmend hübsch, aber sehr unattraktiv gekleidet und nicht besonders gut geschminkt. Wahrscheinlich war das Absicht, dachte Bremer.

»Die Liste, die Sie haben wollten, Herr Kommissar«, sagte sie, während sie Sendig einen engbeschriebenen Computerausdruck reichte. Ihr Blick streifte Bremer, und sie hatte sich nicht gut genug in der Gewalt, ihre Verwunderung zu verhehlen, ihn hier zu sehen. Gemeine Schutzpolizisten verirrten sich offensichtlich nicht sehr oft in diese heiligen Hallen.

»Danke, Nadine.« Sendig nahm das Blatt entgegen und legte es mit der beschriebenen Seite nach unten auf den Tisch.

»Bitte. Eine ziemlich lange Liste, finde ich. Das scheint ja eine regelrechte Epidemie zu sein. Glauben Sie, daß etwas für uns dabei ist?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Sendig. »Wenn ja, lasse ich es Sie wissen. Das war alles.«

Die junge Frau wirkte ein wenig bestürzt Sendig hatte die Stimme nicht einmal erhoben, aber auch Bremer war der unwillige Klang in seinen Worten nicht entgangen. Wenn er an den Ruf dachte, den Sendig allgemein genoß, war das für sie wahrscheinlich schon ein deutliches Warnsignal. Sie hatte es auch plötzlich sehr eilig, sich herumzudrehen und zu gehen, blieb aber auf halbem Wege zur Tür wieder stehen.

»Meckenbroich hat schon wieder angerufen«, sagte sie. »Das dritte Mal in einer halben Stunde. Was soll ich ihm sagen?«

Diesmal gab sich Sendig keine Mühe mehr, seine Verärgerung zu verbergen. »Wimmeln Sie ihn ab«, sagte er.

»Aber er sagte, es wäre sehr dringend.«

Sendig schnaubte. »Wenn der *Herr Ministerialpräsident* noch einmal anruft, dann sagen Sie ihm, daß ich den ganzen Tag außer Haus bin und Sie nicht wissen, wie Sie mich erreichen sollen«, sagte er ungehalten. »Verflucht, wimmeln Sie ihn irgendwie ab. Dazu sind Sie schließlich da.«

Auf Nadines Gesicht erschien ein Ausdruck, der Bremer unwillkürlich Mitleid mit ihr empfinden ließ. Aber sie war

klug genug, nicht mehr zu widersprechen, sondern ging ohne ein weiteres Wort und sehr schnell.

»Ärger?« fragte Bremer, nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte.

»Würde Sie das freuen?«

»Nein«, antwortete Bremer ehrlich. »Mir fällt nur auf, daß Sie sehr gereizt sind, das ist alles.«

Sendig schenkte ihm einen finsternen Blick und ersparte es sich, zu antworten. Statt dessen nahm er das Blatt, das ihm seine Sekretärin gebracht hatte, wieder zur Hand und vertiefte sich für endlose Sekunden darin. Bremer behielt ihn aufmerksam im Auge, aber Sendigs Gesicht verriet nichts. Er hatte sich wieder völlig in der Gewalt.

Ganz plötzlich, unvermittelt und ohne Bremer dabei anzusehen sagte er: »Wenn es Sie freuen würde, hätten Sie Grund dazu. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen heute morgen über gewisse Dienstausweise erzählt habe?«

»Ja«, antwortete Bremer.

Sendig starnte noch immer auf das Blatt. »Meckenbroich hat einen solchen Dienstausweis«, sagte er. »Konkret ist er der einzige Besitzer eines solchen Ausweises, den ich namentlich kenne. Aber ich vermute, es gibt noch ein paar andere.«

»Was... meinen Sie damit?« fragte Bremer verwirrt.

»Vielleicht nichts.« Sendig ließ das Blatt wieder sinken und sah Bremer nachdenklich über den Tisch hinweg an. »Vielleicht ist es ja Zufall, daß er sich ausgerechnet jetzt bei mir meldet. Nach annähernd fünf Jahren.«

»Ich dachte, Sie glauben nicht an Zufälle.«

»Tue ich auch nicht.« Sendig faltete den Computerausdruck zusammen. »Also gut. Sie wollen Antworten? Hier. Lesen Sie.«

Er reichte Bremer das Blatt und unterstrich seine Worte mit einer entsprechenden Geste. Bremer nahm es verwirrt, faltete es wieder auseinander und warf einen Blick darauf. Es enthielt eine Anzahl Namen, Adressen und Uhrzeiten, mehr nicht.

»Was ist das?«

»Fällt Ihnen nichts auf?« fragte Sendig.

Bremer sah noch einmal und genauer hin - und zog überrascht die Augenbrauen zusammen. Auf dem Blatt standen mehr als ein Dutzend Namen, die ihm allesamt nichts sagten. Alle, bis auf einen. »Löbach?«

»Das«, antwortete Sendig mit sonderbarer Betonung, »ist eine Aufstellung aller erfolgreichen oder versuchten Selbstmorde innerhalb der letzten zwölf Stunden. Aller, die uns bisher gemeldet wurden, heißt das.«

»Das ist eine Menge«, sagte Bremer. Er war nicht unbedingt erschüttert, aber doch in einem Zustand, der dem nahekam. Was er in der Hand hielt, war plötzlich mehr als ein Stück Papier. Es waren anderthalb Dutzend menschlicher Schicksale, die innerhalb der letzten Stunden ausgelöscht worden waren.

»Und die Liste ist nicht einmal komplett«, sagte Sendig. »Mogrod steht noch nicht drauf. Ebensowenig wie Professor Artner.«

Im ersten Moment konnte Bremer mit diesem Namen nichts anfangen, aber dann erinnerte er sich wieder an das Gespräch, das sie im Wagen vor Sillmanns Haus geführt hatten. »Aber sagten Sie nicht, er hätte einen Herzschlag bekommen?«

»Deshalb steht er ja auch nicht auf der Liste«, antwortete Sendig. »Aber das bedeutet nicht, daß er nicht eigentlich daraufgehört. Sehen Sie sich den letzten Namen an, ganz unten.«

Bremer gehorchte. »Heckel?« Obwohl er einen Moment angestrengt nachdachte, sagte ihm dieser Name nichts. Er sah Sendig nur ratlos an.

»Sie können ihn nicht kennen«, sagte Sendig. »Ich schon. Der Mann war Arzt. Pathologe, um genau zu sein. Er ist vor fünfeinhalb Jahren in Pension gegangen - frühzeitig und auf eigenen Wunsch. Raten Sie, was einer der letzten Fälle war, die er bearbeitet hat.«

»Sillmann?«

»Der Kandidat hat hundert Punkte«, sagte Sendig. Er lächelte, aber seine Augen taten es nicht. »Wissen Sie was, Bremer? Ich biete Ihnen eine Wette an. Ich wette, daß diese Liste noch nicht komplett ist. Und daß ich Ihnen ein paar Na-

men nennen kann, die bis heute abend darauf erscheinen werden. Schlagen Sie ein?«

Er streckte Bremer tatsächlich die Hand entgegen, aber Bremer rührte sich nicht. Sendig blieb einen Moment in einer fast lächerlich vorgebeugten Haltung stehen, dann ließ er sich auf seinen Stuhl zurücksinken. Bremer war jetzt vollkommen sicher, daß das, was er bisher für Nervosität gehalten hatte, in Wahrheit Angst war.

»Also gut«, seufzte Sendig. »Warum nicht? Ich kann es Ihnen ebensogut jetzt erzählen wie später. Haben Sie das Bild noch?«

Bremer griff in die Jackentasche und zog das Foto aus Mogrods Dunkelkammer heraus. Es war jetzt vollkommen schwarz. Nachdem er das Bild aufgehoben und trockengewischt hatte, hatte die Entwicklerflüssigkeit verspätet ihren Dienst getan und das Blatt in eine identische Kopie der übrigen Fotos verwandelt, die in der Chemiebrühe auf dem Boden schwammen. Sowohl der unheimliche Umriß, den Bremer darauf erkannt hatte, als auch das, was Sendig so augenscheinlich zu Tode erschreckt hatte, waren verschwunden. Trotzdem zitterten Sendigs Hände wieder leicht, als er es entgegennahm, und er starnte es zu lange und zu intensiv an. Für ihn war es ganz eindeutig mehr als ein schwarzes Blatt Fotopapier.

»Was haben Sie darauf gesehen, Bremer?« fragte er.

»Gesehen? Ich verstehe nicht... Dasselbe wie Sie, vermute ich.«

Sendig lächelte ein sehr seltsames, fast melancholisch wirkendes Lächeln. »Das bezweifle ich«, sagte er. Ganz unvermittelt ließ er das Foto auf den Schreibtisch sinken, schob es ein kleines Stück von sich fort und nahm es dann noch einmal zur Hand, um es herumzudrehen, so daß die geschwärzte Vorderseite unten lag. *Als erträige er es nicht, es noch weiter anzusehen*, dachte Bremer.

»Was ist das Schlimmste, was Sie sich vorstellen können, Bremer?« fragte Sendig nach einer Weile.

Bis zu meiner Pensionierung mit dir zusammenarbeiten zu müssen, dachte Bremer. Natürlich hätte er sich gehütet, es laut

auszusprechen, aber Sendig schien irgend etwas in dieser Art zu erwarten, denn er lächelte einen ganz kurzen Moment lang, ehe er wieder ernst wurde und hinzufügte: »Ich meine es ernst, Bremer. Haben Sie sich schon einmal Gedanken über Ihren schlimmsten Alptraum gemacht? Etwas, dessen bloßer Anblick schrecklich genug wäre, Sie um den Verstand zu bringen?«

»Sie meinen, so weit, daß ich meine Wohnung schwarz amale und aus dem Fenster springe?« fragte Bremer.

Sendig nickte. »Zum Beispiel.«

»So etwas gibt es nicht«, antwortete Bremer, mit einer Überzeugung in der Stimme, die er nicht einmal annähernd empfand. Es war noch nicht lange her, daß er etwas gesehen, das ihn vielleicht nicht in den Wahnsinn, aber doch an den Rand seiner Selbstbeherrschung getrieben hatte.

»Wer weiß«, sagte Sendig. »Aber Sie werden zugeben, daß es gewisse Drogen gibt, die eine solche Wirkung haben können.«

Allmählich wurde die Sache doch noch interessant. Sendig redete zwar weiter um den heißen Brei herum, aber die Kreise, die er zog, wurden beständig kleiner. Warum sagte er nicht einfach, was er dachte? Es gehörte nicht unbedingt das kriminalistische Talent eines Sherlock Holmes dazu, um sich zusammenzureimen, daß er über die Substanz sprach, die sie in der Nacht in Löbachs Kühlschrank gefunden hatten.

»Sicher«, antwortete er. »Aber das ist doch wohl etwas anderes, oder? Möglicherweise hat dieser Löbach Drogen genommen, und vielleicht sogar der Fotograf. Aber Artner? Und dieser Pathologe?«

»Und vermutlich noch ein paar andere - ich sagte ja, ich muß erst noch eine paar Dinge klären, ehe ich Ihnen meine Theorie mitteilen kann«, sagte Sendig. »Ich —«

Das Telefon klingelte. Sendig blickte den Apparat einen Moment lang feindselig an, ehe er mit einer eindeutig widerwilligen Bewegung abhob und sich meldete: »Ja?«

Was immer er hörte, dachte Bremer - es gefiel ihm nicht. Das Gespräch dauerte nur ein paar Augenblicke, und Sendig sagte kein Wort, aber sein Gesichtsausdruck sprach Bände.

Nachdem er eingehängt hatte, starrte er ein paar Sekunden lang an Bremer vorbei ins Leere. Dann stand er mit einem Ruck auf. »Kommen Sie. Wir kümmern uns jetzt zuerst einmal um Ihren Kollegen Hansen. Reden können wir genauso gut im Wagen.«

Bremer machte keinen Hehl aus seiner Enttäuschung. Er hatte zumindest etwas erwartet, das einer Erklärung nahekam, aber Sendigs sonderbare Frage hatte seine Verwirrung nur noch gesteigert. Er erhob sich ebenfalls und wollte nach dem Bild greifen, aber Sendig war schneller. Mit einer raschen Bewegung verstaute er es in der Innentasche seines Jacketts und kam gleichzeitig um den Schreibtisch herum. »Kommen Sie, Bremer, beeilen wir uns ein bißchen.«

Seine plötzliche Hast wäre Bremer selbst dann aufgefallen, wenn er nicht schon vorher gewußt hätte, daß mit Sendig etwas nicht stimmte. Er folgte ihm gehorsam, machte aber ein paar schnelle Schritte, so daß er ihn kurz vor der Tür einholen und mit einer entsprechenden Bewegung zum Stehenbleiben bringen konnte. »Was ist los?« fragte er geradeheraus. »Wieso haben wir es plötzlich so eilig?«

Er rechnete fest mit einer weiteren Ausflucht oder gar keiner Antwort, aber Sendig überraschte ihn erneut. »Ich glaube, ich habe ein bißchen zuviel herumtelefoniert«, sagte er. »Das Gespräch gerade...«

»Wieder jemand, der Ihnen einen Gefallen schuldig ist?« fragte Bremer spöttisch.

Sendig nickte. »Ja. Ich bin ein sehr hilfsbereiter Mensch, wissen Sie. Wenn man sich das zum Prinzip macht, dann gibt es am Ende eine Menge Leute, die Ihnen einen Gefallen schulden. Und jetzt kommen Sie - wir haben wirklich keine Zeit mehr zu verlieren. Reden können wir wirklich auch im Wagen.«

Ehe Bremer Gelegenheit gefunden hätte, erneut zu widersprechen, öffnete er die Tür und trat ins Vorzimmer hinaus, und allein die Autorität dieses geschäftigen Raumes mit seinen drei Sekretärinnen und dem beachtlichen Präventivauflagebot an Technik machte es Bremer unmöglich, ihn abermals aufzuhalten.

»Ich bin dann außer Haus, Nadine«, sagte Sendig, während sie dem Ausgang zusteuerten. »Sie können pünktlich Feierabend machen. Ich komme heute wahrscheinlich nicht mehr herein.«

»Aber Me—«

»Und ich bin auch für niemanden zu erreichen, verstanden?« Sendig hielt für einen Moment im Schritt inne und maß seine Sekretärin mit einem Blick, unter dem sie sichtlich zusammenzuschrumpfen schien. »Auch nicht über Funk. Im Notfall können Sie mich über meine Privatnummer im Wagen anrufen, aber nur Sie, und wirklich nur im äußersten Notfall. Sollte das Telefon klingeln und jemand anders als Sie dran sein, können Sie sich als gefeuert betrachten, verstanden?«

»Selbstverständlich«, antwortete Nadine kleinlaut. Bremer verspürte erneut ein heftiges Mitleid mit ihr und ihren beiden Kolleginnen. Er fragte sich, wie es jemand aushielte, Jahre oder gar Jahrzehnte für einen Chef wie Sendig zu arbeiten. Er selbst war noch nicht einmal seit zwölf Stunden mit ihm zusammen, und das waren schon zwölf Stunden zuviel.

»Sind Sie immer so unfreundlich zu Ihren Leuten?« fragte er, als sie das Vorzimmer verlassen hatten und den Aufzug ansteuerten.

»Wenn ich schlechte Laune habe, ist es schlimmer«, antwortete Sendig. »Richtig unfreundlich werde ich eigentlich nur zu Leuten, die ihre Nase in Dinge stecken, die sie nichts angehen.«

»Verstanden«, sagte Bremer. »Das war deutlich genug.«

»Das sollte es sein«, antwortete Sendig. Sie hatten den Aufzug fast erreicht, als ein leiser Glockenton erscholl und die Türen sich zu schließen begannen. Bremer wollte instinktiv schneller ausschreiten - sie waren nur noch zwei, drei Schritte entfernt, und er hätte die Kabine bequem erreichen und aufhalten können, indem er die Lichtschranke in der Tür unterbrach. Aber Sendig hielt ihn mit einer raschen Bewegung zurück.

»Lassen Sie«, sagte er. »Wir nehmen die Treppe.«

Bremer blickte ihn fragend an. Es waren fünf Stockwerke bis nach unten. »Wieso?«

»Ich bin auf den Geschmack gekommen«, antwortete Sendig. »Das Treppensteigen in Mogrods Haus hat mir wirklich Spaß gemacht. Mal sehen, ob es hier auch funktioniert.«

»Sehr komisch«, sagte Bremer. Aber er folgte Sendig trotzdem gehorsam, als dieser sich herumdrehte und mit plötzlich sehr viel schnelleren Schritten als bisher den Weg zurückging, um die schmale Tür am Ende des Flures zu erreichen. Sendig öffnete sie, wedelte ungeduldig mit der Hand, als Bremer ihm nicht rasch genug folgte, und zögerte gerade lange genug, damit es auffiel, ehe er die Tür wieder schloß. Lange genug, dachte Bremer, um dem Aufzug noch einen prüfenden Blick zuzuwerfen.

»Vor wem laufen wir davon?« fragte er, als sie nebeneinander die Treppe hinuntergingen.

»Tun wir das?« entgegnete Sendig ausweichend.

»Aber nein doch«, sagte Bremer. »Sie haben es ja selbst gesagt: Treppensteigen macht Spaß. Außerdem ist es gesund, nicht wahr?«

»Ich laufe vor niemandem *davon*«, antwortete Sendig bestimmt. »Sagen wir: Ich erwarte jemanden, mit dem ich im Moment nicht unbedingt reden möchte.«

Das war alles, was er zu diesem Thema äußerte, bis sie das Erdgeschoß erreichten. Bremer versuchte noch zwei- oder dreimal, ihm eine Antwort abzuluchsen, aber Sendig schaltete jetzt wieder auf *stur* und sagte gar nichts. Schließlich sparte sich Bremer seinen Atem dafür, neben ihm die Stufen hinunterzulaufen und irgendwie mit ihm Schritt zu halten. Wie schon einmal an diesem Tag bewies ihm Sendig, daß *älter* nicht zwingend auch *schlechter in Form* zu sein bedeutete. Bremer war in Schweiß gebadet, nachdem sie die fünf Treppen hinuntergelaufen waren, während Sendig nur ein bißchen schwerer atmerte als normal.

»Warten Sie hier«, sagte er. »Ich bin sofort zurück.«

Er öffnete die Tür und schlüpfte hindurch, und Bremer blieb allein im Treppenhaus zurück. Er war beinahe dankbar für die kurze Pause. Sie waren die letzten beiden Etagen mehr hinuntergerannt als gegangen. Seine Waden und sein Rücken schmerzten, und er spürte jede einzelne Stufe, die sie hinun-

tergegangen waren. Außerdem schlug sein Herz so schnell, daß er ein paarmal bewußt tief ein- und ausatmete, um seine Lungen mit frischem Sauerstoff vollzupumpen. Er war wirklich nicht gut in Form. Und auch wenn Sendig es sich nicht anmerken ließ, konnte er sich kaum besser fühlen. Warum also hatte er diese unnötige Anstrengung in Kauf genommen? Bestimmt nicht nur, weil er irgend jemandem *nicht begegnen* wollte. Es sei denn, es war eben nicht irgend, sondern ein ganz bestimmter *Jemand*.

Zum Beispiel jemand mit einer ganz bestimmten Art von Dienstausweis?

Weit über ihm fiel eine Tür ins Schloß. Bremer fuhr zusammen, drehte sich hastig herum und legte den Kopf in den Nacken. Aus irgendeinem Grund brannte hier unten, im Erdgeschoß, kein Licht, aber die darüberliegenden Etagen waren hell erleuchtet. Die Treppe drehte sich wie ein kubisches Schneckenhaus in scheinbar kleiner werdenden eckigen Spiralen über ihm in die Höhe, und er hörte auch ganz deutlich Schritte, konnte aber niemanden sehen. Trotzdem - jemand kam die Treppe herunter. Instinktiv sah er sich nach einem Versteck um.

Dann erst wurde ihm klar, wie albern er sich benahm.

Jemand kam die Treppe herunter. Und? Dazu waren Treppen schließlich da, selbst in Häusern, die über Aufzüge verfügten.

Bremer lächelte nervös, sah sekundenlang die Tür an, hinter der Sendig verschwunden war, und drehte sich dann wieder herum. Die Schritte waren näher gekommen, aber er konnte noch immer niemanden sehen.

Aber etwas stimmte nicht mit diesen Schritten. Sie waren... Er konnte nicht sagen, was es war, aber es war deutlich. Irgend etwas war mit diesem Geräusch nicht in Ordnung. Eigentlich klang es gar nicht wirklich wie Schritte, sondern eher wie... ein Gleiten. Als schwebte etwas die Treppe herunter, das nur dann und wann die Stufen berührte.

Unsinn! dachte Bremer. Er war dabei, sich in etwas hineinzusteigern, das nicht gut war. Nach dem, was er in den letzten Stunden erlebt hatte, hatte er vermutlich ein Recht auf ein we-

nig Nervosität, aber er lief allmählich Gefahr, regelrecht hysterisch zu werden. Das *Schlimmste, was Sie sich vorstellen können?* Unsinn!

Aber er hatte sich den Schatten im Spiegel nicht eingebildet. Sowenig wie die leuchtende Engelsgestalt, die er auf dem Foto in Mogrods Dunkelkammer gesehen hatte. Was war los mit ihm? Wurde er allmählich hysterisch? Aus dem einzigen Grund, sich selbst zu beweisen, wie lächerlich seine Befürchtungen waren, trat er wieder zwei Schritte weit ins Treppenhaus zurück und sah die Treppe hinauf.

In der nächsten Sekunde schon wünschte er sich, es nicht getan zu haben.

Das Geräusch war keine Einbildung gewesen. Jemand kam tatsächlich die Treppe herab. Aber er war nicht sicher, ob es wirklich ein *Jemand* war - und nicht ein *Etwas*.

Bremers Atem stockte. Er konnte nur einen schwarzen Schattenriß gegen den helleren Hintergrund des Treppenhauses erkennen, aber etwas an diesem Umriß war auf furchtbare Weise falsch. Er war zu groß und irgendwie mißgestaltet, ohne daß er diesen Eindruck hätte begründen können, und er wirkte auf sonderbare Weise... *asymmetrisch*. Und noch etwas: Bremer konnte jetzt *sehen*, daß er die Treppenstufen tatsächlich nicht berührte, sondern eine Handbreit darüber hinwegglitt, wobei er dieses seltsam rhythmische, schleifende Geräusch verursachte, das er fälschlicherweise für Schritte gehalten hatte. Und nun hörte er auch etwas wie Atemzüge: ein schweres, rasselndes Atmen, das keinesfalls das eines Menschen sein konnte, aber auch nicht das irgendeines Tieres, das er kannte.

»Nein«, flüsterte Bremer. Er hätte das Wort geschrien, wenn er gekonnt hätte, aber seine Stimmbänder versagten ihm den Dienst. »Nein! Geh... weg. Geh!«

Die Tür ging auf. Bremer fuhr mit einer entsetzten Bewegung herum, und sein Zustand mußte sich überdeutlich auf seinem Gesicht abzeichnen, denn Sendig stockte mitten im Schritt, starrte ihn den Bruchteil einer Sekunde lang erschrocken an und griff dann blitzschnell unter die Jacke. »Was ist los?«

»Nichts«, antwortete Bremer. Sein Herz hämmerte. Die Schritte, die keine waren, waren nicht mehr da. Sie waren im gleichen Moment verstummt, in dem Sendig die Tür geöffnet und den finsternen Zauber des Moments damit durchbrochen hatte, und seine Logik sagte ihm, daß auch der Schatten nicht mehr da war: zum einen, weil Sendig ihn unbedingt hätte sehen müssen, und zum anderen, weil er niemals dagewesen war.

»Nichts? Ja, so sehen Sie auch aus.« Sendig nahm die Hand wieder unter der Jacke hervor, ohne die Waffe zu ziehen, trat aber mit einem raschen Schritt an Bremer vorbei und warf einen sehr langen und sehr mißtrauischen Blick nach oben. Bremer wartete auf einen Schrei oder irgendein anderes Anzeichen dafür, daß auch Sendig etwas sah, aber natürlich kam es nicht. Trotzdem wagte er es nicht, sich herumzudrehen. Ganz gleich, ob das *Ding* nun da war oder nicht, es würde ihn zweifellos erwischen, wenn er sich herumdrehte und es ansah.

»Da ist nichts«, sagte Sendig mißtrauisch. »Was ist denn los mit Ihnen?«

»Nichts«, antwortete Bremer erneut. Er hustete, um das heftige Zittern seiner Stimme zu verbergen. »Ich dachte für einen Moment, ich hätte etwas gehört, aber ich muß mich wohl getäuscht haben.«

Sendigs Blick erzählte auf seine eigene Weise, was er von dieser Antwort hielt. Aber er ging nicht weiter darauf ein, sondern zuckte nur die Achseln und deutete mit einer Kopfbewegung zur Tür. »Kommen Sie.«

Nach der Dämmerung, die im unteren Teil des Treppenhauses geherrscht hatte, erschien ihm das Sonnenlicht in der fast völlig aus Glas bestehenden Halle unnatürlich grell. Er blinzelte ein paarmal und fuhr sich mit der Hand über die Augen, aber so unangenehm die Helligkeit im allerersten Moment auch war, so geborgen fühlte er sich plötzlich darin. Zum allerersten Mal im Leben begriff er, wieso Menschen Angst vor der Dunkelheit hatten. Bisher war ihm dieses Gefühl vollkommen fremd gewesen, aber er hatte es kennengelernt. Sie verließen das Gebäude, ohne zu reden, und Bremer hielt ganz automatisch auf den Wagen zu, mit dem sie ge-

kommen waren. Als er die Hand nach dem Türgriff ausstreckte, schüttelte Sendig den Kopf, griff in die Jackentasche und zog einen Schlüsselbund hervor, den er ihm zuwarf. Bremer fing ihn instinktiv auf - ohne allerdings zu wissen, was er damit sollte.

»Wir trennen uns für einen Moment«, sagte Sendig, »Sie können meinen Privatwagen nehmen - der graue 450er dort drüber, gleich neben dem Tor. Sehen Sie ihn?«

Bremer blickte in die bezeichnete Richtung und riß ungläublich die Augen auf, als er den silbergrauen Mercedes sah, der auf einem gesonderten Parkplatz direkt neben dem Tor stand. Der Wagen mußte deutlich mehr kosten, als er in zwei Jahren verdiente, und er war ungefähr so groß wie ein Güterzug.

»Meinen Sie das ernst?« fragte er.

Sendig grinste. »Erzählen Sie mir nicht, daß Sie sich noch nie gewünscht hätten, so einen Wagen zu fahren. Und da behaupten Sie, ich wäre unfreundlich zu meinen Mitarbeitern?«

»Was... was soll das?« fragte Bremer verwirrt. Sendig täuschte sich - er war überhaupt nicht versessen darauf, mit einem solchen Wagen zu fahren, schon gar nicht, wenn er ihm nicht gehörte. Wenn er auch nur einen Kratzer verursachte, würde ihn das wahrscheinlich zwei volle Monatsgehalter kosten.

»Ich bin gut versichert«, antwortete Sendig, als hätte er seine Gedanken gelesen. »Außerdem kenne ich Ihre Personalakte. Sie sind ein guter Fahrer. Und wir brauchen zwei Wagen. Sie fahren jetzt hinaus zum Krankenhaus und sehen nach Hansen, und ich... muß mit jemandem reden. Wir treffen uns in zwei Stunden.«

»Ich kann irgendeinen Dienstwagen nehmen«, sagte Bremer, aber Sendig schüttelte beharrlich den Kopf.

»Es ist mir lieber, wenn ich meinen Wagen dabeihabe«, sagte er. »Es wird vermutlich spät werden, und ich habe keine Lust, extra noch einmal hierherzukommen, nur um den Wagen zu holen.«

»Und wo treffen wir uns?« fragte Bremer. Der Gedanke gefiel ihm immer noch nicht, aber wie meistens hatte es gar keinen Zweck, mit Sendig zu diskutieren.

Sendig zog einen zusammengefalteten Zettel aus der Tasche und reichte ihn über das Dach. »Ich warte im Wagen, direkt vor der Tür«, sagte er. »Wenn ich nicht da bin, warten Sie auf mich. Aber ich schätze, ich werde schneller sein. Oh ja, noch etwas - wenn Sie nach Hansen gesehen haben, fahren Sie nach Hause und ziehen sich um. Wir müssen vielleicht jemanden observieren. In Uniform ist das etwas schwierig.«

»Und Hansen?« fragte Bremer. »Ich meine, in welchem Krankenhaus liegt er eigentlich?«

»Habe ich das nicht gesagt? Im St.-Eleonor-Stift. Sie wissen, wo das ist?«

»Das St.-Eleonor?« Bremer staunte. »Aber das ist ... kein Krankenhaus.«

»Wie man's nimmt«, antwortete Sendig. »Jedenfalls ist es eine *Klinik*.«

»Es ist eine *Irrenanstalt*«, antwortete Bremer betont.

»Ja, und zwar die gleiche, in der Sillmanns Frau untergebracht ist«, bestätigte Sendig ungerührt. »Und in der der selige Professor Artner gearbeitet hat. Ein glücklicher Zufall, nicht wahr? Das erspart uns einen Weg.«

»Aber... aber wieso sollten sie Hansen dorthin bringen?« fragte Bremer hilflos. »Er hatte doch nur einen Schock!«

»Genau das sollen Sie ja herausfinden.« Sendig stieg ein und ließ das Seitenfenster herunter, so daß Bremer sich vorbeugen mußte, um über den Beifahrersitz hinweg weiter mit ihm reden zu können. »Es würde mich nicht überraschen, wenn sie leugnen, daß er dort ist. Aber er ist es, verlassen Sie sich darauf. Machen Sie ruhig gehörig Druck, wenn man Ihnen dumm kommt. Aber lassen Sie meinen Namen aus dem Spiel - wenigstens vorerst.«

Bremer hatte noch tausend Fragen, aber Sendig startete den Motor und ließ den Wagen langsam zurückrollen, so daß er beiseitetreten mußte, ob er es wollte oder nicht. Einen Moment später war er allein. Sendig hatte gewendet und fuhr in raschem Tempo auf die Straße hinaus.

Bremer blickte ihm kopfschüttelnd nach. Er verstand überhaupt nichts mehr. Wieso sollten sie Hansen ausgerechnet in diese Klinik gebracht haben? Ganz abgesehen davon, daß es

der Zufälle vielleicht ein bißchen zu viele waren - er wußte nicht viel über das St.-Eleonor-Stift, aber doch immerhin, daß es sich nicht um eine x-beliebige Nervenheilanstalt handelte, sondern um eine Privatklinik, deren Patienten fast ausnahmslos aus gutbetuchten Familien stammten. Es war ganz bestimmt kein Krankenhaus, in das man einen Polizeibeamten brachte, der im Dienst verletzt worden war. Und schon gar nicht in aller Heimlichkeit und ohne seine Angehörigen zu benachrichtigen.

Langsam ging er auf Sendigs Mercedes zu und umkreiste das Fahrzeug einmal, ehe er die Tür öffnete. Er hatte beinahe Hemmungen, einzusteigen. Der Geruch von teurem Leder und edlem Holz schlug ihm entgegen, und als er sich hinter das Steuer setzte, sank er so tief in den Ledersitz ein, daß er fast erschrak. Seine Finger zitterten leicht, als er den Schlüssel ins Schloß steckte.

Der Motor sprang mit einem satten Röhren an, das die gewaltige PS-Zahl verriet, die unter der abgerundeten Motorhaube eingepfercht war, lief dann aber fast lautlos. Bremer suchte einen Moment vergebens nach dem Kupplungspedal, ehe ihm auffiel, daß er in einem Automatikwagen saß - eigentlich eine sonderbare Kombination für ein so sportliches Fahrzeug wie dieses, aber auf der anderen Seite auch wieder irgendwie passend, wenn man seinen Besitzer bedachte -, dann schloß er die Tür, legte den Gang ein und fuhr sehr vorsichtig los.

Ebenso vorsichtig bugsierte er den Wagen auf die Straße hinaus, wartete eine genügend große Lücke im fließenden Verkehr ab und gab dann etwas entschlossener Gas. Der Wagen gehorchte seinen Befehlen so präzise, als wäre er seit Jahren an keinen anderen Fahrer gewöhnt. Es dauerte tatsächlich nur einige Augenblicke, bis Bremers Nervosität sich bereits zu legen begann, und nur noch einige weitere Momente, bis er wirklich etwas von der Faszination zu spüren begann, die Sendig ihm gerade unterstellt hatte. Es war ein phantastischer Wagen. Um so weniger verstand er jetzt, warum Sendig ihn *ihm* anvertraut hatte und selbst mit dem Dienstwagen fuhr. Wenn sie zwei Wagen brauchten, warum hatte er dann nicht

seinen eigenen PKW genommen und ihn, Bremer, mit dem Audi fahren lassen?

Aber eigentlich wußte er die Antwort auf diese Frage. Er hatte sie die ganze Zeit über gewußt, nur nicht richtig realisiert, aber das holte er nach, als er das nächste Mal in den Spiegel sah und den Wagen erblickte, der ihm folgte. Es war ein ganz normaler dunkelblauer BMW, wie es Hunderte, wenn nicht Tausende in der Stadt geben mußte, aber zwei Dinge daran waren doch seltsam: Er hatte abgedunkelte Scheiben, und er hatte ihn vorhin schon einmal gesehen, auf dem Parkplatz des Polizeipräsidiums.

19. Kapitel

Den ganzen Nachmittag über war er vermeintlich ziellos durch die Stadt geirrt. Er konnte nicht mehr sagen, wo er überall gewesen war und wie lange; und er wußte auch nicht, was er in dieser Zeit getan oder auch nur gedacht hatte. Hinter seiner Stirn herrschte ein einziges heilloses Chaos. Erst sehr viel später wurde ihm klar, daß es nicht der ganze Nachmittag gewesen war, sondern allenfalls zwei Stunden, und daß er auch nicht ziellos durch die Stadt gelaufen war, sondern ganz im Gegenteil höchst zielbewußt. Aber während er unterwegs war, war es, als bewege er sich durch eine fremde Welt. Alles kam ihm mit einem Male feindselig und aggressiv vor: Die Menschen, denen er begegnete, schienen ihn mißtrauisch zu belauern, die Geräusche waren zu schrill und zu laut, das Licht zu grell und zu hart, die Häuser, an denen er vorbeikam, erschienen ihm wie die Mauern eines gewaltigen, die ganze Welt umspannenden Labyrinthes, in dem er herumirre wie eine Laborratte im Glaskasten, die einfach nicht begriff, daß es keinen Ausweg daraus gab.

Aber vielleicht war er ja auch nicht viel mehr. Für seinen Vater und Petri - genau wie für Löbach? - war er möglicherweise niemals mehr gewesen, ganz egal, wie oft sie das Gegenteil beteuerten: ein Experiment. Selbst einmal unterstellt, ihre Geschichte wäre die Wahrheit - was er keine Sekunde lang glaubte. Er *gestattete* sich nicht, sie zu glauben - selbst dann hätten sie kein Recht gehabt, ihm *das* anzutun. Sein Vater hatte behauptet, es nur seinetwegen getan zu haben, um seiner und seiner Mutter willen - lächerlich! Sie hatten kein Recht. Niemand hatte das Recht, so etwas zu tun. Sie hatten ihm sechs Jahre seines Lebens gestohlen - mehr noch: im Grunde sein *ganzes* Leben, denn sie hatten auch die Erinnerung an die Zeit davor fast vollkommen ausgelöscht, und es gab nichts, was das rechtfertigte. Er kam sich benutzt vor: auf die schlimmste vielleicht mögliche Art benutzt und manipuliert.

Und doch war das nicht einmal das Schlimmste. Dies waren die Gedanken und der Schmerz, die an der Oberfläche waren. Darunter wuchs noch etwas anderes heran - etwas noch immer Körperloses und Dunkles, das aus dem Verlies am Grunde seiner Seele gekrochen war und nun heraufwollte. Vielleicht war es nichts anderes als das Wissen, daß sein Vater doch die Wahrheit gesagt hatte. Oder die Angst.

Er hatte verzweifelt versucht, sich zu erinnern. An irgend etwas - Löbach, seine Tochter, die anderen, jene schicksalhafte Nacht, von der sein Vater gesprochen hatte, irgendeine Kleinigkeit, und sei sie noch so nebensächlich, die nicht in das Bild einer ganz normalen, ein wenig langweiligen Jugend paßte, das in seinem Gedächtnis war. Aber da war nichts. Mark verstand mit jeder Minute weniger, wieso es ihm in all den Jahren nicht selbst aufgefallen war, denn jetzt, wo sein Vater und Petri ihn darauf aufmerksam gemacht hatten, begriff er mehr und mehr, wie falsch das war, was er die ganze Zeit für seine Erinnerung gehalten hatte. Und es war nicht einmal eine sehr überzeugende Fälschung. Was in seinem Kopf war, war bloß Requisite: eine bunt angemalte Pappmache-Kulisse, die einer Betrachtung aus großer Entfernung standhalten mochte, aber nicht einmal das für lange Zeit. Dahinter war nichts. Es gab Lücken und dünne Stellen in dieser Kulisse, aber wenn er daran kratzte und die blasse Farbschicht entfernte, kam nur eine allumfassende Schwärze und Leere zum Vorschein. Die Erinnerungen an die Zeit vor seinem zwölften Geburtstag existierten nicht mehr. Petri hatte zwar behauptet, daß sie wiederkehren würden, aber Mark war nicht sicher. Da hätte irgend etwas sein müssen, das erwachen wollte. Irgend etwas, das er, wenn schon nicht erkannt, so doch gespürt hätte. Doch alles, was er am Grunde dieser schwarzen Leere fühlte, war das Ungeheuer der Furcht. Es lag dort unten *wie* ein Ding, das seine Vergangenheit gefressen hatte und nun vielleicht daranging, auch seine Gegenwart zu verschlingen.

Hinter ihm hupte ein Wagen. Mark, der in mäßigem Tempo auf dem Bürgersteig entlangschlenderte und einen guten Me-

ter vom Straßenrand entfernt war, stellte keine Beziehung zwischen sich und diesem Hupen her und ignorierte es zuerst. Aber dann wiederholte es sich und dann noch einmal, und er drehte im Gehen den Kopf und sah sich suchend um. Auf der Straße herrschte nicht viel Verkehr, und so bemerkte er den silbergrauen Mercedes sofort, der im Schrittempo hinter ihm herrollte. Der Fahrer sah in seine Richtung. Mark konnte mit seinem Gesicht im ersten Moment nicht viel anfangen, aber das Hupen hatte ganz eindeutig ihm gegolten, denn erstens war er allein auf dem Gehweg, und zweitens hob der Mann im Mercedes in diesem Moment die Hand und machte eine eindeutige Bewegung.

Einen Moment lang spielte Mark mit dem Gedanken, einfach weiterzugehen. Er kannte so gut wie niemanden hier in Berlin, und allein der kostspielige Wagen, den der andere fuhr, legte den Verdacht nahe, daß es jemand war, den sein Vater geschickt hatte. Hatte er ihn die ganze Zeit beobachtet? Mark beantwortete seine Frage gleich selbst: nein. *Dieser Wagen* wäre ihm aufgefallen.

Der Fremde hupte zum dritten Mal, und Mark gab sich einen Ruck und trat mit raschen Schritten auf die Fahrbahn hinaus und um den Mercedes herum. Die Gesten des Fahrers waren eindeutig: Mark öffnete die Beifahrertür, ließ sich in den niedrigen Schalensitz fallen und erkannte endlich den Mann hinter dem Steuer.

Ungläubig riß er die Augen auf. »Sie?« Er konnte sich nicht an den Namen erinnern, aber es war eindeutig der Polizeibeamte von heute morgen. Mit seiner grünen Jacke und der weißen Mütze wirkte er in diesem Wagen vollkommen fehl am Platze, und obwohl er lächelte, sah er zugleich nicht so aus, als ob er sich hinter dem teuren Sportlenkrad besonders wohlfühlte.

»Guten Tag, Herr Sillmann«, begann der Beamte. »Erinnern Sie sich? Wir haben uns heute morgen kennengelernt. Soll ich Sie ein Stück mitnehmen?«

»Sie sind...?«

»Bremer«, antwortete der Polizist. Zugleich machte er klar, daß seine zweite Frage nur rhetorisch gewesen war, denn er

fuhr bereits weiter, ohne Marks Antwort abzuwarten. Trotzdem sagte Mark: »Gern. Aber wohin fahren wir?«

»Zum St.-Eleonor-Stift«, antwortete Bremer. »Sie wollen doch dort hin, oder?«

Mark sah Bremer einen Moment lang verständnislos an, ehe er rechts und links aus den Fenstern blickte. Zum ersten Mal nahm er seine Umgebung wirklich bewußt wahr. Er erinnerte sich vage, eine Weile kreuz und quer mit der U-Bahn durch die Stadt gefahren zu sein, und er hatte geglaubt, die Züge vollkommen willkürlich gewählt zu haben. Offenbar war das ein Irrtum gewesen. Er befand sich auf dem Weg zur Klinik.

»Verfolgen Sie mich?« fragte er mißtrauisch.

Bremer fuhr ein wenig schneller und sah wie beiläufig in den Rückspiegel. Obwohl der Motor kaum hörbar lauter wurde, sah Mark doch, daß sie viel zu schnell fuhren. Die Tachonadel näherte sich der Achtzig.

»Hätte ich denn Grund dazu?« fragte Bremer.

Mark verzog ärgerlich das Gesicht und streckte die Hand nach dem Türgriff aus. »Ich glaube, ich steige hier besser aus«, sagte er.

»Nicht doch.« Bremer machte eine beruhigende Geste. »Nein. Ich verfolge Sie nicht. Aber wir haben den gleichen Weg - warum sollte ich Sie nicht mitnehmen?«

Es klang so sehr nach einer Ausrede, dachte Mark, daß es schon wieder überzeugend war. Beinahe wenigstens.

»Hat die Polizei jetzt neue Dienstfahrzeuge?« fragte er.

Bremer nickte. »Ja, es war auch an der Zeit, daß man uns angemessen ausstattet.« Er lachte. »Nein - das ist kein Dienstwagen. Ich... überführe ihn nur, sozusagen.«

»Aha«, sagte Mark. »Und dabei haben Sie zufällig den gleichen Weg wie ich?«

Bremer maß ihn mit einem nachdenklichen, aber auch ganz leicht spöttischen Blick. »Wenn ich Sie beschatten würde, Mark, würden Sie es nicht merken«, sagte er. »Ich würde es zum Beispiel nicht mit diesem Wagen tun. Daß wir uns getroffen haben, ist wirklich Zufall.«

»Und eine praktische Gelegenheit, allein mit mir zu reden, nicht wahr?« fügte Mark hinzu.

»Dazu besteht kein Anlaß«, behauptete Bremer.

»Was haben Sie heute morgen bei *uns* gewollt?« fragte Mark.

Bremer zuckte mit den Schultern. »Routine. Wir sind verpflichtet, gewisse Untersuchungen anzustellen bei einem Selbstmord.«

»Routine?« wiederholte Mark. »Ihr Kollege, dieser Sendiger ist ein ziemlich hohes Tier, nicht?«

»Eines der höchsten sogar«, bestätigte Bremer. »Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich glaube, er hat Löbach gekannt. Kannten Sie ihn?«

»Er arbeitete länger für die Firma meines Vaters, als ich lebe«, erinnerte sich Mark. Er sah Bremer aufmerksam und mit neu erwachendem Mißtrauen an. War das nun Konversation oder vielleicht doch das, was der Polizeibeamte gerade so überzeugend abgestritten hatte: ein Verhör?

»Ihr Vater und er waren Freunde, nicht?« Bremer sah wieder in der Rückspiegel und gab noch mehr Gas. Sie fuhren jetzt fast hundert.

»Ja«, antwortete Mark. »Nein. Früher einmal... glaube ich.«

Bremer sagte nichts dazu, aber sein Gesichtsausdruck war bereit genug, und nach einigen Sekunden rettete sich Mark in ein Achselzucken. »Ich habe in letzter Zeit nicht mehr sehr viel von dem mitbekommen, was in der Firma vorgeht. Warum fahren Sie eigentlich so schnell?«

Bremer nahm tatsächlich den Fuß vom Gas, allerdings nur für einen kurzen Moment, dann beschleunigte er wieder, und sein erneuter Blick in den Rückspiegel verriet ihn. Mark drehte sich mühsam in dem Sportsitz herum, der zwar eine bequeme Position, kaum aber Bewegung ermöglichte, und musterte die Straße hinter ihnen.

Sie hatten bereits mehrere Fahrzeuge überholt, die rasch zurückfielen, aber darunter war eines, das die Distanz hielt, wenn auch in gehörigem Abstand: ein dunkelblauer, sehr großer BMW.

»Werden wir verfolgt?« fragte er.

Bremer lachte. »Kaum. Okay, ich gebe zu, ich fahre ein bißchen schneller, als die Polizei erlaubt.«

Mark verzog die Lippen. Er hatte sich den Kalauer erspart, obwohl er ihm ein paarmal auf der Zunge gelegen hatte. »Dieser BMW...«

Bremer war kein besonders guter Schauspieler. Er sah in den Spiegel und tat so, als suche er nach dem Fahrzeug, von dem Mark gesprochen hatte, aber mit dieser Vorstellung hätte er niemanden überzeugt. Anscheinend sah er das auch selber ein, denn nach ein paar Augenblicken sagte er: »Ach der. Er fährt schon eine ganze Weile hinter mir her. Anscheinend verletzt es seinen Stolz, auf einen schnelleren Wagen zu treffen. Sollen wir ihn anhalten? Sein Gesicht, wenn ich in Uniform aus dem Wagen steige, ist bestimmt sehenswert.«

Mark hakte das Thema in Gedanken ab. Er hatte wirklich andere Probleme. Anscheinend hatte dieser Bremer eine gehörige Macke, Polizeibeamter oder nicht. Oder er war sehr viel raffinierter, als er bisher angenommen hatte. Aber das spielte keine Rolle. »Wir sind jetzt gleich da«, sagte er.

Zu Fuß hätte er für den Weg sicher noch eine Stunde gebraucht, aber das Tempo, das Bremer vorgelegt hatte, hatte ihn auf wenige Minuten zusammenschmelzen lassen. Seltsamerweise war er überhaupt nicht froh darüber. Auch wenn es keine bewußte Entscheidung gewesen war, war ihm doch klar, weshalb er hier war: um mit dem einzigen Menschen zu reden, der die Geschichte seines Vaters bestätigen konnte - mit seiner Mutter. Zugleich aber hatte er Angst davor. Selbst wenn sie - was unwahrscheinlich war - seine Frage verstand, und selbst wenn sie - was noch unwahrscheinlicher war - darauf antwortete, hätte er nicht einmal sagen können, welche Antwort er hören wollte. Die, daß alles gelogen war und sein Vater ein Ungeheuer sei, das sich diese phantastische Geschichte nur ausgedacht hatte, um sich von seiner eigenen Schuld reinzuwaschen und seinen, Marks, Widerstand vielleicht für alle Zeiten zu brechen? Oder die, daß es die Wahrheit war und er allein die Schuld daran trug, daß seine Mutter als seelisches Wrack dahinvegetierte und sein Leben in den letzten sechs Jahren die Hölle gewesen war?

Als hätte er seine Gedanken gelesen, fragte Bremer in diesem Moment: »Sie besuchen Ihre Mutter?«

»Nein«, antwortete Mark fast erschrocken. »Das habe ich heute morgen getan, bevor ich nach Hause gekommen bin. Ich bin hier... mit jemandem verabredet. Privat«, fügte er hinzu, um jede entsprechende Frage Bremers von vornherein abzublocken. Der Polizist zog vielsagend die Augenbrauen hoch, aber er hatte den Tonfall, in dem Mark das letzte Wort ausgesprochen hatte, bemerkt und richtig gedeutet. Er sagte nichts.

Sie hatten ihr Ziel auch beinahe erreicht. Die Abzweigung zur Klinik lag unmittelbar vor ihnen. Bremer bremste unnötig hart ab, steuerte den Wagen um die Kurve und gab wieder so heftig Gas, daß Mark in den Sitz gepreßt wurde. Er sah in den Rückspiegel, und auch Mark behielt die Straße hinter ihnen aufmerksam im Auge. Es verging eine ganze Weile, ehe der blaue BMW hinter ihnen an der Einmündung vorbeifuhr und verschwand.

»Schade«, sagte Bremer. »Und ich hätte ihm so gerne eine Überraschung bereitet.« Er lachte dabei, aber dieses Lachen kam Mark ein bißchen zu laut vor, und er sah gerade lange genug in den Spiegel, um seinen Worten das meiste von ihrer Glaubwürdigkeit zu nehmen. Mark war mittlerweile davon überzeugt, daß dieser Wagen sie verfolgt hatte - aber das ging ihn nichts an. Unter normalen Umständen hätte er die Situation sicher als aufregend empfunden und versucht, nähere Einzelheiten zu erfahren; aber heute und jetzt hatte er genug mit sich selbst zu tun. Er schwieg, bis sie den Parkplatz der Klinik erreicht hatten und Bremer den Mercedes unweit der großen Marmortreppe zum Stehen brachte.

Ohne ein Wort stiegen sie aus. Und obwohl sie nicht zusammengehörten, wartete Mark ganz automatisch, bis der Polizist die Türen verriegelt hatte und um den Wagen herumgekommen war, um neben ihm die Treppe zum Hauptportal hinaufzugehen.

Es war ein sehr sonderbares Gefühl. Mark fühlte sich niemals wohl, wenn er hierher kam, aber jetzt war es anders. Er hatte beinahe Angst. So ungefähr, dachte er, mußte sich ein Delinquent fühlen, der die Stufen zum Schafott hinaufschritt. Dieses Gebäude hatte niemals Gutes für ihn bereitgehalten,

aber nun beheimatete es ein weiteres düsteres Geheimnis, von dem er immer noch nicht genau wußte, wie es aussah, wohl aber, daß es sein Leben unwiderruflich und für alle Zeiten verändern würde, ganz gleich, wie die Antworten auf seine Fragen ausfielen. In gewissem Sinne erwartete ihn dort drinnen tatsächlich ein kleiner Tod - nicht das Ende seiner körperlichen Existenz, wohl aber der Abschied von jenem hochkomplizierten, verworrenen und im Grunde doch so simplen Bild aus Frustration, Zorn, Haß und Schuldzuweisungen, das sein Leben und seine Gedanken in den letzten sechs Jahren bestimmt hatte.

Er sah instinktiv die beiden gewaltigen Barockengel über dem Portal an, und im Grunde fiel ihm erst jetzt auf, *wie* groß sie waren und wie drohend und finster. Bisher war ein Engel für ihn stets etwas Positives gewesen (sah man einmal davon ab, daß er nicht an deren Existenz glaubte) - ein Beschützer, ein Wächter, ein Freund. Aber das waren die Engel aus den Kindergeschichten. Für die meisten Menschen blieben sie dies ihr Leben lang, aber manchmal begannen sie sich zu verändern und mutierten zu etwas, das ihrer ursprünglichen Bedeutung wahrscheinlich näherkam, als die meisten ahnten.

»Azrael...« murmelte er ganz leise, wobei ein nur ange deutetes, bitteres Lächeln auf seinen Lippen erschien. Mit Sicherheit war es kein Zufall, daß Löbachs Killerdroge damals genau diesen Namen bekommen hatte, sondern ein Wortspiel, an dem er vermutlich lange herumgebastelt und seinen infantilen Spaß daran gehabt hatte. Er fragte sich, ob Löbach seiner Erfahrung wohl den gleichen Namen gegeben hätte, hätte er geahnt, auf welch schreckliche Weise er Wahrheit werden sollte.

»Wie bitte?« fragte Bremer.

Mark sah hoch und registrierte erst jetzt, daß er das Wort laut ausgesprochen hatte - allerdings wohl nicht laut genug, um es Bremer wirklich verstehen zu lassen. »Nichts«, sagte er hastig. »Ich war... in Gedanken.«

Aus einem Grund, den er selbst nicht ganz nachvollziehen konnte, wäre es ihm unangenehm, Azrael Bremer gegenüber zu erwähnen. Mit großer Wahrscheinlichkeit hätte der Poli-

zeibeamte mit diesem Wort gar nichts anfangen können, allenfalls, daß ihm seine biblische Bedeutung geläufig wäre. Aber er wollte nicht über dieses Thema sprechen. Schon gar nicht mit Bremer - obwohl ihm der Mann im Grunde sympathisch war. Mark war nicht sicher, ob er wieder aufhören konnte, wenn er einmal damit anfing, über seine Visionen zu reden. Vorhin in Gegenwart seines Vaters und des Arztes jedenfalls hatte er es nicht gekonnt.

Bremer öffnete die Tür und machte eine einladende Geste. »Es wird bei mir nicht allzu lange dauern«, sagte er, als Mark an ihm vorbeiging. »Wenn Sie wollen, nehme ich Sie nachher wieder mit zurück in die Stadt.«

Plötzlich grinste er. »Falls wir wieder auf den BMW stoßen, könnte ich einen guten Copiloten gebrauchen. Möglicherweise muß jemand aus der Tür heraus schießen, während ich lenke - nur für den Fall, daß es sich um Agenten einer ausländischen Macht handelt.«

»Warum nicht gleich um Außerirdische?« fragte Mark böse. Bremers Grinsen erlosch abrupt, und Mark ging mit schnellen Schritten an ihm vorbei und steuerte den Empfang an, an dem er heute morgen die junge Lernschwester getroffen hatte. Er bedauerte seine eigene Grobheit beinahe; Bremer hatte nur einen Scherz machen wollen, aber er haßte es nun einmal, wie ein Kind behandelt zu werden.

Statt Schwester Beate tat nun eine ältere Frau in einem grauen Kostüm hinter dem Empfang Dienst. Ihr Haar war zu einem strengen Knoten zusammen- und hochgebunden, und ihr Gesicht hatte einen harten Zug, der es älter erscheinen ließ, als es vermutlich war. Obwohl Mark als erster den Empfang erreichte, sah sie ihn kaum an, sondern blickte zu Bremer hinüber. Mark mußte sich zweimal übertrieben räuspern, ehe sie sich dazu herabließ, ihm wenigstens einen Teil ihrer Aufmerksamkeit zu schenken.

»Bitte?« fragte sie mit einer Stimme, die ebenso grau und streng klang, wie ihr Gesicht aussah.

»Mein Name ist Sillmann«, sagte Mark. »Mark Sillmann. Ich möchte gerne meine Mutter besuchen. Sie ist Patientin hier.«

Die Schwester sah ihn eine Sekunde lang vollkommen ausdruckslos an und verlagerte ihre Aufmerksamkeit dann wieder zu Bremer, der mittlerweile herangekommen war. »Und was kann ich für Sie tun?«

Ihre Besucher zum Beispiel der Reihe nach abfertigen, dachte Mark verärgert, aber er sparte es sich, das auszusprechen. Bremers Uniform gab ihm eine Autorität, gegen die er ohnehin nicht ankam.

Bremer tauschte einen bezeichnenden Blick mit Mark, nannte aber dann seinen Namen und zog völlig überflüssigerweise noch einen in Plastik eingeschweißten Dienstausweis aus der Jacke, den er der Schwester reichte, ohne ihn jedoch aus der Hand zu geben. Sie prüfte ihn sorgfältig und notierte sich etwas auf einem Blatt Papier, wahrscheinlich Bremers Namen und Dienstnummer, vermutete Mark.

»Und was führt Sie hierher, Herr Polizeiobermeister?« fragte sie.

»Es geht um einen Ihrer Patienten«, antwortete Bremer. »Ein Kollege von mir. Er ist heute morgen eingeliefert worden.«

Die Schwester machte ein fragendes Gesicht. »Ein Kollege? Sind Sie sicher?«

»Vollkommen«, antwortete Bremer. »Sein Name ist Hansen. Er hatte einen Unfall in der vergangenen Nacht. Er muß irgendwann zwischen acht und neun hergebracht worden sein.«

Die Schwester zögerte. Ihr Blick war jetzt noch unfreundlicher als zuvor, aber offenbar wagte sie es nicht, sich in einem entsprechenden Ton an Bremer zu wenden. Sie klang allerdings auch alles andere als freundlich. »Ich fürchte, Sie... sind da vielleicht einem Mißverständnis erlegen, Herr Wachtmeister«, begann sie vorsichtig. »Das hier ist -«

»- das St.-Eleonor-Stift, oder?« unterbrach sie Bremer. »Und hier wurde er hergebracht nach meinen Informationen. Ich bin sicher, daß es sich nicht um einen Irrtum handelt.«

»Ich werde mich erkundigen«, versprach die Schwester. Sie streckte die Hand nach dem Telefon aus, und Mark fand, daß es an der Zeit war, sich in Erinnerung zu bringen, solange er

überhaupt noch eine Chance hätte, wahrgenommen zu werden.

»Entschuldigung«, sagte er. »Kann ich vielleicht durchgehen? Ich kenne den Weg.«

»Das mag sein, junger Mann«, antwortete die Schwester. »Aber das hier ist kein Hotel, wo jedermann kommen und gehen kann, wie er gerade lustig ist. Ich werde nachhören, ob Ihre Mutter Besuch empfangen kann. Haben Sie einen Termin?«

»Nein«, gestand Mark. »Aber ich habe heute morgen erst mit ihr gesprochen, und -«

»Ich erkundige mich.«

Während sie zu wählen begann, drehte sich Mark kurz zu Bremer herum. Der Polizeibeamte maß die Frau hinter dem Schalter mit strengen Blicken, nahm sich aber trotzdem die Zeit, Mark rasch zuzublinzeln, wobei sich für eine Sekunde ein amüsiertes Lächeln in seine Augen stahl. Der Mann wurde ihm dadurch noch sympathischer. Obwohl er ihn kaum kannte, spürte er instinktiv, daß das Urteil seines Vaters zumindest über ihn falsch gewesen war.

Mark wandte sich wieder an die Schwester und fragte: »Übrigens - hat Schwester Beate schon Feierabend? Ich bin mit ihr verabredet.«

Der Gesichtsausdruck der Schwester wurde noch unfreundlicher, als er es wagte, sie beim Telefonieren zu stören - obwohl sie höchstwahrscheinlich nur dem Freizeichen lauschte. »Es gibt hier keine Schwester Beate«, sagte sie grob und ohne ihn anzusehen.

»Wie bitte?« Mark lächelte unsicher. »Sie müssen sich irren. Ich habe heute morgen mit ihr gesprochen.«

»Sie hören doch, was ich gesagt habe«, antwortete die Schwester. »Es gibt hier niemand dieses Namens.«

»Aber -«

Die Schwester hob mit einer ruckartigen Bewegung den Zeigefinger und brachte ihn damit zum Verstummen. Mark hörte nicht hin, während sie mit ihrem Gesprächspartner am anderen Ende der Verbindung redete, aber es dauerte auch nur einen Moment, bis sie sich mit offizieller Miene an Bremer

wandte: »Einen Moment Geduld noch, Herr Wachtmeister«, sagte sie. »Doktor Hallenberg wird sich gleich um Sie kümmern.« Sie hängte nicht ein, sondern hielt den Hörer fest und drückte mit zwei Fingern der gleichen Hand auf die Gabel und wählte dann eine andere Nummer. Diesmal vergingen nur wenige Augenblicke, ehe sie eine Verbindung bekam. »Dr. Ehlers? Hier unten ist ein junger Mann. Ein gewisser Mark...« Sie sah Mark eine Sekunde lang nachdenklich an, als bedürfe es seines Anblicks, um sich an seinen Namen zu erinnern. »... Sillmann. Er möchte seine Mutter sprechen. Aber er hat keinen Termin.« Sie lauschte einen Moment auf die Antwort, nickte dann und hängte wortlos ein.

»Einen Moment bitte«, sagte sie.

»Aber das ist wirklich nicht nötig«, sagte Mark. »Sie kennen mich nicht, aber ich komme sehr oft her. Ich besuche meine Mutter regelmäßig, und ich habe noch nie einen Termin gebraucht.«

»Bei mir schon«, antwortete sie unfreundlich. »Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte, meine Herren. Ich habe noch zu tun.«

Mark spürte allmählich einen gehörigen Ärger in sich aufsteigen, und wäre Bremer nicht dabeigewesen, dann hätte er diesem Ärger vermutlich auch Luft gemacht. So sah er die Schwester nur einen Moment lang böse an und wich dann ein paar Schritte vom Empfang zurück. Bremer folgte ihm nach kurzem Zögern. Mark versuchte vergeblich, seinen Gesichtsausdruck zu deuten; er schwankte irgendwo zwischen Verärgerung und Amüsiertheit.

»Geht es hier immer so förmlich zu?« erkundigte sich der Polizeibeamte.

»Nein«, antwortete Mark. »Eigentlich habe ich das noch nie erlebt, aber ich kenne diese Schwester auch nicht. Sie muß neu sein.«

»Offensichtlich«, sagte Bremer. »Immerhin kennt sie nicht einmal den Namen ihrer Kollegin.«

»Scheint so«, sagte Mark.

Der Aufzug kam. Ein kleinwüchsiger Mann in einem weißen Arztkittel trat aus der Kabine und wandte sich mit

einem fragenden Blick an die Schwester hinter dem Empfang. Sie deutete wortlos auf Bremer, der sich herumdrehte und dem Arzt entgegenging. Mark entfernte sich diskret einige Schritte; was die beiden miteinander zu besprechen hatten, ging ihn nichts an.

Bremer hatte das große Portal nicht geschlossen, so daß ein schmaler Streifen Tageslicht in das vornehme Halbdunkel der Halle fiel. Draußen fuhr ein Wagen vor. Mark hörte das gedämpfte Motorengeräusch und schlenderte mit langsamem Schritten zur Tür. Es war gar nicht so ungewöhnlich, wie er Bremer gegenüber behauptet hatte, daß er warten mußte. Selbst das Gewicht seines Namens reichte nicht immer aus, sofort vorgelassen zu werden. Ganz im Gegenteil bereitete er sich auf eine längere Wartezeit vor, zumal er ja am Morgen schon einmal hier gewesen war. Er fragte sich, ob seine Mutter sich an diesen Besuch erinnerte.

Er hatte die Tür erreicht und hielt aus purer Langeweile nach dem Wagen Ausschau, den er hatte vorbeifahren sehen. Es war kein blauer BMW, wie er eine halbe Sekunde lang erwartet hatte, sondern ein Krankenwagen. Er hatte ein gutes Stück neben dem Haupteingang angehalten, und die beiden hinteren Türen standen offen. Zwei Männer in weißen Anzügen waren damit beschäftigt, eine Trage mit einer reglosen Gestalt darauf auszuladen.

Jedenfalls unterstellte Mark, daß es Männer waren. Ebenso gut hätte es sich aber auch um Frauen handeln können oder Marsmenschen.

Mark fuhr sich erstaunt mit dem Handrücken über die Augen und blinzelte ein paarmal, aber das Bild blieb. Die beiden Männer trugen weiße, den ganzen Körper umhüllende Anzüge mit fest angebrachten Stiefeln, Handschuhen und Helmen, die aus einem Science-fiction-Film hätten stammen können. Es waren Isolieranzüge. In einem Krankenhaus vielleicht kein so ungewöhnlicher Anblick - aber dies war kein normales Krankenhaus. Schon gar keines, das Patienten mit so ansteckenden Krankheiten aufnahm, daß sich die Krankenwagenbesatzung auf eine solche Weise schützen mußte. Sehr ungewöhnlich!

»Wartest du schon lange?«

Mark erschrak so heftig, daß er auf dem Absatz herumfuhr und Beate einen hastigen Schritt zurück machte. Im allerersten Moment hätte er sie kaum erkannt - statt der strengen Schwesterntracht trug sie jetzt Jeans, T-Shirt und eine knapp-sitzende schwarze Lederjacke, was sie wesentlich jünger und kindlicher erscheinen ließ als noch am Morgen, zugleich aber auch sehr viel attraktiver.

»Entschuldige«, sagte er hastig. »Ich war ...« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich warte noch nicht lange. Ein paar Minuten. Aber ich hatte die Hoffnung trotzdem schon fast aufgegeben.«

Beate legte fragend den Kopf auf die Seite.

»Deine Kollegin dort hinten.« Mark deutete mit säuerlichem Gesichtsausdruck über die Schulter zurück zum Empfang. »Sie hat behauptet, hier gäbe es keine Schwester Beate.«

»Ach ja, Schwester Rabiata«, sagte Beate lächelnd.

»Wie bitte?«

»Eigentlich heißt sie Ingeborg, aber alle nennen sie nur Schwester Rabiata«, erklärte Beate. »Sie kann mich nicht ausstehen. Außerdem ist sie völlig paranoid. Sie sieht in jedem weiblichen Wesen, das jünger ist als sie und besser aussieht, eine Mitgiftjägerin. Und du kennst ja die Vorschriften hier.«

Mark warf einen raschen Blick zum Empfang hinüber. Bremer war in eine heftige und offenbar nicht besonders erfreuliche Diskussion mit dem Arzt verwickelt, während Schwester Ingeborg Beate und ihn mit unverhohlenem Mißtrauen ansah. »Ich hoffe, du bekommst jetzt keine Schwierigkeiten«, sagte er.

Beate schüttelte heftig den Kopf. »Ach wo«, sagte sie. »Außerdem - hast du nicht selbst gesagt, daß du den Laden kaufst und jeden rauswirfst, der mir Ärger macht?«

Mark lachte zwar, aber eigentlich war ihm nicht danach zumute. Aus irgendeinem Grund fühlte er sich ganz plötzlich wieder ebenso befangen, verunsichert und zugleich auf eine fast unerklärliche Weise zu Beate hingezogen wie am frühen Morgen. Es war ein sehr angenehmes Gefühl, aber es verwirrte ihn auch. Und ein bißchen erschreckte es ihn. Er war fast erleichtert, als Schwester Rabiata hinter dem Empfang die

Hand hob und ihn heranwinkte. Beate machte keine Anstalten, ihm zu folgen, sondern blieb stehen, wo sie war. Offenbar herrschte zwischen ihr und ihrer Kollegin tatsächlich ein sehr gespanntes Verhältnis.

Er kam dicht genug an Bremer und dem Arzt vorbei, um einen Teil ihres Gespräches mitzuhören, obwohl er es gar nicht wollte.

»... aber ich fürchte, es bleibt bei meiner Entscheidung, Herr Wachtmeister«, sagte der Arzt gerade.

»Aber ich will doch nur -«

»Es tut mir leid, Herr Wachtmeister«, fuhr der Arzt in nun schon hörbar kühlerem Ton fort, aber für uns zählt erst einmal das Wohl des Patienten, nicht, was Sie oder Ihre Kollegen oder meinetwegen auch Ihre Vorgesetzten möchten.«

»Lassen Sie mich wenigstens kurz mit ihm reden«, sagte Bremer. »Seine Frau macht sich große Sorgen.«

»Das glaube ich gern«, antwortete der Arzt ungerührt. »Aber wir tun für Ihren Kollegen, was wir können. Und wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden - ich habe noch andere Patienten.«

Er wollte gehen, aber Bremer hielt ihn mit einer fast befehlenden Geste zurück. »Ich hätte es lieber nicht so offiziell werden lassen, Herr Doktor«, sagte er, »aber ich kann durchaus mit einem Gerichtsbeschuß wiederkommen.«

Das war nicht die richtige Taktik. Mark spürte es, bevor der Arzt antwortete, Bremer sicher auch.

»Ganz, wie Sie meinen, Herr Wachtmeister«, sagte er ruhig. »Sie wären nicht der erste, der sich eine blutige Nase holt. Verschwenden Sie ruhig Ihre Zeit - aber bitte nicht weiter die meine.« Und damit drehte er sich herum und ging mit energischen Schritten zurück zum Aufzug.

Bremer machte ein betroffenes Gesicht, und Mark hielt es im Moment für diplomatischer, ihn nicht auf das Thema anzusprechen, sondern ging rasch die wenigen Schritte weiter zum Empfang.

Schwester Ingeborg hatte natürlich alles mitbekommen und machte keinen Hehl aus ihrer Schadenfreude. »Kein erfolgreicher Tag für Ihren Freund?« fragte sie triumphierend.

»Wir gehören nicht zusammen«, antwortete Mark. »Wir sind nur zufällig im gleichen Moment hereingekommen.«

Schwester Ingeborg zuckte nur mit den Schultern und deutete auf das Telefon vor sich. »Ich fürchte, ich habe auch für Sie schlechte Nachrichten«, sagte sie. »Ich habe mit dem zuständigen Arzt gesprochen. Wie es aussieht, gehört Ihre Mutter tatsächlich zu unseren Patienten. Aber im Moment können Sie sie unmöglich besuchen.«

Mark mußte sich beherrschen, um sich seinen Ärger über diese Formulierung nicht zu deutlich anmerken zu lassen. »Warum?« fragte er gepreßt.

»Das weiß ich nicht«, antwortete die Schwester. »Ihr Zustand läßt es nicht zu.«

»Unsinn«, sagte Mark. »Ich habe sie erst...« Er verbesserte sich im letzten Moment. »... vor kurzem besucht. Es ging ihr ausgezeichnet.«

»Sind Sie zufällig Arzt?« fragte die Schwester spitz. »Ich glaube nicht. Wenn Sie es wären, dann wüßten Sie, wie rasch sich der Zustand eines seelisch kranken Menschen manchmal ändern kann. Die kleinste Aufregung kann da ausreichen. Ich kann Ihnen jedenfalls nicht helfen.«

Mark blickte sie mit unverhohlener Feindseligkeit an, aber er sagte nichts von alledem, was ihm auf der Zunge lag. Tief drinnen war er sogar beinahe froh, seine Mutter jetzt nicht sehen zu können. Er war mit dem festen Vorsatz - nein, der *Notwendigkeit* - hierher gekommen, mit ihr zu reden, und er hätte sich selbst gegenüber keine Ausrede gelten lassen. Aber so unsympathisch ihm diese Schwester auch sein mochte und so sehr sie es sichtlich genoß, seinen Wunsch abzuschlagen, glaubte er doch nicht, daß sie log.

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte er. »Ich komme später noch einmal wieder. Heute abend oder morgen.«

»Es wäre klüger, wenn Sie vorher anrufen und sich einen Termin geben lassen. Nur, damit Sie sich einen weiteren unnötigen Weg ersparen«, riet ihm die Schwester und beendete das Gespräch damit, denn sie beugte sich wieder über irgendwelche Papiere, die vor ihr lagen, und tat so, als lese sie konzentriert darin.

Mark schluckte seinen Ärger - der sich ohnehin in Grenzen hielt - herunter und ging zu Beate zurück. Sie hatte sich die ganze Zeit über nicht von ihrem Platz neben der Tür gerührt, aber als er sie erreichte, lächelte sie flüchtig und sagte: »Weißt du jetzt, warum wir sie Schwester Rabiata nennen?«

»Hm«, machte Mark. »Schwester Unfreundlich wäre passender. Ist sie immer so?«

»Ach woher«, antwortete Beate. »Sie hat heute einen guten Tag. Normalerweise läuft sie in einem roten Cape herum und hat einen Dreizack in der rechten Hand. Du hattest Glück.«

Mark lachte, aber es schien nicht sehr überzeugend zu klingen, denn Beate sah plötzlich ein bißchen besorgt aus. »Du wolltest deine Mutter noch einmal besuchen?« fragte sie. »Wenn es wirklich wichtig ist, könnte ich vielleicht etwas tun. Ich meine, ich kann nichts versprechen, aber ich kenne Doktor Ehlers gut, und -«

»Schon gut«, unterbrach sie Mark. »Es macht nichts. Vielleicht war es nicht einmal eine gute Idee. Immerhin war ich erst heute morgen hier. Es würde sie nur verwirren, wenn ich sie schon wieder besuche.« *Falls sie sich überhaupt daran erinnert*, fügte er in Gedanken hinzu. Er machte eine entsprechende Handbewegung und fuhr mit festerer Stimme fort: »Wenn du soweit bist, können wir aufbrechen. Du hast Zeit?«

»Soviel du willst«, antwortete Beate. Sie deutete auf Bremer: »Was ist mit ihm?«

»Nichts«, antwortete Mark. »Was... soll mit ihm sein?«

Bevor Beate antworten konnte, sagte Bremer: »Er kann sein Versprechen wahrscheinlich nicht halten.« Er wedelte bedauernd mit dem Autoschlüssel, während er näher kam. »Ich habe zwar angeboten, Sie mit zurück in die Stadt zu nehmen, aber ich fürchte, wir bekommen Probleme. Der Wagen ist ein Zweisitzer. Ich wußte nicht, daß Sie - «

»Das macht überhaupt nichts«, sagte Mark hastig. »Im Gegen teil. Es ist schönes Wetter, und ich gehe gerne spazieren. Du doch auch, oder?«

Die letzte Frage galt Beate, die sie mit einer überraschten Geste beantwortete, die man mit einigem guten Willen zu-

mindest als die *Andeutung* eines Kopfnickens auslegen konnte.

»Den ganzen Weg?« fragte Bremer zweifelnd.

»So weit ist es nicht«, sagte Mark. »Zur Not halten wir ein Taxi an. Außerdem wissen wir noch gar nicht genau, wohin wir überhaupt wollen. Vielen Dank jedenfalls für das Angebot.«

Bremer sah ihn noch einen Augenblick lang zweifelnd an, aber dann zuckte er mit den Achseln und verabschiedete sich. Mark sah ihm nach, während er die Treppe hinunter und auf den geparkten Mercedes zuging. Sein Blick streifte die Stelle, an der gerade noch der Krankenwagen mit den beiden sonderbaren Pflegern gestanden hatte. Das Fahrzeug war verschwunden. Und er war auch gar nicht mehr so sicher, daß er die beiden verummumten Gestalten *wirklich* gesehen und sie sich nicht nur eingebildet hatte.

»Was hast du mit der Polizei zu tun?« erkundigte sich Beate.

»Der Polizei? Mark lachte unsicher. »Nichts. Ich... kenne ihn. Privat. Aber nicht sehr gut. Wir haben uns zufällig auf der Straße getroffen, und da wir den gleichen Weg hatten, hat er mich mitgenommen.« Das war nahe genug an der Wahrheit, um glaubhaft zu klingen, und zugleich weit genug davon entfernt, Beate an weiteren unangenehmen Fragen zu hindern. Außerdem hatte sie mittlerweile auch gesehen, mit *welchem* Fahrzeug Bremer gekommen war, und riß verblüfft die Augen auf.

»Sieht so aus, als hätte ich mir den falschen Job ausgesucht«, sagte sie.

»Er gehört ihm nicht«, antwortete Mark. »Warte einen Moment - ich rufe uns ein Taxi.«

Er wollte sich herumdrehen, aber Beate fragte rasch: »Ich dachte, wir gehen zu Fuß?«

»Zu Fuß?« sagte Mark mit gespieltem Entsetzen.

»Aber du hast doch gerade selbst gesagt, daß du gerne spazierengehst!« antwortete Beate irritiert.

»Das war gelogen«, sagte Mark. »Ich *hasse* Spaziergänge.« Er ging zum Empfang zurück und versuchte Schwester Inge-

borgs Aufmerksamkeit zu erwecken. Es gelang ihm nicht, trotz mehrmaligen, immer lauter werdenden Räusperns.

»Könnten Sie mir ein Taxi rufen?« fragte er schließlich. Er bekam keine Antwort.

»Ich bezahle für das Gespräch, das ist kein Problem«, sagte er gereizt und legte eine Handvoll Münzen auf die Theke.

Die Schwester schob sie zurück, ohne auch nur von ihrer vorgetäuschten Arbeit aufzusehen, und sagte: »Auf der anderen Straßenseite ist ein Telefonhäuschen.«

»Sehr freundlich«, sagte Mark. »Vielen herzlichen Dank.« Innerlich kochend vor Wut ging er zu Beate zurück, marschierte an ihr vorbei und noch zwei Schritte weit auf die Treppe hinaus, ehe er wieder stehenblieb.

»Das darf doch alles nicht wahr sein!« sagte er zornig. »Was ist denn hier heute los? Wieso sind hier alle so gereizt und unfreundlich?«

»Ich habe dich vor ihr gewarnt«, sagte Beate.

»Quatsch«, antwortete Mark. »Ich komme seit Jahren hierher.«

»Sie sind alle ein bißchen nervös heute«, sagte Beate. »Es hat einen Todesfall gegeben. Aber das geht dich nichts an.«

»Du hast heute morgen nichts davon erzählt«, sagte Mark.

»Warum sollte ich auch? So etwas hängt man nicht an die große Glocke. Schon gar nicht einem Fremden gegenüber.«

Der er heute morgen noch für sie gewesen war. Beinahe hatte er vergessen, daß er dieses Mädchen erst vor ein paar Stunden kennengelernt hatte - und auch jetzt noch kaum mehr von ihr wußte als ihren Namen. Es war beinahe unheimlich, wie vertraut sie ihm schon vorkam: ein Vertrauen, das nichts mit Kennen zu tun hatte.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Ich wollte dich nicht -«

»Ich wollte dir nicht die gute Laune verderben«, unterbrach ihn Beate. »Und jetzt vergiß Armer und Schwester Rabiata. Heute ist dein Geburtstag, oder? Also - wie feiern wir ihn?«

20. Kapitel

Sillmann unterbrach sich mitten im Satz und legte die Hand auf die Sprechmuschel des Telefons/als er die Tür hörte. Für einen ganz kurzen Moment verzerrte sich sein Gesicht vor Zorn zu einer Grimasse, vor der selbst die wenigen Menschen erschrocken wären, die ihn kannten; dann sah er, *wer* das Zimmer betreten hatte, und die Wut machte Betroffenheit und dem intensivsten Ausdruck von Sorge Platz, zu dem er fähig war (er war nicht sehr intensiv).

»Marianne!« sagte er bestürzt. »Was machen Sie denn hier? Sie sollten doch im Bett bleiben!«

»Ich weiß«, antwortete Marianne. »Aber das ist nichts für mich. Ich werde nur krank, wenn ich nutzlos im Bett herumliege. Der Doktor ist unten.«

»Doktor Petri?« Sillmann nahm kurz die Hand vom Hörer, sagte: »Einen Moment, bitte«, und wandte sich dann wieder an Marianne. »Schon wieder? Haben Sie ihn gerufen?«

»Er sagt, er müsse Sie dringend sprechen«, antwortete Marianne. Ihre Stimme klang ein bißchen undeutlich. Die eine Hälfte ihres Gesichts war geschwollen und dunkel angelauft, die andere dafür um so blasser. »Das Telefon ist seit einer halben Stunde besetzt.«

»Also gut«, seufzte Sillmann. »Schicken Sie ihn rauf. Und dann legen Sie sich wieder hin und stehen nicht vor morgen früh wieder auf - haben Sie das verstanden? Das ist kein guter Rat, sondern ein dienstlicher Befehl.«

»Wie Sie wünschen«, antwortete Marianne - in einem Ton, der jedes weitere Wort überflüssig machte. Aber immerhin war sie klug genug, nicht direkt zu widersprechen, sondern verließ die Bibliothek wieder. Sillmann wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, ehe er sein unterbrochenes Telefonat fortsetzte.

»Möglicherweise hat es ja nichts zu bedeuten«, sagte er. »Ich... nein... nein, zum Teufel, ich versuche *nicht*, die Sache zu verharmlosen, aber... ja...«

Petri mußte bereits draußen vor der Tür gewartet haben, denn er trat ein, kaum daß die Haushälterin gegangen war. Diesmal sah Sillmann kaum hoch, so als hätte er den Arzt allein am Schritt erkannt. Seine Haltung versteifte sich merklich, während er zuhörte und nach immer länger werdenden Pausen in immer schärferem Ton antwortete.

»Niemals. Nein. Hören Sie, ich sagte *nein*. Es ist mir gleich, was Sie denken. Sie können mich nicht unter Druck...«

Petri hörte weiter konzentriert zu, aber er konnte plötzlich nicht mehr stillstehen. Mit kleinen, nervösen Schritten begann er im Zimmer auf und ab zu gehen und trat schließlich an die Bar. Seine Finger zitterten, als er zwei Gläser füllte und eines davon auf dem Schreibtisch neben Sillmann absetzte.

»Er ist mein *Sohn*«, sagte Sillmann betont. »Was erwarten Sie von mir?« Er lauschte auf die Antwort, dann lachte er, kurz und hart, und auf eine Weise, die nichts anderes als eine Drohung aus diesem Lachen machte. »Ganz wie Sie wünschen«, sagte er. »Aber Sie wissen, was dann passiert. Beziehungsweise ganz bestimmt *nie mehr* passieren wird. Es ist Ihre Entscheidung.«

Er knallte den Hörer auf, ergriff ihn im nächsten Moment noch einmal und schmetterte ihn dann mit solcher Wucht ein zweites Mal auf die Gabel, daß das Kunststoffgehäuse des Telefons riß.

»Idioten«, murmelte er.

Petri trank einen Schluck von seinem Cognac und begann das Glas nervös in der Hand zu drehen. »Ärger?« fragte er.

»Nein«, raunzte Sillmann. »Wie kommen Sie darauf? Aber damit werde ich fertig.« Er folgte Petris Beispiel, aber er begnügte sich nicht mit einem Schluck, sondern leerte sein Glas mit einer einzigen Bewegung. »Und was wollen Sie, Doktor? Wenn es um Marianne geht - «

»Ich habe versucht anzurufen«, antwortete Petri. Er klang sehr nervös. »Das Telefon war ununterbrochen besetzt.«

»Ich hatte zu tun«, antwortete Sillmann grob. »Wie Sie gehört haben. Also - was gibt es so Wichtiges?«

Petri drehte das Glas immer schneller in den Händen, hielt es dann an und bewegte es ruckartig in die Gegenrichtung.

Der Cognac darin machte die Kreisbewegung noch einen Moment mit, ehe der winzige Strudel sich auflöste. »Ich habe gerade mit der Klinik telefoniert«, sagte er.

»Lassen Sie mich raten, Doktor«, sagte Sillmann finster. »Mark ist dort.«

»Das auch«, antwortete Petri. »Aber darum geht es nicht. Armer Artner ist tot.«

»Was?!« Sillmanns Gesicht verlor auch noch den Rest von Farbe.

»Heute nacht«, bestätigte Petri. »Angeblich hat er einen Herzschlag bekommen.«

»Artner?« murmelte Sillmann fassungslos. »Großer Gott. Artner, Löbach, Mogrod... wer noch?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Petri leise. »Aber Sie wissen, was es bedeutet.«

»Ja«, flüsterte Sillmann. »Es hat angefangen.«

21. Kapitel

»Das ist wieder mal typisch!« sagte Sendig kopfschüttelnd, während er mit der einen Hand den Bund mit Dietrichen in die linke Jackentasche gleiten ließ und mit der anderen das Kunststück fertigbrachte, die Tür zu öffnen und zugleich eine einladende Geste zu machen. »Die Leute geben ein Vermögen für Alarmanlagen in ihren Wagen aus und bezahlen extra einen Wachdienst, der ihre Häuser beschützt - und dann bauen Sie ein Schloß ein, das jeder Erstkläßler mit einer Hutmadel aufbekommt! Wo zum Teufel sind Sie so lange geblieben? Ich habe fast eine halbe Stunde auf Sie gewartet.«

Bremer folgte seiner Einladung und trat mit einem schnellen Schritt an dem Kommissar vorbei in die Penthousewohnung. Sendig hatte nicht länger als ein paar Sekunden gebraucht, um das Schloß zu öffnen, und obwohl er dazu einen Dietrich benutzt hatte, zweifelte Bremer keinen Moment lang daran, daß er es auch tatsächlich mit einer Hutmadel und in nicht nennenswert längerer Zeit geschafft hätte. Aber statt zufrieden zu sein, klang er eher beleidigt - beinahe enttäuscht.

»Seien Sie doch froh, daß es so einfach war«, sagte er. »Und um auf Ihre Frage zurückzukommen: Ich mußte ein paar Umwege machen. Das dauert.«

»Um die Männer in dem BMW abzuschütteln?«

Bremer hatte mit jeder nur denkbaren Bemerkung gerechnet - aber damit nicht. Er hielt abrupt mitten in der Bewegung inne und starre Sendig an. »Wie?«

»Sagen Sie nicht, Sie hätten sie nicht bemerkt«, sagte Sendig. »Das würde mich enttäuschen.«

»Ich *habe* sie bemerkt«, begann Bremer, und Sendig unterbrach ihn erneut: »Genau wie ich, auf dem Parkplatz. Aber ehe Sie mich jetzt niederschießen - Sie waren nicht in Gefahr. Sie hätten Ihnen nichts getan.«

»Und was sollte diese Räuberpistole dann?« fragte Bremer zornig. Natürlich war der blaue BMW wieder dagewesen, kaum daß er die Klinik verlassen hatte, und er war ihm na-

hezu den ganzen Weg hierher gefolgt. Aber eben nur nahezu. Es war Bremer letztendlich gelungen, ihn abzuschütteln. Wenigstens hoffte er das.

»Ich habe gehofft, daß sie *Sie* observieren und nicht mich«, antwortete Sendig ungerührt. »Wie es aussieht, zu Recht.«

»Wozu?«

»Sagen wir: Ich habe mit jemandem gesprochen, den ich nicht mit in diese Geschichte hineinziehen möchte. Außerdem ist es besser, wenn niemand weiß, daß wir hier sind. Wenigstens noch nicht. Ich hoffe doch, Sie haben sie abgeschüttelt.«

»Ich denke schon«, antwortete Bremer verärgert. »Allerdings mußte ich über ein paar rote Ampeln fahren, und ich fürchte, ich habe auch die zulässige Höchstgeschwindigkeit überschritten. Mit Ihrem Wagen. Ich hoffe, Sie bekommen ein Dutzend Anzeigen.«

Sendig lachte. »Damit kann ich leben«, sagte er. »Und jetzt lassen Sie uns diese Wohnung durchsuchen.« Er deutete nach rechts. »Sehen Sie sich dort um. Ich nehme mir die Zimmer auf dieser Seite vor.«

Bremer schluckte seinen Ärger herunter, aber er fragte sich, wie lange er das wohl noch konnte. Es war jetzt ungefähr das zehnte Mal, daß er sich selbst sagte, daß Sendig ihn nicht mehr überraschen konnte - und wahrscheinlich würde er es sich auch noch weitere zehnmal sagen. Er verstand nicht einmal wirklich, warum sie überhaupt hier waren. Trotzdem durchquerte er rasch den kurzen Flur und öffnete die Tür an seinem Ende. Sie führte in ein kleines, aber sehr behaglich eingerichtetes Badezimmer ohne Fenster. Bremer blieb einen Moment unter der Tür stehen, um einen Gesamteindruck des Raumes in sich aufzunehmen, dann durchsuchte er ihn sehr gründlich, fand aber nichts außer den üblichen Badezimmerutensilien: Handtücher, Toilettengeschirr und ein penibel aufgeräumter Schrank mit Wäsche, ein kleiner, nahezu leerer Medikamentenschrank über dem Waschbecken und ein Bademantel mit Monogramm und leeren Taschen, der säuberlich neben der Duschkabine aufgehängt war. Nicht das kleinste Stäubchen. Badewanne, Waschbecken und Dusche waren

frisch poliert, und die Toilette blitzte vor Sauberkeit. Selbst das Klopapier war fast militärisch aufgereiht. Wenn es in der ganzen Wohnung so aussah, dachte Bremer, dann mußte Artner entweder eine übereifrige Putzfrau haben oder ein verfluchter Pedant sein.

Der nächste Raum, den er durchsuchte, war das Schlafzimmer. Er brauchte sehr viel länger dazu, kam aber zum gleichen Ergebnis: Er fand nichts - was allerdings zu einem Gutteil daran liegen mochte, daß er gar nicht wußte, wonach sie eigentlich suchten - und war jetzt sicher, daß Artner einen Sauberkeitsstick hatte - beziehungsweise *gehabt* hatte.

Er traf Sendig im Wohnzimmer wieder, das nicht nur überraschend groß war, sondern auch einen radikal anderen Anblick bot als der Teil der Wohnung, den er durchsucht hatte: Die eine Hälfte des Raumes war so pedantisch aufgeräumt und sauber wie Bad und Schlafzimmer, die andere glich einem Chaos. Bremer hatte sich bemüht, alles so zu hinterlassen, wie sie es vorgefunden hatten, und nichts zu verändern, aber Sendig hatte da weniger Hemmungen: Als Bremer eintrat, fischte er gerade eine Reihe Taschenbücher vom Regal, um sie rasch durchzublättern und dann achtlos fallen zu lassen. Der Weg, den er genommen hatte, war genau nachzuverfolgen: Herausgerissene Schubladen, Schallplatten und achtlos verstreute CDs, die aus ihren Hüllen gerissen worden waren, Videocassetten und Papiere bildeten eine Trümmerstrasse, die Sendig wie eine emsige Verwüstungsmaschine mit erstaunlicher Schnelligkeit verlängerte.

»Halten Sie das für klug?« fragte Bremer mißbilligend.

»Was?« Sendig schien im ersten Moment gar nicht zu verstehen, was Bremer meinte. Dann senkte er den Blick, sah mit gespielter Betroffenheit auf das Chaos hinunter, das ihm mittlerweile fast bis zu den Waden reichte, und sagte: »Oh. Ich verstehe. Aber ich glaube nicht, daß es den verstorbenen Professor noch besonders stört, wissen Sie.«

»Ihn nicht«, antwortete Bremer - wider besseres Wissen. Es hatte einfach keinen Sinn, mit Sendig zu diskutieren. Trotzdem fuhr er fort: »Aber vielleicht andere. Jemand könnte herkommen—«

»- und annehmen, daß eingebrochen worden ist«, fiel ihm Sendig ins Wort und ließ das nächste Buch fallen. »Und? Haben Sie Angst, daß uns jemand anzeigen?« Er lachte. »Was sollen sie tun? Die Polizei rufen?«

»Zum Beispiel.«

»Ein Einbruch mehr oder weniger.« Sendig zuckte mit den Schultern und wandte sich wieder dem Bücherregal zu. »Ich glaube nicht, daß es darauf ankommt. Nehmen Sie sich den Schrank vor, okay?«

Bremer schluckte die zornige Entgegnung herunter, die ihm auf der Zunge lag. Es war nicht Sendigs Schuld. Er war gereizt, sehr viel mehr, als er zugeben wollte, und er kam sich tatsächlich wie ein Einbrecher vor. Rein juristisch betrachtet waren sie das auch - sie hatten weder einen Durchsuchungsbefehl noch irgendeinen zwingenden *Grund*, diese Wohnung zu durchsuchen. Artner war tot, aber zu sterben war in diesem Land noch nicht strafbar. Was sie taten, hatte etwas von Leichenfledderei an sich, fand er.

Verrückt. Bremer verstand sich selbst nicht mehr. Solche Gedanken waren ihm eigentlich fremd. Aber seit seinem unheimlichen Erlebnis im Wagen hatte er sich noch immer nicht richtig beruhigt. Natürlich war es nur eine Sinnestäuschung gewesen, und trotzdem... Etwas daran war so realistisch gewesen, daß ihm noch immer ein eisiger Schauer über den Rücken lief, wenn er daran zurückdachte. Und den größten Fehler hatte er anschließend begangen: Er hatte Sendig auf dem Weg hier herauf erzählt, was er für einen Moment im Spiegel zu sehen geglaubt hatte. Und auf dem Foto.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, sagte Sendig in diesem Moment noch einmal: »Ein Engel? Sie sind sicher, daß Sie einen *Engel* gesehen haben?«

Diesmal konnte Bremer nicht mehr so tun, als hätte er die Frage überhört. »Ich habe überhaupt nichts gesehen«, antwortete er, ohne sich zu Sendig herumzudrehen. »Wahrscheinlich war es nur ein Lichtreflex. Irgendein Schatten.«

»Da wäre ich nicht so sicher«, sagte Sendig. Irgend etwas klapperte zu Boden, aber Bremer widerstand weiter tapfer der Versuchung, sich zu ihm herumzudrehen. Statt dessen

öffnete er eine weitere Schublade des wuchtigen altdeutschen Schrankes und untersuchte ihren Inhalt. Er unterschied sich nicht von dem der beiden, die er bereits durchgesehen hatte: Zeitschriften, irgendwelche Papiere voller wissenschaftlicher Fachausdrücke, die genausogut in Chinesisch geschrieben sein könnten, ein paar Akten, deren Stempel verriet, daß sie aus der Klinik stammten. Bremer öffnete sie alle, aber er mußte sie nicht durchblättern. Jede einzelne enthielt auf der ersten Seite ein Farbfoto desjenigen, dessen Krankengeschichte sie behandelte.

»Glauben Sie an Engel?« fragte Sendig, als er auch nach einer Weile keine Antwort bekam.

»Natürlich«, antwortete Bremer. »Genauso wie an den Osterhasen, den Weihnachtsmann und ehrliche Politiker.«

Sendig lachte pflichtschuldig, aber er schien Gefallen an dem Thema gefunden zu haben, denn er ließ auch jetzt nur einige Sekunden verstreichen, ehe er fortfuhr: »Sie sollten solche Dinge nicht auf die leichte Schulter nehmen, Bremer. Das meiste von dem, was wir für bloße Einbildung oder Halluzination halten, hat eine tiefere Bedeutung. Manchmal sind es Botschaften, die uns unser Unterbewußtsein schickt. Nur verstehen wir sie nicht immer gleich.«

Irgendwann, dachte Bremer, würde seine rechte Faust Sendig eine Botschaft schicken, und zwar eine, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Und dieser Tag war vielleicht gar nicht mehr so fern. Er schwieg weiter, aber Sendig verstand die Bedeutung dieses Schweigens entweder nicht, oder er ignorierte sie, denn er plapperte fröhlich weiter.

»Außerdem sollte man mit solchen Dingen nicht scherzen. Sie wären erstaunt, wenn Sie -«

»Sendig, hören Sie auf!« sagte Bremer. »Ich habe heute einfach keinen Nerv mehr für *Geschichten*.«

Zu seinem eigenen Erstaunen hielt Sendig tatsächlich inne, als er ihn vorwurfsvoll ansah. Nach ein paar Sekunden drehte er sich herum und sah den Kommissar an. »Entschuldigung. Ich wollte nicht unhöflich sein.«

»Geschenkt.« Sendig machte eine großmütige Geste, dann grinste er. »Ich weiß, daß ich manchen Leuten mit meinem

Gerede auf die Nerven gehe. Das muß mein afrikanisches Blut sein. Einer meiner Urururgroßväter war Ägypter - angeblich mit einer Ahnenreihe, die bis in die Zeit der Pharaonen zurückreicht. Wußten Sie, daß die alten Ägypter das schwatzhafteste Volk waren, das man sich nur vorstellen kann?«

»Wenn man Sie so hört, könnte man es beinahe glauben«, sagte Bremer. Seine Entschuldigung tat ihm bereits wieder leid. Vielleicht wäre es gar keine schlechte Idee, Sendig kräftig genug vor den Kopf zu stoßen, daß er wenigstens für ein paar Stunden beleidigt die Klappe hielt.

Mit dieser Bemerkung jedenfalls war es ihm nicht gelungen, denn Sendig lachte nur. »Irgend etwas muß wohl dran sein, ja. Haben Sie was gefunden?«

Wieder brauchte Bremer fast eine Sekunde, um die Frage überhaupt dem Thema zuzuordnen, zu dem sie gehörte. Sendigs Verhalten verwirrte ihn zunehmend. Er mußte entweder betrunken sein - oder so nervös, daß er halb hysterisch wurde. Warum? »Gefunden? Ich weiß ja nicht einmal, wonach wir suchen.«

»Ich auch nicht«, gestand Sendig. »Aber das macht die Geschichte ja gerade spannend.« Er seufzte. »Aber jetzt mal im Ernst: Daß Sie ausgerechnet einen *Engel* gesehen haben wollen, ist schon ein ziemlicher Zufall, finden Sie nicht?«

Bremer zuckte mit den Schultern und drehte sich wieder herum. »Suchen wir weiter. Irgend etwas werden wir schon finden.«

»Ja«, stöhnte Sendig. »Wissenschaftliche Fachbücher. Mein Gott, ich habe nie so viel gelehrtes Zeug auf einmal gesehen!«

»Was haben Sie erwartet?« fragte Bremer, während er sich der nächsten Schublade zuwandte. Auch sie enthielt eine Anzahl Patientenakten. Artner mußte ein Workaholic gewesen sein, und zwar im schlimmsten Stadium. »Der ~~Mammar~~ Wissenschaftler.«

»Aber er muß doch noch irgendwelche anderen Interessen gehabt haben!« beschwerte sich Sendig. »So etwas ist doch nicht normal. Ich meine - jeder Mensch hat schließlich irgend ein Hobby.«

»Wahrscheinlich war Artners Hobby sein Beruf.« Bremer schloß die Schublade und wandte sich den Türen darüber zu. »Auf jeden Fall scheint er sich jede Menge Arbeit mit nach Hause genommen zu haben.«

»Hätte ich an seiner Stelle auch getan«, witzelte Sendig. »Vielleicht einen besonders interessanten Fall. Jung, hübsch, mit blonden Haaren und - he, was ist denn das?«

»Was haben Sie?«

»Schauen Sie, hier!« Sendig deutete auf das Bücherregal, dessen Inhalt er auf dem Boden verstreut hatte. Bremer trat neugierig näher, aber er mußte zweimal hinsehen, um den winzigen Spalt zu entdecken, der sich zwischen der Rückwand und dem nächststehenden Brett befand.

»Wenn das kein Geheimfach ist!« Sendig drückte mit gespreizten Fingern gegen das Brett. Ein leises Klicken ertönte, und einen Augenblick später glitt die ganze Rückwand nach oben. Dahinter kam ein zweites, schmales Regal zum Vorschein, das allerdings keine Bücher enthielt, sondern ein gutes Dutzend Cassetten in einem durchsichtigen Plastikständer.

»Hoppla!« Sendig stieß einen anerkennenden Pfiff aus, beugte sich vor und verrenkte sich fast den Hals, um in den Spalt über dem Regalbrett zu blicken. »Ein Federmechanismus!« sagte er. »Wie's aussieht, selbst gebaut. Gar nicht uncllever, für einen versponnenen Professor! Hätte ich ihm nicht zugetraut.«

Bremer wußte noch nicht einmal genau, was sie da entdeckt hatten, aber das hinderte ihn nicht daran, schon wieder einen leisen Ärger zu empfinden. Eigentlich hätte es ihm klar sein müssen, daß, falls es hier etwas zu finden gab, es *Sendig* war, der es fand, und nicht er.

Sendig arbeitete sich wieder aus dem Regal heraus und trat einen halben Schritt zurück. Nachdenklich betrachtete er die Cassetten. Sie waren mit weißen Aufklebern versehen, aber nicht beschriftet. Bremer bemerkte erst beim dritten Hinsehen, daß es keine Audiocassetten waren, wie er im ersten Moment angenommen hatte. Die Größe stimmte, aber sie waren zu dick.

»Video-8-Bänder«, sagte er.

Sendig nickte heftig. »Erstaunlich, erstaunlich«, sagte er. »Ich bin gespannt, was da wohl drauf ist. Sieht so aus, als hätte Professor Artner doch das eine oder andere Hobby außer seinem Beruf. Was mag da wohl drauf sein, daß er sie so sorgfältig versteckt?«

Sendig sah sich nachdenklich um. »Irgendwo hier habe ich eine Adaptercassette gesehen«, sagte er. »Helfen Sie mir, sie zu finden.«

Bremer rührte sich nicht. Schließlich hatte er das Chaos nicht angerichtet, sondern Sendig selbst. Sollte er doch jetzt sehen, wie er diese verdammte Cassette wiederfand. Aber das war nicht der einzige Grund. Das ungute Gefühl war wieder da. Nein, es war kein *Gefühl*. Bremer war plötzlich *sicher*, daß sie sich diese Bänder nicht ansehen sollten. Mehr noch - er wollte plötzlich gar nicht mehr wissen, was sie enthielten.

»Vielleicht sollten wir die Bänder mitnehmen und später betrachten«, sagte er.

Sendig ließ sich in die Hocke sinken und wühlte mit beiden Händen in dem Durcheinander aus Büchern, Papieren und Tonband- und Videocassetten herum, das vor zehn Minuten noch säuberlich sortiert auf den Regalbrettern vor ihnen gelegen hatte. Er fand fast sofort, wonach er suchte. Es vergingen nur ein paar Sekunden, bis er sich wieder aufrichtete und Bremer triumphierend die Adaptercassette entgegenhielt.

»Sehen Sie? In einem ordentlichen Haushalt geht eben nichts verloren. Geben Sie mir eines der Bänder.«

Bremer nahm tatsächlich eine der kleinen Cassetten aus dem Geheimfach, aber er zögerte, sie Sendig auszuhändigen. Es war, als flüsterte ihm eine lautlose Stimme zu, es nicht zu tun. »Wir sollten sie mitnehmen«, sagte er noch einmal. »Und später ansehen.«

»Sind Sie denn gar nicht neugierig?« Sendig lachte. »Wahrscheinlich sind das ganze heiße Geschichten. Es ist besser, wir werfen wenigstens einen Blick hinein. Stellen Sie sich nur vor, wir geraten in eine Verkehrskontrolle, und man findet einen Koffer voller Kinderpornos bei uns. So etwas ist strafbar.« Sein Grinsen wurde noch breiter. »Wer weiß - man kann ja auch mal Glück haben.«

Bremer blieb ernst. »Das sind mehr als zehn Bänder«, sagte er. »Zwanzig Stunden. Und ich finde, wir sind jetzt schon zu lange hier.«

»Wer sagt denn, daß ich sie alle ansehen will?« fragte Sendig. Er nahm Bremer kurzerhand das Band aus den Fingern und ließ es in die Adaptercassette gleiten, die er in den Video-recorder über dem Fernseher schob. Sowohl Recorder als auch Fernseher waren supermodern und offensichtlich nagelneu, und für einen Moment schöpfte Bremer noch einmal Hoffnung, denn Sendig hatte sichtlich Mühe, mit der Fernbedienung zurechtzukommen; auf der Mattscheibe war nur weißes Rauschen.

»Scheißtechnik«, fluchte Sendig. »Da fliegen sie zum Mond und demnächst zum Mars, aber noch keiner hat eine Fernbedienung erfunden, zu deren Bedienung man keinen akademischen Grad braucht!«

»Wir sollten das ganze Zeug mitnehmen und uns zu Hause ansehen«, sagte Bremer. »Mit *meinem* Recorder komme ich klar.«

»Und ich mit diesem Scheißding, und wenn es das letzte ist, was ich tue!« versprach Sendig. Er drückte verbissen weiter auf Knöpfe und Tasten, und plötzlich machte das grauweiße Flimmern auf der Mattscheibe einem Bild Platz.

»Na also!« sagte Sendig triumphierend. »Was haben wir denn da?«

Bremer schwieg. Im ersten Moment erkannte er gar nichts, denn das Band war entweder sehr alt und unzählige Male abgespielt worden oder mit der miserabelsten Kamera aufgenommen, von der er je gehört hatte. Aber nach ein paar Augenblicken wurde die Qualität besser; die grauen Schlieren auf dem Bildschirm gerannen zu den Umrissen eines winzigen, weißgestrichenen Raumes, der von einer Position hoch oben unter der Decke aus aufgenommen worden war. Soweit Bremer erkennen konnte, hatte er kein Fenster, und die Einrichtung bestand lediglich aus einem Bett und einer modernen, aber einfachen Waschgelegenheit. Auf dem Bett saß eine schlanke Gestalt, eine junge Frau oder ein Mädchen, die ein einfaches weißes Nachthemd trug. Sie hatte die Beine unter

den Körper gezogen und den Kopf gesenkt, so daß ihr Gesicht nicht zu erkennen war.

»Was ist denn *das?*« murmelte Sendig.

»Ein Krankenzimmer«, antwortete Bremer überflüssigerweise. Seine Zunge war plötzlich trocken. Er hatte Mühe, zu sprechen. Warum beunruhigte ihn dieses Bild so? Es war so banal, wie es nur sein konnte. Und trotzdem beunruhigte es ihn.

Ein Schatten bewegte sich auf dem Bild, und eine halbe Sekunde später trat der dazugehörige Körper in den Aufnahmebereich der Kamera.

»Holla«, sagte Sendig. »Wissen Sie, wer das ist?«

»Nein«, antwortete Bremer.

»Professor Artner höchstpersönlich.«

Armer Bremer konnte selbst nicht sagen, warum, aber die Erkenntnis machte aus dem Gefühl vager Beunruhigung eine nicht annähernd so vage Angst.

Einzig, um diesem unwirklichen Gefühl Einhalt zu gebieten und überhaupt etwas zu sagen, räusperte er sich und sagte in einem Ton, der nicht einmal annähernd seine wirklichen Gefühle widerspiegelte: »Sieht so aus, als hätten Sie heute Pech, Sendig. Keine Kinderpornos.«

Sendig lachte unecht, und im gleichen Moment hob das Mädchen auf dem Bett den Kopf. Und als Bremer in ihr Gesicht sah und es *erkannte*, da wünschte er sich fast, sie hätten das gefunden, was Sendig sich erhofft hatte.

22. Kapitel

Die Kellnerin stellte das Tablett mit Eiscafé und Cola zwischen Beate und Mark auf den Tisch und bestand darauf, gleich zu kassieren. Das hatte sie die beiden Male zuvor auch schon getan, und Mark fand jetzt wirklich keinen plausiblen Grund dafür. Es konnte kaum daran liegen, daß sie seine Zahlungskraft anzweifelte; er hatte ganz bewußt mit einem großen Schein bezahlt und ein schon fast übertriebenes Trinkgeld gegeben. Trotzdem war sie weder freundlicher noch schneller geworden. Sie strich den Betrag auch diesmal kommentarlos ein und ging, und das auf eine Art, die Mark klarmachte, daß sie es wesentlich lieber gesehen hätte, wenn *er* gegangen wäre.

»Du scheinst heute deinen Pechtag zu haben«, sagte Beate. Die finsternen Blicke, die Mark der Bedienung nachschickte, waren ihr nicht entgangen.

Wenn du wüßtest, wie recht du hast! dachte Mark. Laut und mit einem schmerzlichen Verziehen der Lippen sagte er: »Vor allem, wenn man bedenkt, daß heute eigentlich mein Geburtstag ist.«

»Ja.« Beate griff nach ihrem Glas, aber sie nippte nur daran. »Was mich zu einer Frage bringt, die einer von uns allmählich stellen muß, fürchte ich. Hast du dir überlegt, wie wir ihn feiern? Ich meine«, sie machte eine Kopfbewegung auf das Glas in ihrer Hand, »noch ein Eiscafé, und ich platze.«

»Und die Kellnerin hetzt mir die Mafia auf den Hals, ich weiß«, seufzte Mark. »Entschuldige.«

»Wofür?«

»Na ja - ich habe dich eingeladen, meinen Geburtstag mit mir zu feiern. Und jetzt langweile ich dich zu Tode.«

»Ganz so schlimm ist es noch nicht«, antwortete Beate. »Aber es ist schade um den freien Tag. Ich habe nur einen pro Woche. Und die Millionärssöhne stehen bei mir Schlange, mußt du wissen. Ich muß mir schon überlegen, mit *wem* ich ausgehe.«

»Ich wußte es«, sagte Mark. »Schwester Rabiata hatte recht. Du *bist* eine Mitgiftjägerin. Ich nehme an, du willst mich betrunken machen, und wenn ich morgen früh aufwache, sind wir verheiratet.«

»Dich?« Beate schüttelte heftig den Kopf. »Bestimmt nicht. Ich will deinen *Vater* heiraten. Glaubst du, ich habe Lust zu warten, bis du das ganze Geld erbst?«

Mark lachte, obwohl der Scherz einen ganz leisen, üblichen Nachgeschmack hinterließ. Natürlich *war* es ein Scherz, aber allein der Umstand, daß sie seinen Vater erwähnte, verdarb ihm den Tag noch ein bißchen mehr.

»Hoppla«, sagte Beate. Sein Gesichtsausdruck sprach offensichtlich Bände. »Jetzt bin ich wohl ins Fettnäpfchen getreten. Ich wollte dir nicht die Laune verderben.«

»Das hast du nicht«, behauptete Mark. »Ich fürchte, das geht gar nicht mehr.«

»So schlimm?«

Mark zuckte zur Antwort die Achseln - das war vielleicht klüger, als schon wieder etwas zu sagen, was ihm im gleichen Moment leid tätte. In einem hatte Beate vollkommen recht - heute war sein Pechtag, und zwar in jeder Beziehung. Es hatte mit der Frau im Zug angefangen und war ohne Unterbrechung, aber mit einer deutlich ansteigenden Tendenz bis jetzt weitergegangen. Offensichtlich war er heute einfach nicht in der Lage, zu irgend jemandem freundlich zu sein.

»Möchtest du darüber reden?«

»Nein«, antwortete Mark. Andererseits: warum eigentlich nicht? Was er im Moment am allernötigsten brauchte, *war* jemand, mit dem er reden konnte, vermutlich sogar nur jemand, der zuhörte. Und Beate war dazu wahrscheinlich besser geeignet als jeder andere, den er kannte. Er konnte jetzt weniger sagen denn je, warum es so war, aber das Gefühl der Vertrautheit, das er vom ersten Moment an in ihrer Nähe gespürt hatte, war noch immer da, und es war sogar noch stärker geworden. Es war schon beinahe unheimlich: Alles in allem waren sie jetzt seit zwei oder drei Stunden zusammen, und er hatte das Gefühl, sie zu kennen, solange er sich zurückerinnern konnte. Was war das? dachte er. Einsamkeit, die verzweifelt nach ir-

gedeninem Ventil suchte, oder tatsächlich einer jener seltenen Fälle, in denen sich zwei Menschen trafen, die so perfekt zueinander paßten wie die zwei zerbrochenen Hälften eines eigentlich zusammengehörenden Ganzen? Er wußte es nicht. Er wußte auch nicht, ob das, was er spürte, tatsächlich die vielzitierte Liebe auf den ersten Blick war - allein, weil er noch nie *wirklich* jemanden geliebt hatte. Er wußte nur, daß es ein wunderbares, warmes Gefühl war und daß er es auf gar keinen Fall irgendwie gefährden wollte. Wenn es einen Menschen auf der Welt gab, dem er sich im Moment hätte anvertrauen wollen, dann war es Beate. Und zugleich war sie der letzte Mensch auf der Welt, den er mit seinen Problemen belasten wollte.

»Hm?« machte Beate.

Auch das gehörte dazu: Er verstand die Frage, ohne daß sie sie überhaupt aussprechen mußte.

»Es ist kompliziert«, seufzte er.

»Was?«

»Woran ich denken muß.«

»Zu kompliziert? Ich meine: nur für mich zu kompliziert, oder für Frauen im allgemeinen?«

»Für mich«, antwortete Mark, Er seufzte. »Es ist alles... sehr schwierig. Aber du hast schon recht - gehen wir und machen die Stadt unsicher.«

Während er aufstand, ließ er seinen Blick über die Straße schweifen. Sie waren tatsächlich ein gutes Stück zu Fuß gegangen, ehe sie schließlich ein Taxi angehalten hatten und hierher gefahren waren, nicht ganz zu ihm nach Hause, aber doch nur zwei Straßen entfernt. Die Adresse war ihm erst aufgefallen, als er sie dem Taxifahrer nannte und Beate ihn überrascht ansah. Es war nicht unbedingt eine Gegend, die zu einem Stadtbummel einlud oder gar zum Feiern. Das Straßencafé, in dem sie saßen, war das einzige Lokal weit und breit. Ansonsten reihten sich zu beiden Seiten schmucke Einfamilienhäuser der gehobenen Mittelklasse, meist hinter gepflegten Vorgärten oder auch mannshohen Mauern gelegen. Eine hübsche, aber langweilige Gegend. Das einzige Außergewöhnliche war der dunkelblaue BMW, der schräg gegenüber dem Café auf der anderen Straßenseite geparkt war.

Mark registrierte ihn erst beim zweiten Hinsehen. Dabei hatte sich der Fahrer nicht die geringste Mühe gegeben, vorsichtig zu sein: Der Wagen stand, mit zwei Rädern auf dem Bürgersteig geparkt, ein bißchen schräg da, was ihn bei seiner Größe fast wie ein gestrandetes Schiff aussehen ließ. Hinter den getönten Scheiben waren zwei Gestalten zu erkennen. Mark konnte ihre Gesichter nicht sehen, aber er spürte einfach, daß sie ihn anstarren.

»Was ist los?« fragte Beate, und erst ihre Frage machte Mark klar, daß er sekundenlang wie gelähmt dagestanden und den Wagen angestarrt hatte. Vermutlich war er auch blaß geworden.

Mark drehte sich mit einer übertrieben heftigen Bewegung wieder zu ihr herum und zwang sich zu einem Lächeln. »Nichts«, sagte er. »Ich hatte gerade einen heftigen Anfall von Paranoia.«

»Das ist heilbar«, antwortete Beate gelassen. »Vertrau mir, ich weiß, wovon ich rede. Es kann ein paar Jahre dauern, aber ich verspreche dir, mich um dich zu kümmern. Du bekommst die beste Behandlung.«

»Zu freundlich«, maulte Mark. »Du bist wie eine Mutter zu mir.«

»Irgendwie werde ich das ja auch«, sagte Beate ernst. »Spätestens dann, wenn ich demnächst deinen Vater geheiratet habe.«

Mark lachte ebenfalls, wenn auch im Grunde nur, weil er das Gefühl hatte, es zu müssen, und auch nicht sehr lange. Sie alberten herum, aber diese Albernheiten begannen sich mehr und mehr in eine Richtung zu bewegen, die ihn erschreckte. Aber irgendwie schien das für alles zu gelten, was er heute begann, ganz gleich, was er sagte, dachte oder tat. Andererseits - was hatte er erwartet, nach dem, was er heute erfahren hatte? *Oh ja, jetzt erinnere ich mich: Ich war dabei, als vier meiner Freunde gestorben sind und ein paar andere in der Klapsmühle landeten. Ach, und meine Mutter ist an dem zerbrochen, was ich getan habe? Interessant. Und was gibt es zum Abendessen?*

»Ganz bestimmt nicht.« Das sagte er laut.

»Was meinst du?« fragte Beate.

»Nichts«, antwortete Mark. »Oder doch, ja... natürlich ist etwas nicht in Ordnung. Aber ich möchte nicht darüber reden. Ich habe heute ein ganz besonderes Geburtstagsgeschenk bekommen, weißt du. Ich fürchte nur, es gefällt mir nicht besonders.«

»Sagtest du nicht, du willst nicht darüber reden?« Beate nahm ihre Lederjacke vom Stuhl, warf sie sich mit einem energischen Schwung über die linke Schulter und kam um den Tisch herum. Mark folgte ihr, während sie sich ihren Weg durch das Stuhllabyrinth des Cafes bahnte und wie selbstverständlich nach links wandte. Nach links, nicht nach rechts. In die Richtung, in der Marks Elternhaus lag.

Einen Moment lang überlegte er ernsthaft, ob es Zufall war. Sicher, es war eine Fünfzig-Prozent-Chance, aber normal wäre gewesen, daß sie stehenblieb und ihn fragte, wohin, statt ganz selbstverständlich loszugehen und ganz selbstverständlich (und zielsicher?) in *diese* Richtung.

Was hatte er gerade über Paranoia gesagt?

»Es hat mit deinem Vater zu tun, nicht wahr?« fragte Beate, während sie nebeneinander die Straße hinunterschlenderten.

»Hm«, machte Mark. Im Gehen sah er über die Schulter zurück und stellte fest, daß der BMW noch immer an der gleichen Stelle stand. Wahrscheinlich würde er auch in einer Stunde noch genauso dastehen, oder in zwei. Was zum Teufel erwartete er eigentlich? Daß sie im Schrittempo hinter ihnen herfuhren?

»Wäre es nicht eine gute Idee, dich mit ihm auszusprechen?« fragte Beate. »Ich meine - heute ist dein Geburtstag. Immerhin ein Anlaß.«

»Hm«, machte Mark erneut.

Beate sah ihn schief an. »Irre ich mich, oder ist dein Wortschatz plötzlich drastisch geschrumpft?«

Mark hätte beinahe zum dritten Mal auf die gleiche Weise geantwortet, aber dann zuckte er statt dessen nur mit den Schultern und sagte gar nichts. Er hatte keine Lust, zu reden. Bisher hatte er beinahe jedes Mal, wenn er den Mund aufmachte, Schaden damit angerichtet. Vielleicht sollte er sich die Lippen zunähen lassen.

Aber Beate gab nicht so rasch auf. Sie blieb stehen und drehte sich so herum, daß er um sie herumgehen oder sie gewaltsam aus dem Weg hätte schieben müssen. »Ich mache dir einen Vorschlag«, sagte sie. »Ich nehme mir ein Taxi und fahre zurück in mein dunkles, muffiges Zimmer in der Klinik, und du gehst nach Hause und sprichst dich mit deinem Vater aus. Deinen Geburtstag feiern wir einfach später.«

»Ich schätze, ich bin ein ziemlicher Stimmungskiller, wie?« fragte Mark.

»Wenn man auf Depressionen steht, nicht«, sagte Beate.

Vielleicht hatte sie ja recht. Bisher hatte Mark es trotz allem irgendwie geschafft, *nicht* über das nachzudenken, was er von Petri und seinem Vater erfahren hatte, nicht wirklich und nicht in letzter Konsequenz. Und wenn er sich ein bißchen Mühe gab, würde er es vermutlich noch Tage oder auch Wochen schaffen, das Thema zu vermeiden. Aber irgendwie mußte er es, und eines wußte er genau: Ob morgen oder in einer Woche oder auch in zehn Jahren - es würde schlimmer werden, je länger er wartete. Die alte Wunde war einmal aufgerissen, und diesmal würde sie nicht von selbst vernarben. Sie hatte bereits begonnen, sich zu entzünden, und der Schmerz würde nur schlimmer werden, je länger er zögerte, sie zu behandeln. In einer kurzen, aber sehr unangenehmen Vision sah er sich selbst, in zwanzig oder vielleicht auch fünfzig Jahren: als verbitterten, alt gewordenen Mann, der sein Leben lang einsam geblieben war, weil er niemals wirklich den Mut gefunden hatte, sich einem Menschen anzuvertrauen. Er hatte die letzten sechs Jahre über einen Haß geschrürt, der ihm auf der einen Seite vielleicht die Kraft gegeben hatte, die Hölle durchzustehen, als die er sein Leben empfunden hatte. Aber andererseits war vielleicht gerade dieser Haß schuld daran, daß es dazu gekommen war. Und nun, wo er wußte, daß dieser Haß auf einer Lüge beruhte... Nein, er mußte mit seinem Vater reden. Je eher, desto besser.

»Ich glaube, du hast recht«, sagte er. »Ich werde mit meinem Vater reden. Aber du kannst mitkommen. Vielleicht kratzen wir uns ja nicht gegenseitig die Augen aus, wenn jemand dabei ist.«

»Ich hatte gehofft, daß du das sagst«, antwortete Beate.

Und Mark hatte es befürchtet. Beates Vorschlag war sehr vernünftig, seiner nicht. Aber er hatte die Worte so rasch ausgesprochen, als hätte ihn etwas dazu gezwungen. Vielleicht etwas, das trotz allem noch immer Angst davor hatte, seinem Vater allein gegenüberzutreten.

Es war zu spät, noch irgend etwas zu ändern. Beate war bereits an den Straßenrand getreten und sah aufmerksam nach rechts und links.

»Wir brauchen kein Taxi«, sagte er. »Es ist nicht mehr weit.« Er deutete die Straße hinab. »Zehn Minuten - wenn wir langsam gehen.«

Wenn Beate diese Eröffnung überraschte, so ließ sie sich jedenfalls nichts anmerken. »Dann sollten wir *schnell* gehen«, sagte sie betont. »Ehe du es dir anders überlegst und ich sehen kann, wo ich eine gute Partie mache.«

Diesmal lachte Mark nicht. Er lächelte nicht einmal. Er wollte Beate nicht vor den Kopf stoßen, indem er ihr in aller Deutlichkeit sagte, wie wenig begeistert er davon war, daß sie diesen Scherz offensichtlich zum *running gag* des Tages machen wollte, aber vielleicht begriff sie es ja von selbst, wenn er es nur lange genug ignorierte.

Was seinen ganz persönlichen *running gag* anging, so war er noch immer da, als sie die Straßenkreuzung erreichten und er sich ein letztes Mal zu ihm herumdrehte. Bestimmt war es Zufall, dachte Mark. Schließlich war dieser Wagen mit Sicherheit nicht der einzige dunkelblaue BMW in Berlin. Noch vor ein paar Stunden wäre er felsenfest vom Gegenteil überzeugt gewesen: Er hätte jede Wette gehalten, daß hinter den getönten Scheiben zwei Privatdetektive saßen, die sich von seinem Vater dafür bezahlen ließen, ihn auf Schritt und Tritt zu überwachen. Aber mit dem, was er heute mittag erfahren hatte, war die Verschwörertheorie endgültig zusammengebrochen.

Es war Zufall, basta.

Sie gingen weiter. Der Wind hatte aufgefrischt, so daß Beate ihre Lederjacke wieder überzog, was sie allerdings nicht daran hinderte, weiter fröhlich zu plappern. Zum überwiegenden Teil war es einfach nur Unsinn - sie alberte herum,

wahrscheinlich, um ihre eigene Unsicherheit zu überspielen, vielleicht auch, um Mark aufzuheitern. Trotzdem entgingen ihm die zunehmend erstaunteren Blicke nicht, die sie immer wieder nach rechts und nach links warf.

Schließlich sprach sie auch aus, was ihr so sichtbar auf der Zunge lag. »Eine schöne Gegend«, sagte sie. »Von so einem Haus habe ich bisher nicht einmal geträumt.«

Dabei war das hier sozusagen nur der Vorort, dachte Mark. Der Schutzwall, der die *wirklich* teuren Häuser vor allzu neugierigen Blicken schützen sollte. »Und jetzt tust du es?« fragte er.

»Warum nicht? Wenn ich doch in diese Gegend einheirate?«

»Bitte laß das«, sagte Mark. »Ich finde das nicht besonders komisch.«

Beate sah ihn ein bißchen betroffen an. »Aber es sollte doch nur ein Scherz sein.«

»Ich weiß«, antwortete Mark. »Aber ich glaube, ich kann im Moment über nichts lachen, das irgendwie mit meinem Vater zu tun hat.«

»War es so schlimm, was er dir angetan hat?«

»Gestern hätte ich diese Frage noch mit einem eindeutigen Ja beantwortet«, sagte er. »Aber mittlerweile bin ich mir nicht mehr sicher, ob es nicht genau umgekehrt war.«

»Uff«, sagte Beate. »Das klingt wirklich kompliziert... Bist du sicher, daß ich mitkommen soll?«

»Ja«, antwortete Mark - obwohl er nicht einmal davon vollkommen überzeugt war. Trotzdem fuhr er fort: »Außerdem ist es sowieso zu spät. Wir sind da.« Er lächelte flüchtig. »Kämm dir noch einmal die Haare und mach deine Fingernägel sauber. Immerhin machst du jetzt den Antrittsbesuch bei deinem zukünftigen Bräutigam.«

Beate setzte zu einer entsprechenden Antwort an, aber gleichzeitig folgte ihr Blick auch der Richtung, in die Marks ausgestreckte Hand wies, und ihre Augen wurden groß. »Das ... das ist dein Ernst?« fragte sie.

»Ein hübsches Haus, nicht?« Mark empfand nicht die Spur von Besitzerstolz, aber er hätte schon blind sein müssen, um

nicht zu sehen, wie sehr Beate das Haus bewunderte, auf das er gedeutet hatte. Vielleicht dachte er, war das mit dem kleinen, muffigen Zimmer im Krankenhaus nicht ganz so scherhaft gemeint gewesen, wie er geglaubt hatte.

»Diese Villa gehört deinem Vater?«

Mark nickte. »Ich gebe zu, es ist ein bißchen klein - aber immerhin sind wir ja auch nur zu zweit.« Er streckte die Hand nach der Klingel aus, aber bevor er den Knopf berührten konnte, fiel ihm auf, daß das Tor nicht eingerastet war. Er schob es ein Stück weiter auf, schlüpfte hindurch und machte eine auffordernde Geste. »Schnell! Bevor die Hunde kommen!«

»Hunde?« Beate sah sich eindeutig erschrocken um. Aber dann blickte sie in sein Gesicht und sah das spöttische Funkeln in seinen Augen, und für einen Moment verdüsterte Zorn ihr Antlitz. »Das ist ungeheuer komisch.«

»Warum lachst du dann nicht?« fragte Mark.

Beate spießte ihn mit Blicken regelrecht auf, enthielt sich aber jeder weiteren Antwort. Wahrscheinlich war sie viel zu sehr damit beschäftigt, das Haus und den parkähnlichen Garten zu bewundern. Manchmal vergaß Mark, welchen Eindruck dieses Anwesen auf jemanden machen konnte, der es zum ersten Mal sah. Sein Vater hatte nie viel von Bescheidenheit gehalten, und diesem Haus sah man es an.

»Ich glaube, es hat sich gelohnt, diesen Rothschild-Schnösel abblitzen zu lassen und auf dich zu warten«, sagte Beate.

»Ich dachte, du wolltest meinen Vater heiraten?«

»Sicher«, antwortete Beate. »Aber ohne dich wäre ich nie an ihn herangekommen, oder?«

Sie hatten das Haus erreicht. Mark zog den Schlüsselbund hervor, öffnete die Tür und lauschte einen kurzen Moment mit angehaltenem Atem. Es war vollkommen still, was ihn sehr erleichterte. Natürlich hatte er doch Angst vor dem Moment, in dem er seinem Vater wieder gegenüberstehen würde, und er war auch froh, daß Marianne nicht da war. Vermutlich hatte sie sich hingelegt und schlief noch.

Er trat ein, winkte Beate, ihm zu folgen, und schob die Tür so leise ins Schloß, wie er konnte, ohne daß es auffiel.

»Es scheint niemand da zu sein«, sagte Beate.

Mark hob die Schultern. »Wahrscheinlich ist mein Vater oben in der Bibliothek«, sagte er. »Ich glaube manchmal, er lebt dort.« Er atmete hörbar ein. »Also dann: auf in die Höhle des Löwen.«

»Ich muß mich vorher noch etwas... frisch machen«, sagte Beate mit einem verlegenen Lächeln. »Geh ruhig schon vor. Ich komme sofort nach.« Sie wandte sich nach rechts und verschwand mit raschen Schritten in der Gästetoilette. Mark wunderte sich ein bißchen, woher sie überhaupt wußte, wo diese war, verfolgte den Gedanken aber nicht weiter. Es war wohl nicht sehr schwer, es zu erraten. Außerdem gab es im Moment Wichtigeres, als darüber nachzudenken. Sein Herz klopfte, und er war sehr nervös. Es kostete ihn enorme Überwindung, die Treppe hinaufzugehen und die Bibliothek zu betreten.

Sein Vater war nicht da, aber etwas von seiner Anwesenheit schien noch in der Luft zu vibrieren, und die Spuren dessen, was er in den letzten Stunden getan hatte, waren überdeutlich auf dem Schreibtisch zu sehen. *Die* normalerweise spiegelblank polierte Platte glich einem Trümmerfeld. Überall stapelten sich Papiere, Fotos und lose Blätter, und das Telefon, das zur Hälfte unter einem Papierwust vergraben war, hatte einen Riß, als wäre es heruntergefallen oder der Hörer mit solcher Wucht auf die Gabel geschmettert worden, daß das Kunststoffgehäuse geborsten war. Trotzdem mußte es wohl noch funktionieren, denn die rote Lampe des Anrufbeantworters flackerte, um darauf aufmerksam zu machen, daß eine Nachricht eingegangen war.

Mark ging ziellos zum Tisch und ließ seine Finger über die darauf ausgebreiteten Papiere gleiten. Sie interessierten ihn nicht *wirklich*, ganz im Gegenteil war sein Bedarf an Geheimnissen für heute mehr als gedeckt. Er wollte gar nicht wissen, was da vor ihm lag.

»Na - schnüffelst du wieder herum?«

Mark drehte sich zu seinem Vater um. Er hatte nicht einmal gehört, daß er hereingekommen war, aber auch das gehörte zu den Eigenheiten seines Vaters: Trotz seiner Masse konnte

er sich so lautlos wie die sprichwörtliche Katze bewegen. Sein Gesicht trug den üblichen Ausdruck: eine Mischung aus Zorn, Härte und einem unauslöschlich eingegrabenen Mißtrauen der ganzen Welt gegenüber. Aber da war auch noch etwas - ein Schrecken, der vielleicht noch nicht ganz erwacht war, aber bereits seinen Schatten vorauswarf.

Mark widerstand dem Impuls, die Hand wie ein ertappter Sünder hastig zurückzuziehen. »Ich war in der Klinik«, sagte er.

»Ich weiß.« Sein Vater schloß die Tür und kam näher. »Du hast mit deiner Mutter gesprochen, nehme ich an?«

Mark verneinte. »Ich wollte es, aber sie haben mich nicht zu ihr gelassen. Vielleicht war es ganz gut so.«

»Möglicherweise«, antwortete sein Vater. »Für sie bestimmt. Und was willst du jetzt hier? Deine Szene von heute morgen fortsetzen oder vernünftig reden?« Er hatte den Schreibtisch erreicht und begann mit hektischen Bewegungen, die Papiere zusammenzuraffen, die darauf lagen, um sie wahllos in Schubladen zu stopfen. Er sah Mark nicht an.

Mark schluckte den Ärger herunter, den die Worte seines Vaters schon wieder in ihm wachriefen. Er konnte nun einmal nicht aus seiner Haut. »Vernünftig reden«, sagte er, mühsam beherrscht. »Erinnerst du dich an heute morgen? Du hast vorgeschlagen, daß wir gemeinsam essen gehen und uns unterhalten. Vielleicht war das eine ganz gute Idee.«

Zum ersten Mal, seit er hereingekommen war, war es ihm gelungen, seinen Vater zu verblüffen - *damit* hatte er sichtlich nicht gerechnet. Für einen winzigen Moment erstarrte er mitten in der Bewegung, aber dann fing er sich wieder und schaltete auch mit der gewohnten Schnelligkeit um.

»Sicher«, sagte er. »Jetzt gleich?«

Mark sah bezeichnend auf den noch immer halb verwüsteten Schreibtisch. »Wenn es im Moment nicht - «

»Das kann warten«, unterbrach ihn sein Vater. »Gib mir zehn Minuten, um mich umzuziehen. Was ist mit diesem Mädchen? Hast du ihr wenigstens abgesagt?«

Mark konnte nicht anders, als das perfekte Gedächtnis seines Vaters zu bewundern. Bei all der Aufregung, die hinter ih-

nen lag, erschien es ihm beinahe unglaublich, daß er sich auch an dieses winzige Detail ihres Gespräches vom Morgen noch erinnerte. »Nein«, sagte er.

»Das solltest du aber. Es ist sehr unhöflich, eine Verabredung nicht einzuhalten, ohne wenigstens abgesagt zu haben.«

»Wer hat gesagt, daß ich sie nicht eingehalten habe?« fragte Mark. Er machte eine Kopfbewegung zur Tür. »Sie ist unten. Ich dachte mir, wir nehmen sie mit - falls du nichts dagegen hast.«

Sein Vater *hatte* etwas dagegen, das sah er ihm deutlich an. Aber er protestierte nicht laut, sondern zuckte nur mit den Schultern und fuhr fort, seinen Schreibtisch abzuräumen, wobei er auch weiter Papiere, Bilder und kleine Zettel mit hastig hingekritzten Berechnungen und Tabellen wahllos in die Schubladen stopfte. Es würde Stunden dauern, um dieses Chaos wieder zu ordnen, dachte Mark. Allmählich regte sich doch die Neugier in ihm, was sein Vater in den letzten Stunden getan hatte. Das rote Licht des Anrufbeantworters flackerte noch immer, aber sein Vater machte keine Anstalten, die aufgezeichnete Botschaft abzuhören.

»Soll ich so lange hinausgehen?« Mark machte eine Geste auf das Gerät, aber sein Vater schüttelte den Kopf.

»Nicht nötig. Ich weiß, wer angerufen hat. Es ist nicht wichtig. Er wird sich wieder melden, und wenn nicht - um so besser.« Er hatte die letzten Papiere vom Tisch gefegt und schlug die Schreibtischschublade mit einem Knall zu.

»Du hast dich also entschlossen, mir wenigstens eine Chance zu geben?« sagte er. »Ich muß gestehen, daß ich kaum noch damit gerechnet habe. Um so mehr freut es mich, daß du es doch tust. Es muß ein ziemlicher Schock für dich gewesen sein.«

»Das ist es noch«, antwortete Mark. »Ich glaube nicht, daß ich es schon ganz begriffen habe.«

»Wie auch?« Sein Vater schloß für einen kurzen Moment die Augen. »Ich habe es bis heute noch nicht ganz begriffen, und ich werde es wahrscheinlich auch nie. Vielleicht will ich es nicht. Ich schätze, wir haben alle Fehler gemacht.«

»Ja«, sagte Mark. »Es sieht so aus.«

Ein seltes Gefühle breitete sich zwischen ihnen aus: Verlegenheit. Schließlich kam sein Vater um den Tisch herum und streckte die Hand aus. »Versuchen wir das Beste daraus zu machen, okay?«

Die Geste war theatralisch, rührend und irgendwie sogar ein bißchen albern, aber vielleicht wirkte sie gerade deshalb so überzeugend. Möglicherweise, dachte Mark, waren ja alle echten Regungen so - und er durfte auch nicht vergessen, daß sein Vater es nicht gewohnt war, *Gefühle* zu zeigen - ihm gegenüber schon gar nicht. Also griff er nach seiner ausgestreckten Hand und drückte sie, und im gleichen Augenblick, auf den Sekundenbruchteil genau, als hätte ein bösartiger unsichtbarer Regisseur im Hintergrund nur darauf gewartet, ging die Tür auf, und Beate trat ein.

Das Lächeln seines Vaters gefror. In seinem Blick erschien ein Entsetzen, das Mark nicht mit Worten beschreiben konnte, aber das in ihm selbst eine plötzliche Woge roter, rasender Panik auslöste: eine Furcht von solcher Urgewalt, daß er um ein Haar aufgeschrien hätte und herumfuhr, ohne die Hand seines Vaters losgelassen zu haben. Während des Sekundenbruchteils, den die Bewegung beanspruchte, war er hundertprozentig davon überzeugt, zu wissen, was er sehen würde: das Ding aus seinen Träumen, die Bestie ohne Gesicht, die gekommen war, um ihn für all das Unrecht zu bestrafen, das er seinem Vater in den letzten sechs Jahren angetan hatte.

Doch unter der Tür stand nicht der Würgeengel, sondern Beate. Sie war in einer fast komisch anmutenden, nicht zu Ende geführten Bewegung erstarrt, und auf ihrem Gesicht lag noch ein verblassender Rest des Lächelns, mit dem sie eingetreten war, und das nun allmählich einem Ausdruck vollkommener Verwirrung Platz zu machen begann. Weder Marks überhastete Bewegung noch der Ausdruck auf dem Gesicht seines Vaters konnten ihr entgangen sein.

Mark ließ endlich die Hand seines Vaters los und sah ihm wieder ins Gesicht. Der entsetzte Ausdruck war aus seinen Zügen verschwunden, aber sein Blick flackerte wie eine Kerzenflamme.

»Komme ich... irgendwie ungelegen?« fragte Beate.

Marks Vater blinzelte ein paarmal. Er kämpfte um seine Fassung, und für einige Augenblicke schien es gar nicht sicher, daß er diesen Kampf auch wirklich gewinnen würde. »Wer...« murmelte er. »Aber das... das kann doch überhaupt nicht...«

»Das ist Beate«, sagte Mark. »Ich habe ihr von dir erzählt. Wir haben uns heute morgen in der Klinik kennengelernt.«

»Beate?« Irgend etwas schien fast hörbar hinter seiner Stim einzurasten. *Die Angst* in seinem Blick erlosch und machte etwas anderem, Lauerndem Platz. Etwas, das Mark nicht einordnen konnte, aber das ihn fast noch mehr alarmierte als die lodernde Furcht zuvor. »Das ist Ihr Name?«

»Heute morgen war er es jedenfalls noch«, antwortete Beate mit einem kleinen nervösen Lächeln. Ihre Augen lächelten nicht, sondern suchten Marks Blick. Er beantwortete die unausgesprochene Frage darin mit einem ebenso stummen Achselzucken.

»Und Sie haben sich im St.-Eleonor-Stift kennengelernt?« vergewisserte sich Marks Vater.

»Ja, das habe ich dir doch erzählt«, antwortete Mark an Beates Stelle. »Was soll das?«

Sein Vater schwieg einige Augenblicke. Bevor er weitersprach atmete er hörbar ein, und er legte eine ganz bestimmte Betonung in seine Stimme. Er antwortete Mark, aber sein Blick blieb fest auf Beate gerichtet. »Weil ich diese junge Dame kenne, Mark«, sagte er. »Nicht persönlich - aber ich habe von ihr gehört.«

»Von mir?« fragte Beate überrascht. »Wieso?«

»Unglücklicherweise gehöre ich zu den Menschen, die niemals etwas vergessen«, antwortete Marks Vater. »Manchmal ist das ziemlich lästig, aber wie es scheint, ist es wohl in diesem Fall eher von Vorteil. Ich habe vor ein paar Monaten unabsichtlich einen Teil eines Gespräches mitgehört, das Professor Artner mit einer der Oberschwestern geführt hat. Es ging mich nichts an, und es interessierte mich auch nicht - wie gesagt, ein Zufall. Aber ich denke, ein glücklicher Zufall.«

»Für wen?« fragte Mark. »Was zum Teufel soll das Ganze überhaupt?«

Er schrie fast, aber sein Vater blieb unbeeindruckt. »Für dich«, sagte er. »Es ging um deine kleine Freundin da. Um Schwester Beate - das sind Sie doch, oder? Ich meine, es gibt keine zweite *Schwester Beate* im St.-Eleonor-Stift?«

»Nein«, antwortete Beate, »aber ich verstehe trotzdem nicht, was -«

»Es ging um Ihre Entlassung«, unterbrach sie Marks Vater. »Die Oberschwester war dafür, Sie zu entlassen, aber Artnor wollte Ihnen noch eine Chance geben.«

»Meine...*Entlassung*?« wiederholte Beate fassungslos. »Ich, ich verstehe nicht...«

»Sie verstehen sehr gut, junge Dame«, antwortete Marks Vater. Er deutete auf Mark. »Er ist nicht der erste, nicht wahr? Sind Sie schon mit ihm ins Bett gegangen, oder hatten Sie sich das für heute abend aufgehoben?«

»Vater!« sagte Mark scharf.

»Schockiert dich das?« fragte sein Vater. Er deutete auf Beate. »Dann frag sie doch, warum sie bereits drei Verwarnungen bekommen hat. Sie macht sich an die Angehörigen von Patienten heran. *Reiche* Angehörige *reicher* Patienten, versteht sich. Sie ist nicht an dir interessiert, Mark, nicht im geringsten. Sie ist einzig und allein scharf auf dein Geld.«

»Aber das ... das ist nicht wahr«, protestierte Beate. »Ich habe niemals -«

»Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus«, fiel ihr Marks Vater ins Wort. »Es war ein netter Versuch, aber er hat nicht funktioniert.«

Mark war wie vor den Kopf geschlagen. Alles war so schnell gegangen und die Stimmung so jäh und so absolut umgeschlagen, daß er gar nicht richtig begriff, was geschah, jedenfalls nicht sofort.

»Worauf warten Sie?« fragte Marks Vater.

»Aber das ist alles nicht wahr!« verteidigte sich Beate. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie Mark ansah. »Bitte, Mark, glaub mir. Ich habe nie irgendwelche *Verwarnungen* bekommen, und man wollte mich auch noch nie entlassen. Dein Vater muß sich irren!«

»Ich irre mich nie«, sagte Marks Vater ruhig.

»Diesmal vielleicht schon«, sagte Mark. »Du hast selbst gesagt, das Gespräch hat dich nicht interessiert. Vielleicht hast du nicht richtig hingehört.«

»Ein Irrtum, so?« Sein Vater verzog abfällig die Lippen. »Na, dann rufen wir doch einfach in der Klinik an und fragen nach.« Er machte eine abgehackte Geste auf das Telefon, auf dem noch immer das rote Lämpchen blinkte. »Rufen wir Professor Artner an und klären die Sache auf. Haben Sie seine Durchwahl im Kopf?«

»Professor Armer?« Beate machte eine unsichere Geste. »Das... das geht nicht. Professor Armer ist tot. Er ist... gestorben. In der vergangenen Nacht.«

Tot! dachte Mark erschrocken. *Artner tot?* Aber das konnte nicht sein! Nicht auch noch er!

»Wie praktisch«, höhnte sein Vater. »Nicht, daß es mich überrascht - oder irgend etwas ändert. Sie haben es versucht, und es hat nicht funktioniert. Und jetzt gehen Sie bitte, bevor ich die Polizei rufe und Sie hinauswerfen lasse.«

»Einen Moment«, sagte Mark, »so schnell -«

»So schnell«, unterbrach ihn sein Vater, »geht es. Ich weiß, es tut weh. Aber das hat die Wahrheit nun leider manchmal an sich.«

Marks Hände begannen plötzlich zu zittern. Sein Herz schlug schneller, und für einen kurzen Moment konnte er sich kaum noch beherrschen, seinen Vater einfach anzuschreien. Irgendwie brachte er die Kraft auf, seinen Zorn noch einmal zu unterdrücken. Mit einer mühsam beherrschten Bewegung drehte er sich zu Beate herum und sah sie an. »Bitte warte unten«, sagte er. »Geh nicht weg, ich komme gleich nach.« Er kam sich bei diesen Worten wie ein Verräter vor. Er hätte sie verteidigen, sich offen auf ihre Seite stellen und seinem Vater ins Gesicht schreien müssen, was er von seinen absurd Anschuldigungen hielt, aber er hatte einfach nicht die Kraft dazu. Der Angriff war zu plötzlich gekommen und zu heimtückisch.

Beate stand noch einen Moment zitternd und mit Tränen in den Augen da und sah abwechselnd ihn und seinen Vater an, aber dann drehte sie sich herum und lief aus dem Zimmer.

Mark wartete, bis ihre Schritte die Treppe hinuntergepoltert waren und er das Geräusch der Haustür hörte. Er wußte, daß es unmöglich war, aber für einen Moment bildete er sich ein, ihre Schritte auch danach noch zu hören - ein rasches Rennen und Stolpern den Weg hinunter bis zum Tor und weiter hinaus auf die Straße. Am ganzen Leib zitternd drehte er sich wieder zu seinem Vater herum und starrte ihn an.

»Warum hast du das getan?« fragte er. Er flüsterte - er hatte nur die Wahl, zu flüstern oder zu schreien, und er wußte, wenn er seinem Zorn einmal freien Lauf ließe, würde er ihn nicht mehr beherrschen können. »Das ist völlig absurd!«

»Entschuldige«, sagte sein Vater. »Ich weiß, wie du dich jetzt fühlen mußt. Vielleicht war ich ein bißchen ungeschickt. Aber das ändert nichts daran, daß es die Wahrheit ist. Dieses Mädchen—«

»Dieses Mädchen«, fiel ihm Mark schneidend ins Wort, »ist gerade siebzehn Jahre alt. Sie ist weder eine Mitgiftjägerin noch eine neue Mata Hari, sondern nichts als ein Mädchen, das ich vor ein paar Stunden kennengelernt habe.«

»Sie ist nichts für dich«, sagte sein Vater hart. »Glaub mir, ich weiß das besser als du.«

»Wieso?« Marks Stimme wurde lauter. Er wollte nicht schreien. Er wollte seinem Vater diesen Triumph nicht gönnen, aber seine Kraft war erschöpft. Seine Hände zitterten immer heftiger, und sein Herz schlug jetzt so laut, daß es seine eigenen Worte zu übertönen schien. Zorn und Enttäuschung machten ihn fast rasend. »Vielleicht habe ich dir doch unrecht getan«, sagte er. »Du bist noch viel schlimmer, als ich gedacht habe.«

»Mark!« sagte sein Vater scharf. »Hör mir zu! Du verstehst nicht, was -«

»Ich verstehe sehr gut!« schrie Mark. »Es reicht dir immer noch nicht! Du glaubst immer noch, du kannst über mich bestimmen wie über etwas, das dir gehört! Aber das kannst du nicht, hörst du? Das wirst du nie wieder können!«

»Mark!« sagte sein Vater erneut. »Bitte hör doch zu! Dieses Mädchen ist nicht das, was es zu sein vorgibt! Ich weiß, daß es weh tut. Es tut immer weh, wenn man begreift, daß man belogen wurde.«

»Ja«, sagte Mark, »das stimmt. Wenigstens *das* habe ich von dir gelernt.«

»Und es tut mir leid«, erwiderte sein Vater. »Darum versuche ich ja gerade, dich vor noch einem viel größeren Fehler zu bewahren!«

»Fehler?« Mark lachte schrill. »Oh ja, ich habe einen Fehler gemacht! Es war ein Fehler, überhaupt hierher zu kommen. Ich hätte tun sollen, was ich von Anfang an vorhatte, und einfach verschwinden. Ich hätte dir niemals zuhören dürfen.«

Er fuhr herum und wollte zur Tür gehen, aber sein Vater machte eine blitzschnelle Bewegung und ergriff ihn am Arm. Nicht nur, um ihn festzuhalten, sondern hart, fast schmerhaft, und vielleicht war es die Art dieser Berührung, die unbedingten Gehorsam verlangte und keinen Widerspruch duldet, die den Faden endgültig zum Zerreißhen brachte.

Mark bewegte sich fast ohne eigenes Zutun. Mit einem zornigen Ruck riß er sich los und versetzte seinem Vater gleichzeitig mit der flachen Hand einen Stoß vor die Brust, der diesen zurücktaumeln ließ und vermutlich zu Boden geschleudert hätte, wäre er nicht gegen die Schreibtischkante geprallt. Das Zimmer schien sich plötzlich vor Marks Augen zu verdunkeln, alles drehte sich um ihn, und sein Herz schlug plötzlich so laut und schwer, daß das Geräusch den gesamten Raum auszufüllen schien: ein dunkles, maschinenhaftes Hämmern und Stampfen, das nicht länger mehr das Geräusch seines eigenen Herzschlages war, sondern der dröhrende Rhythmus aus seinem Traum. Die Bibliothek veränderte sich. Licht und Schatten tauschten ihre Plätze, und sein Gesichtsfeld schien sich zusammenzuziehen, bis darin nur noch Raum für das Gesicht seines Vaters war, das vor Staunen und Überraschung zu einer Grimasse wurde. Dahinter wuchs etwas Dunkles heran. Er hörte wispernde Stimmen und einen summenden, an- und abschwellenden Ton. Und für einen kurzen, zeitlosen Augenblick glaubte er flackernden Kerzenschein zu sehen.

Bevor die Vision übermächtig werden konnte, fuhr er auf dem Absatz herum und rannte aus dem Zimmer.

23. Kapitel

Ich glaube fast, Sie haben recht«, sagte Sendig. »Sie könnte es sein.« Er hatte sich so weit vorgebeugt, daß sein Gesicht fast gegen die Scheibe stieß und das Glas unter seinem Atem beschlug, während er aus angestrengt zusammengekniffenen Augen zu der Gestalt auf der anderen Straßenseite hinüberstarrte. Bremer fragte sich allerdings, was er auf diese Weise zu erkennen hoffte. Sie standen sicherlich dreißig Meter vom Gartentor der Sillmann-Villa entfernt, noch dazu auf der anderen Straßenseite und in einem ungünstigen Winkel, entschieden zu weit, um das Gesicht des dunkelhaarigen Mädchens identifizieren zu können. »Sie ist es«, sagte er schlechtgelaunt. »Ich bin ganz sicher. Ich war ihr so nahe wie jetzt Ihnen.«

Sendig wandte kurz den Kopf und sah ihn mißtrauisch an, fuhr dann aber fort, die Scheibe vollzuhauchen und gleichzeitig nervös und unrhythmischem auf der Armlehne zu trommeln. »Es ist ja nicht so, daß ich Ihre Beobachtungsgabe anzweifle«, sagte er nach einer Weile. »Aber ich habe mich erkundigt, wissen Sie? Niemand kennt dieses Mädchen im Stift.« Er zögerte einen ganz kurzen Moment, ehe er hinzufügte: »Übrigens kann sich auch niemand daran erinnern, daß der junge Sillmann mit ihr zusammen weggegangen wäre.«

»Außer mir«, sagte Bremer.

»Außer Ihnen.« Sendig nickte und sah endlich wieder ganz in seine Richtung. »Diese Geschichte wird immer mysteriöser. Ich glaube beinahe, wir hatten bisher den falschen Sillmann im Visier.«

»Wir«, antwortete Bremer mit Nachdruck, »hatten bisher doch wohl überhaupt niemanden im Visier. Sie sagen mir ja nichts.«

Sendig grinste, als hätte er einen besonders guten Scherz zum besten gegeben, drehte den Kopf wieder nach rechts und hob plötzlich die Hand, als wenn er etwas sagen wollte. »Schauen Sie!« sagte er. »Er kommt!«

Bremer lehnte sich ein bißchen nach vorne, um an Sendig vorbei einen Blick auf das Haus werfen zu können. Tatsächlich war die Haustür aufgegangen, und Mark Sillmann stürmte heraus. Er ging nicht etwa - er *stürmte mit* gewaltigen Schritten auf das Tor zu. Eine Winzigkeit mehr, und er wäre gerannt. Die beiden Polizisten beobachteten, wie er den Garten durchquerte und das Tor mit solcher Wucht hinter sich zuwarf, daß sie den Knall bis hierher hören konnten.

»Hoppla«, sagte Sendig. »Scheint, als hinge der Haussegen bei den Sillmanns ein bißchen schief.«

Bremer schwieg. Sie waren viel zu weit entfernt, um etwas von dem Gespräch mitbekommen zu können, das sich zwischen Mark und dem Mädchen entwickelte, aber die Körpersprache der beiden verriet genug. Bremer war nicht ganz sicher, ob er einen Streit beobachtete, zumindest aber eine sehr hitzige Diskussion. Das Mädchen setzte zweimal dazu an wegzugehen, aber Mark hielt es jedesmal mit mehr oder weniger sanfter Gewalt zurück und redete heftig gestikulierend weiter. Die Diskussion dauerte nur wenige Minuten. Schließlich beruhigten sich Sillmann und das Mädchen und gingen nebeneinander und sehr schnell, aber ohne sich zu berühren, davon.

»Folgen wir ihnen?« fragte Bremer. Er streckte die Hand nach dem Zündschlüssel aus, und Sendig nickte, hielt aber zugleich seinen Arm fest.

»Ja, aber nicht gleich. Warten Sie einen Moment. Besser, sie merken es nicht.«

So erregt, wie die beiden waren, dachte Bremer, hätten sie wahrscheinlich nicht einmal gemerkt, wenn er ihnen mit einem Schützenpanzer hinterhergefahren wäre. Aber natürlich hatte Sendig recht - wie fast immer. Es war besser, vorsichtig zu sein.

»Ich würde meine rechte Hand dafür geben, zu wissen, was da passiert ist«, sagte Sendig leise und im Ton eines Selbstgespräches. »Er hat Ihnen nicht gesagt, was genau er dort wollte?«

»In der Klinik?« Bremer schüttelte den Kopf. »Er wollte seine Mutter besuchen.«

»Zum zweiten Mal an einem Tag?« Sendig machte eine wedelnde Handbewegung. »Sehr seltsam... und dann dieses Mädchen... Ich habe das Gefühl, daß wir ganz dicht davor stehen, etwas sehr Interessantes herauszufinden.«

Plötzlich war er sehr aufgeregt. »Also gut, Bremer. Sie nehmen den Audi und fahren den beiden nach. Aber vorsichtig! Sie dürfen Sie nicht bemerken. Und greifen Sie nicht ein, egal was passiert.«

Er griff in die Manteltasche und fingerte die Schlüssel des Dienstwagens heraus, der fünfzig Meter die Straße hinab hinter der nächsten Biegung geparkt war. »Also los. Ich bleibe hier und behalte das Haus im Auge. Ich habe das Gefühl, daß sich hier bald etwas tut. Sie haben meine Telefonnummer?«

»Nein«, antwortete Bremer, während Sendig nach dem Schlüssel griff und mit der linken Hand bereits die Tür des Mercedes öffnete. »Wozu? Der Audi hat Funk und - «

»Ja, und genau den sollen Sie nicht benutzen«, unterbrach ihn Sendig. »Fragen Sie nicht, warum, tun Sie es einfach. Hier ist meine Nummer.« Er drückte Bremer einen kleinen Zettel in die Hand, auf dem er bereits die Nummer des Autotelefons notiert hatte, und begann ungeschickt, über den Ganghebel hinweg auf den Fahrersitz des Mercedes zu rutschen, kaum daß Bremer aus dem Wagen gestiegen war. »Und jetzt beeilen Sie sich, bevor die beiden weg sind.«

Bremer verdrehte die Augen, aber er ersparte sich den Hinweis, daß es Sendig selbst gewesen war, der ihn noch vor kaum einer Minute daran gehindert hatte, Mark und seiner Freundin sofort zu folgen. Statt dessen warf er noch einen letzten prüfenden Blick zu den beiden Gestalten hinüber, die schon fast das Ende der Straße erreicht harten, und setzte sich dann in die entgegengesetzte Richtung in Bewegung. Er rannte nicht, um nicht aufzufallen, aber er ging doch sehr schnell, und er widerstand auch der Versuchung, sich erneut herumzudrehen, als er die Biegung erreichte. Er hatte zwar seine Uniform gegen zivile Kleidung getauscht, wie Sendig geraten hatte, aber er wollte trotzdem kein Risiko eingehen.

Als er um die Ecke bog und die Straße überquerte, um den Audi zu erreichen, der auf der anderen Straßenseite geparkt

war, war er ein wenig unaufmerksam. Er bemerkte den Wagen, der in raschem Tempo herangefahren kam, erst im allerletzten Moment und mußte sich mit einem hastigen Satz zurück auf den Bürgersteig in Sicherheit bringen. Trotzdem fuhr der Wagen so dicht an ihm vorbei, daß er den Luftzug spüren konnte. Bremer drehte sich fluchend herum, und der Polizist in ihm suchte ganz automatisch nach dem Nummernschild des Wagens. Fast beiläufig registrierte er, daß es kein Berliner Kennzeichen war, aber seine Aufmerksamkeit reichte nicht mehr aus, den Rest zu identifizieren - er riß ungläubig die Augen auf, und aus seinem zornigen Erschrecken wurde Überraschung - und dann ein neuer, aber gänzlich anderer Schrecken.

Es war nicht irgendein Wagen, der ihn fast überfahren hätte. Es war ein dunkelblauer großer BMW mit getönten Scheiben. Bremer sah ihn nur noch einen Sekundenbruchteil, ehe er, ohne den Blinker betätigt zu haben oder irgendwie seine Geschwindigkeit herabzusetzen, um die Ecke bog, aber er erkannte in dieser kurzen Zeitspanne doch einige weitere, beunruhigende Details. Der Wagen verfügte neben seiner normalen auch noch über zwei weitere, kleine Antennen: eine auf dem Dach und eine zweite auf dem hinteren Kotflügel. Trotz der überbreiten Reifen und der Spurverbreiterung lag der Wagen sehr tief, und er bewegte sich kaum in den Federn, als er abbog, was auf ein enormes Gewicht schließen ließ. Eigentlich gab es nur eine Erklärung dafür: Der Wagen war gepanzert. Und das wiederum bedeutete, daß -

Bremer beschloß, später darüber nachzudenken, was diese Erkenntnis in letzter Konsequenz bedeuten mußte, fuhr auf dem Absatz herum und rannte auf den Audi zu, so schnell er nur konnte.

24. Kapitel

Das Licht auf dem Anrufbeantworter flackerte noch immer. Seit Mark gegangen war, waren sicher fünf Minuten verstrichen, aber weder in der Bibliothek noch im Rest des Hauses hatte sich in dieser Zeit irgend etwas gerührt. Die einzige Illusion von Bewegung kam von diesem regelmäßig an- und ausgehenden roten Licht.

Sillmann öffnete die Augen. Er hatte wie erstarrt dagestanden, seit Mark gegangen war. Er konnte sich nicht erinnern, wie lange oder was er in dieser Zeit gedacht hatte. Vielleicht nichts. In ihm war plötzlich nur eine große Leere, in der nicht einmal mehr Platz für Enttäuschung oder Angst war.

Ganz langsam, als müsse er gegen unsichtbare Tonnengewichte ankämpfen, die auf seinen Gliedern lasteten, drehte er sich herum und trat wieder an den Schreibtisch heran. Seine Hand streckte sich nach dem Telefon aus, verharrete für endlose Sekunden zitternd darüber und führte die Bewegung dann noch langsamer zu Ende. Das rote Licht des Anrufbeantworters flackerte noch immer, aber er hörte die Botschaft auch jetzt nicht ab. Sie war unwichtig geworden. Nichts hatte mehr irgendeine Bedeutung.

Sillmanns Finger tippten die elfstellige Nummer eines Satellitenanschlusses, und am anderen Ende wurde abgehoben, kaum daß er den Hörer ans Ohr genommen hatte. Eine kalte, unpersönliche Stimme meldete sich mit einem einzigen Wort: »Ja?«

»Sillmann hier«, meldete er sich. »Sie hatten recht. Es tut mir leid. Ich... kann jetzt nichts mehr tun.«

Er bekam keine Antwort. Aus dem Hörer drang nur Schweigen, allenfalls, hätte man ganz aufmerksam gelauscht, das Geräusch ganz leiser, sehr regelmäßiger Atemzüge. Nach ein paar Sekunden wurde aufgelegt.

Sillmann ließ den Telefonhörer auf den Schreibtisch sinken, > setzte sich in den schweren Ledersessel und schloß die Augen. Er lauschte in sich hinein, wartete auf irgend etwas, ir-

gendeine Reaktion, irgendein Gefühl, aber da war nichts. Er war ausgebrannt, nicht einmal mehr fähig, Angst zu empfinden. Selbst dafür wäre er in diesem Moment dankbar gewesen, aber selbst das konnte er nicht mehr. Er dachte an das Gespräch mit Petri zurück: *Es hat begonnen*.

Ja, es hatte angefangen: später, als er befürchtet, und soviel früher, als er gehofft hatte. Es hatte begonnen, und keine Macht dieser Welt konnte es jetzt noch aufhalten.

Mark war wieder in jenem furchtbaren Keller, der von Kerzenschein und dem Wehklagen verdammter Seelen erfüllt war, und er hörte auch wieder den Herzschlag und die lautlose Stimme, die seinen Namen flüsterte und ihn Taten beschuldigte, an die er sich nicht erinnern konnte, von denen er aber nun wußte, daß er sie begangen hatte. Das Gespenst war da. Es stand hinter ihm und war nun endgültig zum Monster aller Kinderträume geworden, denn so große Angst es ihm auch machte, so wußte er doch, daß es ihm nichts anhaben konnte, solange er sich nur herumdrehte und es ansah.

Aber wie lange würde er das können ?

Dieser Traum — der viel weniger Traum als eine fast bis zur Unkenntlichkeit verzerre Erinnerung war (aber eben nur fast) - gehörte seiner eigenen, simplen Logik, die die eines noch ziemlich naiven Zwölfjährigen war, nicht die eines Erwachsenen, und diese Logik war auf der einen Seite zwar dafür verantwortlich, daß alles, was er nicht sah, auf der anderen Seite auch ihn nicht sehen und ihm somit nichts zuleide tun konnte, aber sie verlieh dem gesichtslosen Schrecken auf der anderen Seite auch die Macht eines Gottes. Seine Unverwundbarkeit war nicht absolut. Das Ungeheuer würde ihn zwingen, ihn anzusehen, sobald seine Konzentration auch nur für einen winzigen Moment nachließ. Und er konnte bereits spüren, wie seine Kräfte schwanden. Dies hier war nicht die Welt, in die er gehörte. Es war nicht die Wirklichkeit - nicht die Wirklichkeit, die er kannte und verstand, aber es war auch weit mehr als eine Illusion. Er nannte es einen Traum, aber das war es nicht, sondern vielmehr ein Teil eines anderen, düsteren Universums, in dem Zeit und Raum ebensowenig Bestand hatten wie Realität und in dem er sich für eine Weile als Gast aufhalten konnte (oder als Gefangener?).

Aber dieser Aufenthalt war nicht umsonst. Jede Sekunde, die er hier war, kostete Kraft, jeder Augenblick, den er länger in dieser vielleicht düstersten Ecke des Universums verweilte, stahl ihm etwas von seiner Energie, vielleicht seiner Lebenskraft.

Er mußte diesen Keller verlassen. Aber wie?

Die Vision hatte fast an der gleichen Stelle wieder eingesetzt, an der sie aufgehört hatte: Er stand wieder vor der rostigen Eisentür, durch die der hämmерnde schwere Herzschlag drang, und er sah das Licht, das durch den allmählich breiter werdenden Spalt zwischen ihr und dem Rahmen drang, und die tanzenden Schatten dahinter, und wieder begriff er mit unerschütterlicher Sicherheit, daß etwas Furchtbare geschehen würde, wenn er durch diese Tür schritt.

Mark glaubte sich zu erinnern, daß es einen anderen Ausgang aus diesem Keller gab - eine zweite Tür, vielleicht auch nur ein offener Durchgang auf der anderen Seite, nicht einmal ein Dutzend Schritte hinter ihm, und trotzdem unerreichbar, denn dorthin zu gehen hätte bedeutet, sich zu den Phantomen am Boden umzudrehen und der anderen, weit schlimmeren Gestalt, die hinter ihm stand, und die ihm zweifellos vernichten würde, sobald er den Schutz des Nicht-Sehens und dadurch Nicht-gesehen-Werdens aufgab.

Er saß in der Falle. Er konnte nicht hierbleiben, er konnte nicht weitergehen, und er konnte nicht zurück.

Vielelleicht war es einfach an der Zeit, sich der Wahrheit zu stellen.

Der Gedanke entstand so klar artikuliert in seinem Kopf, als hätte ihn tatsächlich jemand ausgesprochen, der unsichtbar bei ihm war, und im gleichen Augenblick fielen Furcht und Entsetzen wie ein zu lange getragenes Kleidungsstück von ihm ab.

Es war an der Zeit.

Mark hob den Arm, streckte die Hand aus und berührte die Tür mit gespreizten Fingern, ganz sacht, unendlich vorsichtig, wie er eine glühende Herdplatte berührt hätte oder das Netz einer schlafenden Spinne, das er irgendwie überwinden mußte, ohne das giftige Tier zu wecken.

Es erwachte nicht. Die Tür war nicht heiß, aber auch nicht so kalt, wie ihr metallener Anblick hätte erwarten lassen, und nicht einmal annähernd so schwer, wie ihre wuchtigen Formen suggerierten. Sie fühlte sich warm an, und auf eine schwer in Worte faßbare Art weich und beinahe lebendig, und obwohl seine Berührung kaum

mehr als ein Hauch gewesen war, schwang sie langsam vor ihm zurück und gab den Blick in den dahinterliegenden Raum -

»Sag mal - träumst du?«

Mark fuhr so erschrocken hoch, daß er sein Glas umstieß. Er fing es auf, ehe es vom Tisch rollen konnte, war sich der Bewegung aber selbst kaum bewußt.

Er hatte Mühe, sofort in *diesen* Teil der Wirklichkeit zurückzufinden, aber ein Gedanke entstand ganz deutlich in seinem Kopf: daß er *wieder* im letzten Moment gerettet worden war, wie die anderen Male - wie *jedes Mal!* — zuvor. War das vielleicht der wirkliche Schrecken, den dieser Traum für ihn befehlte: daß er niemals erfahren sollte, was auf der anderen Seite der Tür lag?

»Was?« fragte er verwirrt.

»Ich habe dich gefragt, ob du träumst!« schrie Beate - sie mußte schreien, um den stampfenden Techno-Rhythmus zu übertönen, der aus einem Dutzend Richtungen zugleich auf sie herabhämmerte.

»Ich habe dich jetzt dreimal gefragt, ob du Lust hast, zu tanzen!« fuhr Beate fort. »Ich meine - du mußt nicht. Ich bin dir nicht böse. Aber du könntest wenigstens antworten!«

Mark blickte sie weiter verständnislos an, ebenso wie das Glas in seiner Hand, das er aufgefangen hatte, ohne auch nur das geringste dazu getan zu haben. Seine Reflexe funktionierten offensichtlich auch unabhängig von dem, was in seinem Kopf vorging. Der Inhalt des Glases war in einer halbkreisförmigen Spur auf dem Tisch vor ihm verteilt, soweit er nicht bereits zu Boden getropft war, und der scharfe Geruch, der davon aufstieg, verriet ihm, daß er nicht nur aus purer Cola bestanden hatte. Seltsam - er konnte sich gar nicht erinnern, Whisky getrunken zu haben. Er lauschte in sich hinein, aber er spürte nichts von irgendeiner Wirkung. Er schmeckte übrigens auch keinen Alkohol.

»War das... deines?« fragte er verlegen.

Beate verdrehte in gespieltem Entsetzen die Augen. »Ja. Aber ich bestelle mir gerne ein neues. Es sei denn, du bist Gentleman genug, es für mich zu tun. Immerhin hast du mir ja auch die Hälfte meines Drinks auf die Füße gekippt.«

Mark stellte das Glas mit einer schuldbewußten Bewegung und sehr hastig endlich wieder auf den Tisch und hob ebenso rasch die Hand, um nach dem Kellner zu winken, aber er sah die Sinnlosigkeit dieses Vorhabens fast im gleichen Moment auch schon ein. Es gab tatsächlich mehrere Kellner, aber die Wahrscheinlichkeit, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, war gleich Null. Dann und wann tauchte ein Tablett an einem ausgestreckten Arm über den Köpfen der dichtstehenden Menge auf, das mit einer für Mark schier unvorstellbaren Sicherheit durch das Tohuwabohu geschifft wurde, aber er sah keinen der dazugehörigen Kellner. Schließlich stand er auf und deutete mit einer Kopfbewegung zur Bar. »Ich hole dir ein neues Glas«, brüllte er.

»Eine Aufforderung zum Tanzen wäre mir lieber«, schrie Beate in der gleichen Lautstärke zurück, was Mark aber geflissentlich ignorierte. Er hatte keine Lust, zu tanzen. Eigentlich hatte er nicht einmal Lust, hier zu sein. Die Diskothek war ihm zu laut, zu dunkel, zu hektisch. Es waren zu viele Menschen hier, und sie waren zu fröhlich. Es war sein Vorschlag gewesen, hierher zu kommen, nachdem sie eine ganze Weile ziellos durch die Straßen gelaufen waren und alles getan hatten - nur eines nicht: sich auszusprechen. Die Idee war gut gewesen - er hatte gehofft, daß der Lärm, die Nähe all dieser Menschen und die unzähligen Ablenkungen auch ihm helfen würden, auf andere Gedanken zu kommen - aber es hatte nicht funktioniert. Er war mittlerweile sehr sicher, daß nichts funktionieren würde. Er hätte nicht hierher kommen sollen, aber er wußte auch nicht, was er sonst hätte tun sollen. Vielleicht war dies eine der Situationen, in der es keine gute Lösung gab. Beate hatte sich alle Mühe gegeben, den häßlichen Zwischenfall zu überspielen, und er hatte zumindest die gute Absicht hinter diesem Vorhaben honoriert, indem auch er alles, was mit seinem Vater, seiner Mutter oder ihm selbst zu tun hatte, fast peinlich vermied. Sie hatten sich den ganzen Abend über Belanglosigkeiten unterhalten: kleine Anekdoten aus seinem Leben im Internat, die zum Teil wahr, zum Teil übertrieben und zum Teil vollkommen ausgedacht waren, sie hatten über Politik, Geschichte, den Sinn des Lebens und die

neuesten Modetorheiten gesprochen, ein bißchen herumgealbert, dies und das getan und sich schließlich ganz bewußt dazu entschieden, den Abend so ausklingen zu lassen, wie es einem achtzehnten Geburtstag in einer Stadt wie Berlin vielleicht angemessen war: laut, fröhlich und lang und ohne irgendwelche Pläne für den nächsten Tag oder auch nur die nächste Stunde. Aber das war nur die Theorie. Die Praxis sah anders aus. Es verging kein Moment, in dem er nicht an seinen Vater dachte, und die Furcht hatte ihn den ganzen Abend über begleitet.

Sie - und ein fast verzweifelt unterdrückter, aber doch beharrlich nagender Zweifel. Von allem war vielleicht das das Schlimmste, was sein Vater ihm angetan hatte: Er begann sich zu fragen, ob er vielleicht recht hatte. Beate *hatte* sich seltsam benommen. Ihre Scherze auf dem Weg nach Hause waren ein bißchen zu penetrant gewesen, und auch ihr Auftreten am Morgen war vielleicht nicht normal.

Und wenn? dachte er trotzig. Selbst wenn es so wäre - welche Rolle spielte es eigentlich? Vielleicht zählte für sie tatsächlich zuerst sein Geld und dann er, aber selbst wenn es so sein sollte - zumindest im Augenblick war es ihm gleich. Er empfand jedenfalls etwas für sie, auch wenn er selbst noch nicht genau wußte, was es war, und irgendeine Garantie auf die ewige, reine Liebe hatte niemand. Selbst wenn sein Vater recht haben sollte, machte das sein Benehmen nicht entschuldbar. Es machte es eher schlimmer. Er hatte verdammt noch mal wie jeder andere das Recht, seine eigenen Fehler zu machen und daraus zu lernen.

Er hatte sich zur Bar durchgedrängelt, bestellte zwei frische Getränke und versuchte, sie zu ihrem Tisch zurückzubalanceieren, ohne mehr als die Hälfte davon zu verschütten. In einer so hoffnungslos überfüllten Diskothek wie dem HADES erforderte diese Aufgabe fast seine ganze Aufmerksamkeit, so daß er erst wieder zu Beate aufsah, als er den Tisch fast erreicht hatte. Sie war nicht mehr allein. In das Gedränge rings um den kleinen Tisch hatte sich eine weitere Gestalt gemischt, die heftig gestikulierend auf Beate einredete und sie bereits so weit in eine Ecke gedrängt hatte, wie es überhaupt nur ging.

Auch ohne den Höllenlärm ringsum hätte Mark kaum verstanden, worüber die beiden sprachen, aber das war auch nicht nötig. Jede Spur von Heiterkeit - ob nun aufgesetzt oder echt - war von ihrem Gesicht verschwunden. Sie stand in eindeutig abwehrender Haltung da und bewegte immer wieder den Kopf, um den zudringlichen Händen ihres Gegenübers auszuweichen.

Mark maß den Burschen mit einem raschen, prüfenden Blick, während er sich seinen Weg durch die Menge so schnell bahnte, wie er konnte. Er war ein gutes Stück größer als er und mußte zwanzig Pfund schwerer sein, und bei der sportlich durchtrainierten Statur unter seiner Windjacke hätte Mark normalerweise zweimal überlegt, sich mit ihm anzulegen. Aber er sah auch noch mehr: Die Bewegungen des Burschen waren unsicher und fährig, und sein Gesicht wirkte aufgedunsen. Der Kerl war hoffnungslos betrunken - was ihn wahrscheinlich nicht weniger gefährlich machte, aber möglicherweise etwas langsamer.

Mark erreichte endlich den Tisch und setzte die beiden Gläser mit einem hörbaren Knall ab. Das Geräusch erfüllte seinen Zweck: Beates Gesicht wandte sich mit einem Ruck in seine Richtung und mit einer guten Sekunde Verzögerung auch das des Burschen, der vor ihr stand.

»Probleme?« fragte er.

Beate schüttelte hastig den Kopf. Die Erleichterung in ihrem Blick hatte nicht lange vorgehalten. Spätestens jetzt, wo Mark dem anderen direkt gegenüberstand, mußte ihr wohl auch auffallen, daß der Bursche ungefähr doppelt so groß war wie er. »Es ist okay«, sagte sie hastig. »Ein... ein Mißverständnis.«

»Ein Mißverständnis, so?« sagte Mark. Sein Blick blieb fest auf das Gesicht des anderen gerichtet. Die Augen des Burschen waren trüb vom Alkohol, aber Mark bemerkte trotzdem das tückische Funkeln darin; der Kerl war nicht nur vollkommen betrunken, er war auch ein Schläger. Niemand, mit dem er sich normalerweise abgegeben hätte, und erst recht niemand, gegen den er eine Chance hatte, wahrscheinlich nicht einmal in diesem Zustand.

»Was willst du?« fragte der Betrunkene. Er sprach schlepend, und als er redete, zerplatzten kleine Speichelblasen in seinem Mundwinkel. Sein Atem roch durchdringend nach Alkohol.

»Die Frage ist, was *du* willst«, antwortete Mark. Eine innere Stimme riet ihm, daß es besser - und wahrscheinlich auch gesünder - war, jetzt die Klappe zu halten. Er konnte die Aggressivität des anderen beinahe riechen. Der Kerl war auf Streit aus, und er wußte, daß er mit ihm nicht fertig werden konnte. Aber er *wollte* nicht vernünftig sein. Ganz plötzlich war die Wut da, die er den ganzen Tag über vermißt hatte, eine rasende, kaum noch zu beherrschende Wut, die ihn dazu trieb, nicht aufzuhören, nicht vernünftig zu sein, sondern weiterzumachen. Er brauchte ein Ventil. Er wollte etwas packen, etwas zerstören und kaputt- machen, irgend etwas schlagen oder auch geschlagen werden, das war egal.

»Mach keinen Ärger«, sagte Beate.

»Ich?« Mark trat mit zwei zornigen Schritten um den Tisch herum und baute sich drohend vor dem Betrunkenen auf. »*Er* macht Ärger, nicht ich.«

»Spiel dich nicht auf, Kleiner«, sagte der Bursche. »Hau ab, solange du es noch kannst.«

»Und wenn nicht?« fragte Mark herausfordernd.

Er wußte, was nun kam, und das zornige Aufblitzen in den Augen seines Gegenübers warnte ihn zusätzlich. Zorn und Frustration hatten seinen Kreislauf so mit Adrenalin überschwemmt, daß er mit einer Schnelligkeit und Kraft reagierte, an die er normalerweise nicht einmal zu denken wagte. Der Kerl schlug zu, ein vielleicht kraftvoller, aber sehr plumper Hieb, dem Mark mit Leichtigkeit auswich. Gleichzeitig schlug er zurück. Seine Faust traf den anderen am Kinn, und die Wirkung überstieg Marks kühnste Erwartungen: Der Bursche schrie auf, warf die Arme in die Höhe und stürzte rückwärts zu Boden, wobei er zwei oder drei andere mit sich riß. Für einen Moment drohte sich die Bewegung fortzusetzen, und Mark wartete beinahe darauf, daß sämtliche Diskobesucher wie eine ineinandergedrehte Schnecke aus Dominosteinen umfielen. Natürlich geschah das nicht. Trotzdem setzte sich

die Bewegung irgendwie fort; für einige Sekunden kamen die Tanzenden aus dem Takt, dann erlosch auch das Flackern der Lichtorgel, und schließlich verstummte sogar die Musik.

Der Betrunkene versuchte ungeschickt wieder auf die Füße zu kommen, aber da einige andere dies gleichzeitig auch probierten, behinderten sie sich nur gegenseitig; Mark hatte Zeit genug, ihm nachzusetzen und in eine entsprechende Position zu kommen. Er war plötzlich ganz ruhig. Der Zorn war noch da, vielleicht sogar schlimmer als zuvor, aber er machte ihn jetzt nicht mehr fahrig oder störte seine Konzentration. Er beobachtete den anderen genau, während er sich aufrappelte. Sein Gesicht wirkte benommen und ziemlich überrascht, aber nicht besonders angeschlagen. Sein Schlag hatte eine spektakuläre, aber leider keineswegs nachhaltige Wirkung erzielt. Wahrscheinlich hatte er den Kerl nur wütend gemacht. Er durfte ihm auf keinen Fall die Gelegenheit geben, seinerseits einen Treffer anzubringen.

Als der Bursche aufstand, empfing ihn Mark mit einem Tritt vor das Knie, der ihn nicht fällte, ihn aber mit schmerzverzerrtem Gesicht zurücktaumeln ließ. Mark setzte ihm nach, boxte ihn zwei-, dreimal mit aller Gewalt in den Leib und zielte mit einem Handkantenschlag nach seiner Kehle, als die erhoffte Wirkung auch diesmal ausblieb.

Sein Arm wurde mit solcher Kraft gepackt und zurückgerissen, daß er vor Schmerz aufschrie und gestürzt wäre, hätte die gleiche Hand, die ihn zurückgerissen hatte, ihn nicht auch festgehalten. Eine Sekunde später wurde sein Arm mit brutaler Kraft auf den Rücken gedreht, eine Hand krallte sich in sein Haar und riß seinen Kopf in den Nacken, und dann traf ihn ein harter Kniestoß in den Rücken und ließ ihn endgültig in die Knie brechen. Ein gleißender Schmerz explodierte in seinen Nieren, und für einen Moment sah er nichts außer bunten Farbblitzen. Sein Kopf wurde so weit in den Nacken gebogen, daß er kaum noch Luft bekam und deshalb auch nicht schreien konnte, und der Gewalt, mit der er festgehalten wurde, hatte er nichts entgegenzusetzen. Trotzdem wehrte er sich noch einen kurzen Moment mit aller Kraft. Seine Wut war noch nicht verauscht. Er fügte sich mit seiner Gegenwehr

nur selbst Schmerzen *zu*, aber das war ihm gleich. Er mußte irgend etwas zerstören - wenn er nichts anderes fand, sich selbst.

Kurz bevor er sich selbst den Arm auskugeln konnte, wurde der Griff ein wenig gelockert, nicht einmal annähernd weit genug, um sich loszureißen, aber immerhin kam er unsicher auf die Füße, auch wenn er weiter mit unerbittlicher Kraft gehalten wurde. Er drehte den Kopf zur Seite, soweit es die Hand zuließ, die sich noch immer in sein Haar krallte, und erkannte, daß er von einem langhaarigen, muskelbepackten Burschen in Lederjacke und Jeans festgehalten wurde. Ein zweiter Rausschmeißer stand nur einen Schritt hinter ihm, aber er hatte die Lage bereits richtig eingeschätzt und erkannt, daß es wohl kaum nötig sein würde, sich zu zweit auf Mark zu stürzen.

»Es ist okay«, sagte Mark mühsam. »Ich bin in... in Ordnung. Ihr könnt mich loslassen.«

Er wurde nicht losgelassen, aber der Druck auf seinen Arm ließ weiter nach; wenigstens trieb der Schmerz ihm jetzt nicht mehr die Tränen in die Augen. Dafür traf ihn ein harter Stoß in den Rücken, der ihn vorwärtstaumeln ließ.

Mark hatte sich immer gefragt, wie eine solche Situation wohl sein mochte; sein größtenteils wohlbehütetes Leben im Internat hatte ihn vor Gewalttätigkeiten jeder Art bewahrt, aber natürlich hatte er sich solche Situationen *vorgestellt*. Die Wahrheit war ganz anders - nicht annähernd so dramatisch, aber dafür ging es sehr viel schneller. Binnen Sekunden wurde er von beiden Rausschmeißern zum Ausgang gezerrt, während hinter ihnen Musik und Tanz bereits wieder einsetzten, als wäre überhaupt nichts geschehen. Nicht einmal eine Minute, nachdem er den Betrunkenen niedergeschlagen hatte, fand er sich der Länge nach auf dem Bauch vor dem Eingang der Diskothek liegend.

25. Kapitel

Nicht eingreifen, hatte Sendig gesagt. Ganz gleich, was passiert, er darf Sie nicht bemerken. Sie beobachten ihn, weiter nichts.

Im Moment fiel es Bremer nicht ganz leicht, diesem Befehl Folge zu leisten. Vor einer Minute hatte er beobachtet, wie Mark Sillmann in hohem Bogen aus dem HADES geflogen war, und das im wortwörtlichen Sinn; er hatte bereits die Hand nach dem Türgriff ausgestreckt, aber dann war das Mädchen herausgekommen und hatte sich um Mark bemüht, und Bremer hatte sich im letzten Moment wieder an Sendigs Befehl erinnert. Er fragte sich, was im HADES vorgefallen sein mochte. Nach allem, was er über den jungen Sillmann wußte, war er kein Schläger, nicht einmal jemand, der sich so leicht auf einen provozierten Streit einließ.

Bremer zog die Hand wieder zurück, aber es dauerte einen Moment, bis er sich soweit entspannte, daß er sich ganz im Sitz zurücksinken lassen und beobachten konnte, was weiter geschah. Mark erhob sich unsicher auf die Füße und tastete mit den Händen über seinen Körper, als müsse er sich davon überzeugen, daß noch alles da war, machte aber trotzdem einen unverletzten Eindruck.

Bremer blieb allerdings aufmerksam. Sillmann und das Mädchen standen eine ganze Weile vor dem Eingang des HADES und debattierten sichtlich aufgeregt miteinander. Bremer hätte seine rechte Hand dafür gegeben, zu wissen, worüber die beiden sprachen. Vor allem das Mädchen.

Ihr Anblick erschreckte ihn jetzt kaum weniger als vorhin, als er sie auf dem Videoband gesehen hatte. Es war vollkommen unmöglich. Seine Logik und sein Verstand sagten ihm, daß es einfach nicht sein konnte. Aber seine Augen behaupteten das Gegenteil.

Die beiden begannen langsam die Straße hinunterzugehen. Bremer überlegte gerade, ob er aussteigen und ihnen zu Fuß folgen oder abwarten, bis sie die Kreuzung erreichten, und

ihnen mit dem Wagen nachfahren sollte, als zwei Dinge gleichzeitig geschahen: Fünfzig Meter hinter ihm wurde ein Wagen angelassen, und im gleichen Moment meldete sich das Funkgerät.

Bremer erschrak regelrecht. Sendig hatte ihm eingeschärft, nicht den Polizeifunk zu benutzen - die Gefahr, abgehört zu werden, war zu groß -, aber sie hatten vor einer halben Stunde miteinander telefoniert und sich auf eine Frequenz geeinigt, die selten benutzt wurde, auch keine Garantie, *nicht* abgehört zu werden, aber immerhin eine Möglichkeit für Sendig, im Notfall Kontakt zu ihm aufzunehmen. Bremers Hand verharrte über dem Hörer, berührte ihn aber nicht. Das Gerät piepste dreimal, dann waren zehn Sekunden Pause, dann noch zweimal, dann war Ruhe. Das vereinbarte Zeichen.

Bremer warf einen raschen Blick zu Sillmann und dem Mädchen hinüber - sie gingen weiter in Richtung Kreuzung, bewegten sich aber nicht sehr schnell -, dann stieg er aus dem Wagen und ging mit schnellen Schritten zu der Telefonzelle auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Sendig meldete sich, noch bevor das Freizeichen das erste Mal zu Ende getutet hatte. »Verdammt, Bremer, wo bleiben Sie so lange?«

So lange? Bremer hatte allerhöchstens zehn Sekunden gebraucht, um die Zelle zu erreichen und die Nummer von Sendigs Autotelefon zu wählen. Aber Sendig ließ ihm gar keine Zeit, zu antworten, sondern fuhr bereits kurztatig und in sehr erregtem Ton fort: »Egal. Hören Sie zu, Bremer. Wir haben nicht viel Zeit. Ich weiß jetzt, wer sie sind.«

»Sie?«

»Die Kerle in dem BMW, die Sie verfolgt haben«, antwortete Sendig. »Sie müssen den jungen Sillmann und das Mädchen vor ihnen schützen, haben Sie verstanden?«

»Ja«, antwortete Bremer verwirrt. »Aber wieso - ?«

»Fragen Sie jetzt nicht«, unterbrach ihn Sendig. Der Ton in seiner Stimme war keine Nervosität, dachte Bremer bestürzt. Es war nackte Panik. »Warnen Sie den Jungen! Schnell!«

Er hängte ein, ehe Bremer antworten konnte. Bremer starnte den Telefonhörer in seiner Hand noch eine halbe Sekunde

lang beinahe feindselig an, dann hängte er ein und verließ die Telefonzelle. Sillmann und das Mädchen hatten die Ecke erreicht und bogen nach links ab, und im gleichen Moment blendeten die Scheinwerfer des Wagens fünfzig Meter entfernt auf, und er setzte sich mit kreischenden Reifen in Bewegung. Als er an Bremer vorbeischoß, erkannte er, daß es sich um einen dunkelblauen BMW handelte.

Bremer fluchte und rannte los, so schnell er konnte. Als er im Wagen saß und mit fliegenden Fingern den Zündschlüssel herumdrehte, hatte der BMW die Kreuzung erreicht und bog ab, ohne seine Geschwindigkeit spürbar zu verringern. Bremer fluchte erneut und noch lauter, hämmerte den Gang hinein und gab Gas.

Den zweiten Wagen bemerkte er erst, als er mit kreischenden Bremsen unmittelbar vor der Kühlerhaube des Audi zum Stehen kam und die beiden hinteren Türen aufflogen.

26. Kapitel

Der Aufprall war sehr hart gewesen. Die beiden Rausschmeißer hatten sich wohl einen Spaß daraus gemacht, ihre Aufgabe wörtlich zu nehmen: Mark war gute zwei Meter durch die Luft geflogen, ehe er auf dem Pflaster aufgeschlagen war, und er hatte das Gefühl gehabt, aus der zehnfachen Höhe aufzuprallen. Im ersten Moment schien es buchstäblich keinen Knochen in seinem Leib zu geben, der *nicht* weh tat.

Trotzdem war das nicht der Grund für seine Benommenheit. Dieser Grund war in ihm, eine heiße, brodelnde Wut, die in ihm loderte und kochte wie die Glut eines im Ausbrechen befindlichen Vulkans, ein schwarzes Ding mit Klauen und brennenden Augen und einer Haut aus schimmerndem hartem Chitin, das die Türen seines Gefängnisses endgültig aufgestoßen hatte und heraus wollte, das töten wollte, vernichten, zerreißen und zerfetzen, ganz gleich, was oder wen. Er zitterte am ganzen Leib. Der Druck in ihm hatte die Grenzen des Erträglichen längst erreicht und stieg immer noch weiter. Wahrscheinlich war es gut, daß der Rausschmeißer ihn zurückgehalten hatte. Er hätte den Burschen umgebracht, das, oder zumindest auf ihn eingeschlagen, bis der andere *ihn* umgebracht hätte.

»Bist du in Ordnung?«

Mark erkannte nur Beates Stimme. Als er den Kopf hob, sah er anstelle ihres Gesichts nur einen hellen, verwaschenen Fleck, eingefaßt von Konturen, die sich ständig zu verändern schienen vor dem Hintergrund eines zerbröckelnden, von flackerndem Kerzenschein beleuchteten Betonputzes. Er erkannte die Gefahr im letzten Moment. Der Grat zwischen diesem und jenem anderen, gewalttätigeren Alptraum begann immer schmäler zu werden. Er drohte abzurutschen, und vielleicht würde es ein Sturz, den er nie wieder auffangen konnte.

»Mark, was ist mit dir?« Beate/der Todesengel streckte die Hand nach ihm aus, um ihn zu - vernichten/helfen -berühren,

und er konnte im letzten Moment den Impuls unterdrücken, ihren Arm mit aller Gewalt beiseite zu schlagen. Aber er wich ihrer Berührung aus und drehte sich in der gleichen Bewegung auf die Seite. Für einen kurzen Moment schloß er die Augen und preßte die Lider mit aller Gewalt aufeinander. Es tat weh, aber es half. Als er die Augen wieder öffnete, war Beates Gesicht wieder ihr eigenes. Die Wand hinter ihr war noch immer schäbig, aber es war jetzt wieder die heruntergekommene Fassade des *HADES*, nicht mehr der Alpträumkeller, und das flackernde Licht war nicht mehr das Hunderter Kerzen, sondern die Leuchtreklame der Diskothek.

»Es ist... alles okay«, sagte er mühsam.

»In Ordnung?« Beate zog zweifelnd die Augenbrauen zusammen. »Du machst nicht unbedingt den Eindruck, als ob du *okay* wärst.«

Mark wich ihren bemüht ausgestreckten Händen erneut aus und stemmte sich umständlich in die Höhe. »Mir fehlt nichts«, versicherte er. »Es sah nur so wild aus. Der Kerl hatte wohl Mitleid mit mir.«

Beate blieb ernst. »Das meine ich nicht«, sagte sie. »Was ist denn da drinnen in dich gefahren? Benimmst du dich immer so?«

»In mich?« Mark sah sie fast feindselig an. »Moment mal. Ich wollte dir helfen.«

»Ich weiß«, antwortete Beate. »Aber der Kerl war nur ein harmloser Betrunkener, der sich aufspielen wollte. Es wäre nicht nötig gewesen, wie ein Verrückter auf ihn loszugehen. Mein Gott, für einen Moment dachte ich, du würdest ihn umbringen!«

»*Blödsinn!*« antwortete Mark.

»Es sah nicht gerade nach *Blödsinn* aus. Suchst du etwas?«

Mark hatte angefangen, mit den Händen über seine Lederjacke zu tasten. Seine Bewegungen wurden immer fahriger. »Mein Portemonnaie«, antwortete er. »Scheiße. Ich muß es verloren haben, als ich...« Er machte eine Kopfbewegung zum Eingang des *HADES*. »Dort drinnen.«

»Wahrscheinlich«, sagte Beate. »Aber wenn du einen guten Rat von mir-«

»Nein«, unterbrach sie Mark scharf. »Ich will *keinen* guten Rat. Weder von dir noch von sonst jemandem. Am allerwenigsten von dir, weißt du.«

Beate wurde blaß, aber Mark begriff den eigentlichen Grund dafür erst, als sie einen halben Schritt vor ihm zurückwich und eine instinktiv abwehrende Haltung einnahm. Plötzlich hatte sie Angst, aber es war eindeutig Angst vor *ihm*. Das *Ding* in ihm war noch da. Es hatte sich zurückgezogen und zerreß nicht mehr mit aller Gewalt an seiner Kette, aber es war da, und im Moment nicht so stark, daß sie es sah, in seinem Gesicht, oder in seinen Augen. *Was geschah mit ihm?*

»Entschuldige«, sagte er.

Beate lächelte verkrampft. »Schon gut. Vergiß es.«

Mark streckte die Hand nach ihr aus und berührte sie am Arm. Sie wich seiner Berührung nicht aus, aber Mark sah deutlich, daß sie es gerne getan hätte, und auch die Angst wich nicht vollständig aus ihrem Blick.

»Nein«, sagte er. »Es ist *nicht* gut, und ich werde es nicht vergessen. Verdammt, ich... ich weiß nicht, was mit mir los ist. Ich scheine heute ein ganz besonderes Talent dafür zu haben, Leuten weh zu tun, die es gut mit mir meinen.«

Beate antwortete nicht darauf, aber irgend etwas änderte sich in ihrem Blick. Aus der Angst, die er gerade noch darin gelesen hatte, wurde etwas anderes, vielleicht nicht wirklich Mitleid, aber doch etwas, das diesem Gefühl nahekam und das eine Woge heftiger Zärtlichkeit in ihm wachrief. Plötzlich wollte er nichts mehr, als sie an sich zu ziehen und in die Arme zu schließen. Er fühlte sich einsam, so allein gelassen wie niemals zuvor im Leben, und er brauchte einfach die Nähe eines Menschen, dem er vertrauen konnte, selbst wenn es ein beinahe Fremder war wie Beate. Daß er es schließlich doch nicht tat, hatte zwei Gründe: Er sah noch immer eine Spur von Unsicherheit in ihrem Blick, und ganz plötzlich glaubte er wieder die Stimme seines Vaters zu hören: *Haben Sie schon mit ihm geschlafen, oder wollten Sie sich das für heute abend aufheben?* Er ließ die Arme sinken und trat wieder einen halben Schritt zurück.

»Heute ist anscheinend wirklich nicht mein Tag«, murmelte er.

Beate legte den Kopf schräg und maß ihn mit einem langen und schwer einzuordnenden Blick. »Willst du darüber reden?«

»Nein«, antwortete Mark. »Ja. Nein. Ich... ich weiß es nicht.« Er machte eine unsichere Geste mit beiden Händen. »Wahrscheinlich sollte ich es. Aber ich weiß nicht, ob...«

»Ob ich die Richtige dafür bin?«

»Ob ich es kann«, antwortete Mark kopfschüttelnd. »Es hat nichts mit dir zu tun. Wirklich nicht. Es ist nur ziemlich schwer, mit dem Gedanken fertig zu werden, daß alles, was man zu wissen geglaubt hat, plötzlich falsch gewesen sein soll. Manchmal frage ich mich, ob ich eigentlich weiß, wer ich selbst bin.«

Beate lächelte unsicher. »Also, ich kann dir sagen, wer du im Moment bist. Ein ziemlich verunsicherter junger Mann, der sich alle Mühe gibt, seinen achtzehnten Geburtstag zum schlimmsten Tag seines Lebens zu machen.«

Mark sah auf die Uhr. Sie hatte recht: Es waren noch gute zwei Stunden bis Mitternacht. Noch *hatte* er Geburtstag. Unvermittelt und sehr leise sagte er: »Es könnte sein, daß ich ein Mörder bin.«

Die Worte waren fast ohne sein eigenes Zutun über seine Lippen gekommen; er erschrak selbst, als er sie hörte. Beates Reaktion fiel allerdings ganz anders aus, als er nach diesem überraschenden Eingeständnis erwartet hätte. Sie sah ihn nur aus großen Augen an, aber sie wirkte weder besonders überrascht oder gar erschrocken, noch begann sie zu lachen. Nachdem sie sicherlich zwanzig Sekunden geschwiegen hatte, sagte sie: »Du hast recht. Wir sollten darüber reden.«

Aber mit einem Male wollte er das gar nicht mehr. Es hatte nichts mit ihr zu tun. Von allen Menschen, die er kannte - Prein vielleicht einmal ausgenommen, aber der war unerreichbar weit fort -, war sie der einzige, dem er sein düsteres Geheimnis hätte anvertrauen können. Aber darüber zu reden hätte auch bedeutet, die Geister der Vergangenheit endgültig zu wecken. Er würde es müssen, wollte er jemals damit fertig werden. Um den Gespenstern ihren Schrecken zu nehmen, mußte er ihnen erst Gesicht und Gestalt verleihen. Aber nicht jetzt. Nicht heute. Es war zuviel für einen einzigen Tag.

»Ich glaube nicht, daß es... der richtige Moment ist«, sagte er stockend.

»Was war es?« fragte Beate. »Ein Unfall?«

»Was?« Mark brauchte eine Sekunde, um Beates Gedanken-gang zu folgen. Dann schüttelte er übertrieben heftig den Kopf. »Oh nein, so einfach ist es leider nicht.«

»Es hat irgend etwas mit deiner Mutter zu tun«, vermutete Beate. »Laß mich raten: Es ist der gleiche Grund, aus dem sie in der Klinik ist.«

»Gut kombiniert«, sagte Mark. »Aber falsch.«

»Sie hatte einen schweren Nervenzusammenbruch, und du hast die Schule abgebrochen und besuchst seither ein Internat in der tiefsten Provinz«, fuhr Beate fort. »Und das alles innerhalb desselben Monats. Was für ein Zufall.«

»Du bist ziemlich gut informiert«, sagte Mark.

Beates Lächeln wurde ein wenig kühler. »Stimmt«, bestätigte sie. »Vielleicht hat dein Vater ja recht, und ich bin wirklich hinter eurem Geld her. Immerhin - dein Vater dürfte zu den zwanzig vermögendsten Männern dieser Stadt gehören. Natürlich habe ich mich informiert.«

»Entschuldige«, sagte Mark. Er streckte wieder die Hand nach ihr aus, aber diesmal wich sie vor ihm zurück und machte eine heftige, abwehrende Geste.

»Ich hatte den ganzen Tag Zeit, mich zu informieren«, fuhr sie fort. »Es war nicht sehr schwierig. Eure Familie ist ziemlich bekannt. Außerdem sind die Daten deiner Mutter im Computer der Klinik gespeichert.«

»Hör auf!« sagte Mark. »Es tut mir leid. Ich... ich wollte das nicht sagen. Wirklich. Ich...«

»Du bist ganz schön kaputt, weißt du das eigentlich?« fragte Beate.

Mark schwieg. Es hätte natürlich eine Menge zu sagen geben, aber mit großer Sicherheit wäre es wieder auf dasselbe hinausgelaufen, womit heute alles zu enden schien, was er begann.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit, weißt du?« fuhr Beate fort. »Ich arbeite zwar noch nicht lange in der Klinik, aber immerhin lange genug. Ich kenne deine Mutter. Und ich

mag sie - wie übrigens fast alle bei uns. Sie ist eine sehr liebenswerte Frau.«

»Bitte hör auf«, sagte Mark noch einmal. »Es tut mir leid. Ich habe mich wie ein Idiot benommen.«

»Ja«, antwortete Beate. »Das hast du.« Sie sah ihn noch eine Sekunde lang auf die gleiche undeutbare Art an wie zuvor, dann drehte sie sich herum und begann langsam die Straße hinunterzugehen. Mark zögerte noch einen Moment, ehe er ihr folgte, sie mit zwei, drei raschen Schritten einholte und dann neben ihr herging.

»Du hattest unrecht«, sagte er leise. »Ich bin nicht dabei, diesen Tag zum schlimmsten meines Lebens zu machen. Ich fürchte, er ist es schon.«

»Soll ich ihn noch ein bißchen schlimmer machen?« fragte Beate.

»Ich glaube kaum, daß du das kannst«, antwortete Mark. Irgendwo hinter ihnen wurde ein Wagen angelassen, aber ansonsten war es fast unheimlich still. Selbst der monotone Techno-Rhythmus aus dem HADES blieb schon nach wenigen Schritten hinter ihnen zurück.

»Wer weiß«, sagte Beate. »Und wenn ich dir jetzt sagen würde, daß dein Vater recht hat?«

»Dann wäre es mir egal«, antwortete Mark impulsiv. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Sagst du es denn?«

Beate lachte kurz. »Weißt du was, Mark? Du tust wirklich alles, um die Dinge schlimmer zu machen. Wußtest du, daß in jedem Menschen der Drang zur Selbstzerstörung steckt? Ich glaube, du hast gerade einen ziemlich heftigen Anfall davon.«

Sie gingen eine ganze Weile schweigend nebeneinander her, dann sagte Mark: »Aber ich habe es ernst gemeint. Es wäre mir wirklich egal.«

»Heute«, sagte Beate. »Morgen vielleicht auch noch. Und dann?« Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß wir dieses Gespräch fortsetzen sollten. Begleitest du mich noch bis zur U-Bahn?«

»Ich habe mich entschuldigt, oder?« fragte Mark - natürlich schon wieder in schärferem Ton, als erstens angemessen war und er zweitens selbst beabsichtigt hatte. »Was soll ich

noch tun? Auf die Knie fallen und dich um Vergebung bitten?«

Sie hatten das Ende der Straße erreicht und blieben einen Moment stehen, Beate sah sich suchend um und deutete dann nach links. »Irgendwo dort hinten ist ein Taxistand«, sagte sie. »Ich schaffe den Rest schon allein. Wenn du willst, kannst du mich ja in den nächsten Tagen anrufen. Ich habe bis Ende der Woche Frühschicht.«

Sie drehte sich herum und begann mit plötzlich schnellen Schritten die Straße hinunterzugehen. Mark blieb eine halbe Sekunde lang wie erstarrt stehen, aber dann eilte er ihr nach, holte sie ein und riß sie mit einer fast schon groben Bewegung herum.

»Du gehst nirgendwohin«, sagte er. »Jedenfalls nicht so.«

»Ach?« fragte Beate. Sie riß sich los, wich aber erstaunlicherweise nicht vor ihm zurück. »Und warum nicht?«

»Weil...« Mark suchte vergeblich nach Worten. Weil er nicht wollte, daß sie ging? Weil er sie brauchte wie keinen anderen Menschen auf der Welt? Weil er das Gefühl hatte, sie seit Jahren zu kennen, obwohl es in Wahrheit gerade erst zwölf oder vierzehn Stunden waren?

»Weil ich es nicht möchte«, sagte er schließlich. »Gib mir noch eine Chance, okay? Ich werde damit fertig, aber nicht allein.«

Beate schwieg, aber irgend etwas geschah in ihrem Blick. Was war das, was er darin las? Triumph? Vielleicht, aber auch noch mehr - etwas... Vertrautes, etwas Altes und ungemein Bekanntes, das ihn plötzlich und ohne Vorwarnung mit einem Gefühl von Geborgenheit erfüllte, das ihn hilflos machte. Worte waren plötzlich überflüssig - mehr noch: Er hatte mit Worten an diesem Tag schon so viel zerstört, daß sie nur schaden konnten. Ohne etwas zu sagen, streckte er erneut die Hände aus, zog sie an sich und hielt sie für einen Moment so fest, daß er ihr den Atem abschnüren mußte. Trotzdem versuchte sie nicht, sich zu wehren.

Ihre Gesichter waren sich jetzt ganz nahe, und es war eine vertraute Nähe, so vertraut, als wären sie nicht länger zwei Menschen, sondern nur zwei Hälften eines Ganzen, die ge-

waltsam getrennt und nun endlich wieder zusammengefügt worden waren. Ihre Lippen berührten sich, und es war tatsächlich wie in allen kitschigen Liebesgeschichten, die er jemals gehört hatte: Im gleichen Augenblick, in dem sie sich küßten, schien eine lautlose Explosion seinen Körper bis in die letzten Nervenenden zu durchrasen. Sie *waren* eins. Sie - In Beates Augen flammte es auf, und im gleichen Moment erstrahlten ihre Züge in einem unheimlichen, hellen Glanz, der ihr Gesicht zu einem grellweißen Schemen mit auseinanderfasernden Konturen machte.

27. Kapitel

Bremer trat mit aller Gewalt auf die Bremse, aber seine Reaktion kam zu spät. Die Reifen des Audi blockierten, aber der Wagen rutschte trotzdem weiter und kollidierte unsanft mit dem Kotflügel des BMW, der so urplötzlich vor ihm aufgetaucht war. Der Aufprall war nicht einmal besonders hart, aber Bremer hatte keine Zeit gehabt, sich anzuschnallen. Er wurde nach vorne geworfen und prallte mit voller Wucht mit Stirn und Wangenknochen auf das Lenkrad.

Für einen Moment war er benommen. Er schmeckte Blut, und vor seinen Augen wirbelten dunkelrote Glühwürmchen, die winzige Schmerzpfeile auf seine Netzhäute abschossen. Bremer versuchte sie wegzublinkeln, aber ganz gelang es ihm nicht. Er blieb noch zwei oder drei weitere Sekunden benommen, in denen sein Sehvermögen zwar allmählich zurückkehrte, er aber weiter hilflos war. Der Motor des Audi war ausgegangen, aber er sah, daß die Wucht des Zusammenstoßes trotz der relativ geringen Geschwindigkeit ausgereicht hatte, den anderen Wagen einen guten Meter zur Seite zu schieben. Die hintere Tür war wieder zugefallen und hatte offensichtlich das Bein des Mannes eingeklemmt, der hinausspringen wollte, denn der Bursche krümmte sich auf dem Rücksitz. Von dem zweiten Mann keine Spur.

Bremer stemmte sich mühsam in die Höhe, tastete mit den Fingerspitzen über das Gesicht und fühlte Blut aus einer langen Platzwunde über dem linken Auge sickern, aber keinen Schmerz. Er mußte wohl so etwas wie eine leichte Gehirnerschütterung haben, denn in der allerersten Sekunde erinnerte er sich zwar, was geschehen war, konnte mit diesem Wissen aber nichts anfangen. Er sah eine Gestalt hinter dem BMW auftauchen und mit weit ausgreifenden Schritten auf seinen Wagen zueilen, und etwas an diesem Anblick war sehr beunruhigend, aber er wußte nicht, warum.

Als es ihm wieder einfiel, war es zu spät. Die Tür wurde aufgerissen, und Bremer fühlte sich brutal gepackt und aus

dem Wagen gezerrt. Sein rechtes Knie prallte mit solcher Wucht gegen die Lenksäule, daß er aufschrie und ihm der Schmerz die Tränen in die Augen trieb. Trotzdem versuchte er, nach seiner Waffe zu greifen.

Es blieb bei dem Versuch. Bremer wurde roh in die Höhe gerissen und so brutal gegen den Wagen geschleudert, daß ihm die Luft wegblieb. Die Pistole entglitt seinen Fingern und klapperte zu Boden. Vor seinen Augen tanzten schon wieder dunkelrote Glühwürmchen, und die Straße schwankte vor ihm auf und ab wie das Deck eines Schiffes, das in einen Orkan geraten war. Er versuchte, die Arme in die Höhe zu reißen, um sein Gesicht zu schützen, und der andere nutzte diesen Fehler entweder gnadenlos aus, oder er deutete die Bewegung falsch, als Angriff, denn seine Faust landete mit solcher Wucht in Bremers Magengrube, daß er stöhnend zusammenbrach und dann vornüber aufs Straßenpflaster sank. Bitterer Speichel sammelte sich unter seiner Zunge. Ihm war furchtbar übel, und für einen Moment war seine größte Angst, daß er sich übergeben mußte und mit dem Gesicht in seinem eigenen Erbrochenen liegen würde. Bremer schluckte ein dutzendmal hintereinander und sehr hektisch, bis seine Mundhöhle damit aufhörte, bittere Galle gleich literweise zu produzieren. Dafür breitete sich in seinem Magen ein leichtes Übelkeitsgefühl aus, aber damit konnte er fertig werden.

Das erste, was er sah, als er die Augen öffnete, war ein Paar auf Hochglanz polierter teurer Schuhe, das unmittelbar vor seinem Gesicht in die Höhe ragte und scheinbar nahtlos in die Beine eines mindestens ebenso kostspieligen Maßanzuges überging. Bremer drehte sich mühsam auf die Seite, sah den Mann, der ihn niedergeschlagen hatte, einen Moment lang aus immer noch leicht umnebelten Augen an und setzte sich dann auf. Sein Blick streifte dabei die Pistole, die ihm aus den Fingern geglitten war. Sie lag allerhöchstens anderthalb Meter von ihm entfernt, noch dazu in einer so günstigen Position, daß er sich nur nach rechts fallen zu lassen brauchte, um sie zu erreichen.

»Versuchen Sie es lieber erst gar nicht. Ich möchte Sie nicht verletzen.«

Bremer sah hoch und blickte in ein kräftiges, aber noch erstaunlich junges Gesicht. Der Bursche war höchstens Mitte Zwanzig.

»Aber ich wette, Sie würden keine Sekunde zögern, es zu tun, wenn ich Sie dazu zwinge«, sagte er.

Statt zu antworten, beugte sich der Bursche zu ihm herab und zog ihn ohne sichtliche Anstrengung in die Höhe. Bremer verzog das Gesicht, als sein geprelltes Knie mit einem stechenden Schmerz auf die Belastung reagierte, verbiß sich aber jeden Laut. Aber der andere hatte es wohl trotzdem bemerkt. Das erste Mal hatte er ihn mit aller Gewalt gegen den Wagen geschmettert, jetzt stellte er ihn beinahe sacht dagegen; und er überzeugte sich auch aufmerksam davon, daß Bremer tatsächlich aus eigener Kraft stehen konnte. Erst danach trat er zwei Schritte zurück und bückte sich nach Bremers Waffe.

Währenddessen hatten zwei weitere Männer den BMW verlassen. Beide ähnelten in Statur und Kleidung dem Burschen, der ihn niedergeschlagen hatte, und vor allem: Alle drei gehörten dem gleichen Typ an. Sehr groß, sehr kräftig und mit ziemlicher Sicherheit ebenso gut ausgebildet wie intelligent. Und wahrscheinlich vollkommen skrupellos. Bremer hatte Männer wie diese zwar schon gesehen, aber noch niemals mit ihnen zu tun gehabt. Bisher kannte er sie nur aus - zumeist amerikanischen - Kriminalfilmen. Wie es aussah, gab es sie auch hier, in Berlin.

»Wer zum Teufel seid ihr?« fragte er mühsam. Ihm war noch immer übel.

»Wahrscheinlich ist es besser, wenn Sie das nicht wissen, Herr Bremer«, sagte einer der beiden. Es mußte der Fahrer des Wagens sein, denn Bremer identifizierte den anderen ohne Probleme als den, der auf der Rückbank gesessen hatte - er humpelte stark.

»Sie... kennen meinen Namen?« fragte Bremer überrascht.

Der junge Bursche in dem dunkelblauen Maßanzug lächelte kühl. »Ich weiß sogar noch viel mehr«, sagte er. »Sie würden sich wundern, wenn Sie wüßten, wie viel, Bremer. Ich weiß zum Beispiel, daß Sie dabei sind, sich in etwas einzumischen, das Sie überhaupt nichts angeht, Bremer.«

»Und Sie glauben. Sie könnten beurteilen, was mich etwas angeht und was nicht?« fragte Bremer.

Der andere nickte; dann gab er seinem Begleiter einen Wink, woraufhin dieser Bremers Waffe entlud und sie ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückreichte. Bremer war so verblüfft, daß er ganz instinktiv danach griff, sie aber nicht einsteckte, sondern nur einen Moment hilflos in den Händen drehte.

»Ich frage noch einmal: Wer seid ihr?« fragte Bremer. Die Mischung aus Verunsicherung und Furcht, die ihn bisher erfüllt hatte, machte allmählich einem Gefühl ganz normaler, aber dafür um so heftigerer Wut Platz. Wieso dachte eigentlich seit zwei Tagen jeder, daß er ihn nach Belieben herumschubsen dürfte?

»Und ich sage Ihnen noch einmal, daß es besser ist, wenn Sie das nicht wissen«, antwortete der andere. »Besser ~~Stär~~ für Bremer. Und so nebenbei - ich glaube auch nicht, daß Sie es wirklich wissen wollen.«

»So?« sagte Bremer wütend. »Wenn ihr wirklich die seid, für die ich euch halte, dann solltet ihr eigentlich wissen, daß man so nicht mit einem Polizeibeamten umspringen kann. Es gibt Leute, die das gar nicht mögen.«

»Tja - das scheint ein Beweis dafür zu sein, daß wir vielleicht doch nicht die sind, für die Sie uns halten«, antwortete der andere lächelnd. »Aber keine Angst - Ihnen geschieht nichts.«

»Solange ich *vernünftig bin*, nehme ich an«, sagte Bremer höhnisch.

Der andere deutete erst auf sich, dann auf seine beiden Begleiter. »Sehen wir aus, als ob wir Ihnen überhaupt die Gelegenheit geben würden, unvernünftig zu sein?« fragte er. »Nur keine Angst. Wir stehen auf Ihrer Seite, auch wenn Sie das vielleicht anders sehen. Wir haben nicht vor, Ihnen irgend etwas anzutun. In ein paar Minuten sind Sie uns los, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie uns auch nie wiedersehen werden.«

»Es hat mit dem Jungen zu tun, nicht?« fragte Bremer. »Mit Sillmann. Und dem Mädchen.«

»Auch das gehört zu den Dingen, die Sie besser nicht wissen sollten«, antwortete der andere. Er griff in die Tasche, zog ein kleines Funkgerät heraus und hob es an die Lippen, wandte sich dann aber noch einmal an Bremer, ehe er die Sprechtaste drückte.

»Wenn Sie so furchtbar neugierig sind, Bremer, warum stellen Sie sich dann nicht selbst ein paar Fragen? Zum Beispiel die, warum Ihr neuer Gönner sich solche Mühe gegeben hat, Ihr Vertrauen zu erringen und ausgerechnet *Sie* für ihn arbeiten zu lassen.«

Er setzte das Funkgerät erneut an, drückte eine kleine Tasche an seiner Seite und sagte: »Gruppe eins an zwei. Habt ihr sie?«

Er bekam keine Antwort. Aus dem Gerät drang nicht einmal statisches Rauschen, als er die Taste wieder losließ. Er wartete einige Sekunden, dann drückte er den Knopf erneut und wiederholte in hörbar ungeduldigerem Ton: »Gruppe eins an Gruppe zwei - meldet euch, verdammt noch mal. Was ist bei euch los?«

Auch diesmal keine Antwort. Das Funkgerät blieb tot.

»Probleme?« fragte Bremer.

Der andere starnte ihn einen Sekundenbruchteil lang wütend an, aber er machte sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Schnell, aber ohne Hast steckte er das Walkie-talkie wieder ein und wandte sich zum Wagen um. »Da stimmt was nicht«, sagte er. »Los! Haymar - Sie bleiben hier und passen auf unseren übereifrigen Wachtmeister auf.« Er umkreiste rasch den BMW, setzte sich hinter das Steuer und ließ den Motor an, während sein Kollege in den Fond des Wagens sprang. Der Audi zitterte so heftig, als er rücksichtslos zurückstieß, um die beiden ineinandergekeilten Fahrzeuge zu trennen, daß Bremer einen hastigen Schritt zur Seite machte. Es gelang dem Fahrer, auch wenn der BMW einen Scheinwerfer und einen Teil der Stoßstange einbüßte, ehe er endlich mit kreischenden Reifen losschoß.

Bremer blickte ihm kopfschüttelnd nach, bis er hinter der Straßenkreuzung verschwunden war. »So bekommt Ihr Kollege garantiert ein Strafmandat«, wandte er sich an Haymar -

den Mann mit dem verletzten Bein -, der zurückgeblieben war. »Der Wagen ist nicht verkehrssicher.«

Der andere tat ihm nicht den Gefallen, zu antworten. Er sah nicht einmal in die Richtung, in die der BMW verschwunden war, sondern behielt Bremer aufmerksam im Auge. Bremer seinerseits sah ihn an, wobei er gleichzeitig auch die Straße hinter ihm im Blickfeld hatte. Nur noch ein paar Meter entfernt rollte ein Wagen heran. Die Scheinwerfer waren erloschen, und der Fahrer hatte entweder den Motor ausgeschaltet, oder der Wagen lief so gut wie lautlos. Die mattsilberne Farbe war jedoch selbst im schwachen Licht des Mondes und der wenigen Straßenlaternen auf der anderen Seite deutlich zu erkennen. Bremer versuchte, sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen, und fragte: »Was macht das Bein? Tu's weh?«

»Es geht«, antwortete Haynar. Seine Augen wurden schmal; offensichtlich hatte Bremer sich doch nicht so gut in der Gewalt gehabt wie er gehofft hatte - oder er hatte etwas gehört. Er sah Bremer noch eine halbe Sekunde lang durchdringend an, dann setzte er dazu an, sich herumzudrehen.

»Schade«, sagte Bremer. »Ich hatte gehofft, es wäre gebrochen.«

Seine Rechnung ging auf. Für einen ganz kurzen Moment verzerrte sich das Gesicht des anderen vor Wut, und für einen noch kürzeren Moment war er unaufmerksam, und Bremer nutzte diese Chance. Mit aller Kraft stieß er sich vom Wagen ab und sprang ihn an.

Noch während er es tat, begriff er, daß er mit seiner Einschätzung ziemlich genau ins Schwarze getroffen haben mußte. Der Mann versuchte nicht, nach einer Waffe zu greifen - dazu war er einfach zu nahe -, aber er ging mit einer fließenden und unglaublich schnellen Bewegung in die Grundstellung irgendeiner Kampftechnik - Karate oder Jiu Jitsu oder was immer sie auch gelernt haben mochten -, und Bremer wäre wahrscheinlich nicht einmal dazu gekommen, auch nur einen einzigen Schlag anzubringen. Allerdings versuchte er es auch nicht. Statt dessen trat er Haymar mit aller Gewalt vor das verletzte Bein.

Der Agent schrie auf - es war eher ein Kreischen als wirklich ein Schrei -, kippte zur Seite und griff mit der linken Hand nach seinem Unterschenkel. Die andere fuhr unter seine Jacke und kam mit einer Waffe wieder zum Vorschein, noch ehe er seinen Sturz ganz zu Ende gebracht hatte, doch diesmal war Bremer vorbereitet, sowohl auf seine Schnelligkeit als auch darauf, daß der andere keine Skrupel haben würde, seine Waffe einzusetzen: Seine Schuhspitze traf Haymars Hand und prellte ihm die Waffe aus den Fingern, und fast im gleichen Sekundenbruchteil bückte er sich und schmetterte ihm mit aller Gewalt die Faust vor die Schläfe.

Es war ein Gefühl, als hätte er gegen massiven Fels geschlagen. Bremer keuchte vor Schmerz, aber aus Haymars neuerlichem Schrei wurde ein gurgelndes Keuchen, dann verdrehte er die Augen und sank bewußtlos zurück. Trotzdem blieb Bremer noch zwei, drei Sekunden über ihn gebeugt stehen. Er traute dem Kerl durchaus zu, daß es nur eine Finte war.

»Saubere Arbeit«, sagte eine Stimme hinter ihm. »Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut.«

Bremer richtete sich auf und starrte Sendig fast haßerfüllt an. »Man lernt eben nie aus«, sagte er. »Wo kommen Sie denn her? Waren Sie die ganze Zeit über in der Nähe und haben zugeschaut, wie sie mich zusammengeschlagen haben?«

Sendig grinste. Er war halb aus dem Mercedes gestiegen, hatte aber noch einen Fuß im Wagen und eine Hand auf dem Steuer. Die andere hielt eine Pistole, die auf die reglose Gestalt zu Bremers Füßen zielte. »Jetzt übertreiben Sie«, sagte er. »Erstens haben sie Sie nicht zusammengeschlagen, und zweitens: Was hätte ich tun sollen? Mit Posaunenschall und wehenden Fahnen ankommen und eine wüste Schießerei beginnen? Ehrlich - die Zeiten, in denen ich an so etwas Spaß hatte, sind längst vorbei.«

Bremer spießte ihn weiter mit Blicken regelrecht auf, aber sein Zorn begann bereits wieder zu verrauchen. Sendig hatte ja recht - auch wenn Haymar und seine beiden Kollegen so aussahen, als wären sie aus einem amerikanischen Agenten-Krimi entsprungen, gab *ihnen* das noch lange nicht das Recht, sich auch so zu benehmen.

»Sie hätten mich wenigstens warnen können, daß ich beschattet werde«, sagte er ärgerlich.

»Damit Sie nervös werden und anfangen, Fehler zu machen?« Sendig schüttelte den Kopf. »Ich habe etwas viel Geschickteres gemacht, mein Lieber - ich habe die Leute beschattet, die Sie beschattet haben. Wie Sie sehen, mit Erfolg. Wo sind die anderen? Wieso sind sie so plötzlich verschwunden?«

Bremer hatte plötzlich das heftige Bedürfnis, sich selbst zu ohrfeigen. So unglaublich es ihm selbst vorkam - er hatte für ein paar Sekunden einfach *vergessen*, warum er überhaupt hier war. Aber er kam trotzdem nicht mehr dazu, Sendigs Frage zu beantworten, denn in diesem Moment erklang hinter der Straßenbiegung ein gellender, unmenschlicher Schrei, gefolgt von einem Blitz und dem Geräusch von auseinanderberstendem Metall.

28. Kapitel

Die Vision dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, aber in dieser unendlich kurzen Zeitspanne durchlebte er die Hölle, hundertmal schlimmer als in all den anderen Schreckensvisionen zuvor, denn diesmal war es die Wirklichkeit Er hielt sie in den Armen, aber das Mädchen, das er küßte, war kein Mädchen mehr, sondern der Todesengel, das Monster aus seinen Träumen, das endlich Gestalt angenommen hatte und gekommen war, um ihn zu vernichten.

Dann zerplatzte die Illusion, und er begriff, was es wirklich war: nämlich tatsächlich nicht mehr als das - eine Illusion, eine grausame Täuschung, hinter der sich eine Wahrheit verbarg, die vielleicht noch schlimmer war als seine Alpträume. Das grelle Licht in Beates Augen war die Spiegelung eines Scheinwerferpaars, das direkt auf sie gerichtet war und rasend schnell näher kam. Mark wollte herumfahren und Beate zugleich von sich stoßen, aber er konnte sich kaum rühren. Das, was er nur in ihren Augen erkannte, sah Beate direkt auf sich zurasen, und sie war vor Angst wie gelähmt; zugleich umklammerte sie ihn mit solcher Gewalt, daß er all seine Kraft aufwenden mußte, um ihren Griff zu sprengen und sich herumzudrehen.

Es war, als wäre er wieder in einem Traum, einem vollkommen anderen diesmal, in dem alles real war, nur daß etwas mit der Zeit nicht stimmte: Der Wagen - großer Gott, es war der blaue BMW, den er am Nachmittag gesehen hatte! Er hatte *ihn* verfolgt, nicht den Polizisten! - schien mit unvorstellbarer Schnelligkeit auf ihn zuzuschießen, während er selbst und Beate sich plötzlich nur noch wie in Zeitlupe bewegen konnten. Er sah, wie der Wagen in nahezu rechtem Winkel von der Straße abbog und auf Beate und ihn zuraste. Die Vorderräder hüpften mit einer Gewalt über den Bordstein, die eigentlich die Vorderachse hätte zerbrechen lassen müssen, und für einen unendlich kurzen Moment - der zugleich wie eine Ewigkeit war - wußte er einfach, daß die wuchtige Stoß-

Stange ihn und Beate erfassen und mit tödlicher Wucht gegen die Wand schmettern würde.

Im allerletzten Moment riß der Fahrer das Steuer herum. Die Stoßstange verfehlte Mark um Zentimeter, während der Wagen mit kreischenden Reifen an ihnen vorbeischlitterte, aber der Wagen setzte die begonnene Schleuderbewegung noch ein Stück weit fort. Sein Heck krachte nur einen halben Meter neben Beate und Mark funkensprühend gegen die Wand. Glas- und Kunststoffsplitter flogen in hohem Bogen davon, und Beates Schrei ging für einen Moment in dem dumpfen Krachen von reißendem Metall unter. Mark riß die Arme in die Höhe und versuchte, sich schützend vor Beate zu stellen, aber er führte auch diese Bewegung nicht zu Ende. Der Wagen kam unmittelbar neben ihnen zum Stehen, und die hintere Tür flog auf und traf ihn wuchtig in die Seite. Mark stolperte ungeschickt gegen Beate, versuchte seinen Sturz irgendwie aufzufangen und riß sie gerade dadurch mit sich.

Sie stürzten nicht wirklich. Beate stolperte gegen die Wand und fing sich daran ab, und Mark landete auf beiden Knien. Sofort sprang er wieder in die Höhe und versuchte sich herumzudrehen. Er sah aus den Augenwinkeln, wie eine Gestalt aus der offenen Wagentür sprang und nach Beate griff, und hörte sie erneut schreien, aber er kam nicht dazu, ihr zu helfen. Da war plötzlich noch ein zweiter Mann, der ihn packte, herumwirbelte und dann mit solcher Gewalt gegen die Wand stieß, daß er um ein Haar das Bewußtsein verloren hätte.

Irgend etwas in ihm zerbrach. Er konnte hören, wie die Ketten rissen und die Bestie erwachte, und zugleich fegte eine Woge lavaheißer Wut jeden Schmerz und jede Angst davon, ebenso wie jede Beherrschung, aber diesmal konnte er sich nicht mehr dagegen wehren — und er wollte es auch nicht. Noch immer halb benommen taumelte er auf die Füße und drehte sich herum.

Ein Fausthieb traf ihn unter dem linken Auge. Mark stolperte zurück. Sein Hinterkopf krachte gegen die Wand, und diesmal verlor er das Bewußtsein. Vielleicht auch nicht wirklich. Vielleicht war es auch etwas anderes, keine Ohnmacht,

sondern ein einzelner Schritt hinüber über die Grenze und gleich wieder zurück, denn er erwachte wieder, noch ehe die Kraft aus seinen Gliedern wich und er zusammenbrechen konnte. Aber er war nicht mehr alkin. *Etwas* war bei ihm, etwas Finsternes, Körper- und Gestaltloses, aber ungeheuer Mächtiges, das er aus der Dimension der Alpträume mitgebracht hatte. Weder war es, als wäre die Zeit zweigeteilt, aber nun genau umgekehrt: Seine eigenen Gedanken rasten mit Lichtgeschwindigkeit, seine Sinne und Wahrnehmungen arbeiteten mit tausendfacher Schärfe, während alles rings um ihn herum plötzlich nahezu erstarrt schien. Er hörte Beate schreien und sah, wie sie sich ebenso verzweifelt Wie hilflos gegen den Griff des Mannes wehrte, der sie gepackt hatte und zum Wagen zerrte. Er erkannte ihn jetzt - es war der Betrunkene aus dem *HADES*. Aber er wirkte plötzlich gar nicht mehr betrunken, und das war er auch nie gewesen. Sein Angriff auf Beate und ihn hatte den einzigen Zweck verfolgt sie ins Freie zu locken, damit die Falle zuschnappen konnte, und ebenso, wie er das begriff, wurde ihm auch plötzlich klar, wer diese Männer wirklich waren - sein Vater hatte sie geschickt: irgendwelche billigen Privatdetektive oder bezahlte Schläger, die ihn schon den ganzen Tag über beobachtet hatten. Vermutlich hatte er über jeden seiner Schritte Bescheid gewußt, seit er das Haus verlassen hatte.

Der Gedanke löschte auch noch den letzten Rest von Selbstbeherrschung in ihm aus. Mit einem gellenden Wutschrei stürzte er sich auf den zweiten Angreifer, der ihn geschlagen hatte, nahm einen weiteren, noch härteren Hieb hin und schlug zurück, noch während der Schmerz in seinem Gesicht explodierte. Der Bursche stolperte zurück, aber es war wie vorhin in der Diskothek: Er war viel mehr überrascht als wirklich getroffen, und er erholte sich sehr viel schneller, als Mark glaubte. Als er erneut zuschlagen wollte, duckte er sich mit fast spielerischer Leichtigkeit unter seinem Hieb weg und versetzte ihm gleichzeitig einen Schlag in den Leib, der Mark nach Luft schnappend zusammenbrechen ließ. Er hatte vielleicht den Zorn eines wütenden Gottes, aber nicht dessen Kraft.

Irgendwie gelang es ihm, wieder hochzukommen, aber das war auch alles. Beate schrie noch immer und wehrte sich verzweifelt, Sie schlug und trat mit aller Gewalt um sich, aber der Kerl hatte sie so geschickt gepackt, daß sie nicht traf. Bei nahe mühelos zerrte er sie zum Wagen und stieß sie grob auf die Rückbank. »Verdammt, worauf wartest du?« brüllte er, »Bring den Jungen!«

Die Worte galten dem Burschen, der Mark angegriffen hatte. Er reagierte, aber nicht sofort, und auch völlig anders, als Mark erwartet hatte. Mark war jetzt völlig wehrlos. Er stand einfach da, und alle Kraft, die er überhaupt noch aufbringen konnte, reichte gerade aus, um sich auf den Beinen zu halten, nicht einmal, um wirklich klar zu sehen. Trotzdem zögerte der Mann, ihn zu packen. Er hatte die Hände nach ihm ausgestreckt, aber irgend etwas... hielt ihn zurück.

Angst.

Mark sah mühsam auf und blickte in sein Gesicht, und was er in seinen Augen las, das war das tiefste Entsetzen, das er jemals im Blick eines Menschen gesehen hatte, ein Gefühl, wie es nur das absolute Grauen hervorrufen konnte, eine Angst, die stark genug war, zu töten.

Angst vor ihm.

Vor dem *Ding* in ihm.

Es war noch da. Die namenlose, schwarze Kraft, die er aus seinen Träumen mitgebracht hatte, sie war da, und jetzt war sie real, und der andere *konnte sie sehen*. Mark wußte nicht, was er sah - sicher etwas ganz anderes als das, was er erblickt hatte während seiner Visionen -, aber was immer es war, es war mehr, als er ertragen konnte. Vielleicht mehr, als irgend ein Mensch ertragen konnte. Seine Hände blieben weiter wie in einer grotesken Pantomime nach Mark ausgestreckt, aber er wich trotzdem vor ihm zurück, taumelte einen, zwei, drei Schritte rückwärts, bis er gegen den Wagen stieß, und begann zu schreien.

Und endlich begriff Mark seine Chance.

Plötzlich hatte er keine Angst mehr. Es war niemals nötig gewesen, Angst zu haben. Die schwarze Kreatur in ihm war nie sein Feind gewesen.

»Laßt sie los!« sagte er. »Laßt sie sofort los!«

Etwas von der Kraft des Alptraumungeheuers floß in seinen Körper. Nicht viel, aber doch genug, daß er sich von der Wand abstoßen und auf den Wagen zugehen konnte. Der Kerl, der ihn angegriffen hatte, schrie noch immer. Sein Gesicht war zu einer unmenschlichen Grimasse verzerrt, und seine Schreie glichen eher dem Brüllen eines gequälten Tieres. Im gleichen Moment sah auch der Mann hinter dem Steuer des BMW auf, und als er in Marks Gesicht blickte, begann auch er zu schreien. Mark machte einen weiteren Schritt. Er hatte keine Angst mehr. Weder vor seinen Träumen noch vor diesen Männern, die sein Vater geschickt hatte. Angst? Wovor? Es gab nichts auf der Welt, was er fürchten mußte. Keine Gewalt des Universums vermochte ihm Schaden zuzufügen. Er war der Todesengel, begriffen sie das denn nicht?

Er machte einen weiteren Schritt. »Laßt sie los!« befahl er noch einmal. In der Hand des Burschen vor ihm lag plötzlich eine Pistole, aber er lachte nur darüber. Sie wollten ihn töten? Ihn? Azrael, den Herrn des Todes? Wußten sie denn nicht, wie närrisch das war?

Die Kugel durchschlug Marks Arm und prallte mit solcher Wucht hinter ihm gegen die Wand, daß sie als Querschläger davonheulte. Im ersten Moment spürte er kaum Schmerz, ja nicht einmal wirklich den Aufprall, sondern nur einen fast sanften Schlag, dem eine Woge kribbelnder Betäubung folgte, die sich rasch seinen Arm hinunter bis in die Fingerspitzen und in die andere Richtung hinauf bis in den Hals und die linke Hälfte seines Gesichts fortsetzte. Beinahe verblüfft sah er an sich herab und sah Blut - eine erstaunliche Menge erstaunlich hellen Blutes - an seinem Unterarm hinablaufen und zu Boden tropfen, und dann, erst durch diesen Anblick ausgelöst, explodierte der Schmerz in seinem Arm.

Es war unvorstellbar. Mark schrie, prallte rücklings gegen die Wand und sackte zu Boden. Sein Arm stand in Flammen. Sein ganzer Körper war ein einziger pulsierender Schmerz, jeder einzelne Nerv darin ein weißglühender Draht, der sich zischend in sein Fleisch sengte. Mark krümmte sich in wilder Agonie, preßte die unverletzte Hand auf die Wunde und

spürte, wie heißes Blut zwischen seinen Fingern hervorquoll, Blut, das seine Haut zu verbrennen schien wie Säure und seine Qual noch steigerte. Er hörte, wie der Wagen mit durchdrehenden Reifen losschoß, aber er war unfähig, irgend etwas zu tun. Er mußte ihn aufhalten. Er mußte sie aufhalten. Sie hatten Beate.

Langsam wurde ihm schwarz vor Augen. Der Schmerz verebbte, nicht völlig, aber er war jetzt nicht mehr so schlimm, daß er ihn um den Verstand zu bringen drohte, aber an seiner Stelle machte sich eine fast noch schlimmere Übelkeit in ihm breit. Obwohl er die Augen geschlossen hatte, begann sich alles um ihn zu drehen. Sie hatten Beate.

Mark stand auf. Sein Arm pulsierte und Jagte Wogen unerträglicher weißglühender Schmerzen in seinen ganzen Körper - die Straße wand und bog sich vor seinen Augen wie ein Bild in einem rotgefärbten Zerrspiegel. Er sah, wie der Wagen zwanzig oder dreißig Meter entfernt mit kreischenden Reifen in eine Seitenstraße einbog, und rannte in die gleiche Richtung. Auf halber Strecke überholte ihn ein Wagen, der dem, der Beate und ihn angegriffen hatte, bis ins letzte glich, aber auch das bemerkte er kaum noch. Er hatte keine Kraft mehr dafür, an irgend etwas anderes zu denken als an Beate und daran, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Irgendwoher nahm er den Willen, schneller zu laufen, mit jedem Schritt ein bißchen schneller als mit dem zuvor, obwohl er eine breite Spur aus hellrotem Leben hinter sich herzog, das aus der Wunde in seinem Bizeps sprudelte. Jeder weitere Schritt konnte ihn töten, aber das war ihm gleich. Was zählte, war nur dies: Sie hatten sie. Er rannte noch schneller, erreichte die Straße und bog taumelnd in den schmalen Seitenweg ein. Nicht weit vor ihm standen zwei nahezu identische blaue BMW, der eine ein Zwilling des anderen, der seinem Bruder blindlings in die gleiche Falle gefolgt war, in die sein Fahrer sich in seiner Panik selbst hineinmanövriert hatte, denn die von hohen, fensterlosen Backsteinmauern gesäumte Straße endete nach weniger als zwanzig Metern vor einer gleichartigen, wenn auch nur drei oder vier Meter hohen Wand. Es war eine Sackgasse.

Auch Mark blieb stehen. Schwäche überflutete ihn wie eine betäubende Zentnerlast, ihm wurde erneut übel, und in seinem Kopf begann eine ganz leise Stimme zu flüstern, eine Stimme, die ihm erzählte, daß das, was er tat, Wahnsinn war. Vor ihm standen zwei Wagen mit aufgeblendeten Scheinwerfern und laufenden Motoren, Wagen voller Männer, von denen ihn jeder einzelne mit bloßen Händen töten konnte, und die Pistolen hatten, und vermutlich auch Messer und andere, tödlichere Dinge, und keine Hemmungen, sie einzusetzen. Aber es war gleich. Was zählte, war nicht mehr, wer sie waren oder was. Was zählte, war nur, warum sie hier waren.

Sie... hatten... *SIE*... geholt.

Sie waren gekommen, um sie ihm wegzunehmen, aber das durfte er nicht zulassen.

Er würde es ihnen nicht noch einmal gestatten.

Niemand durfte sie ihm noch einmal wegnehmen.

Niemand.

Er mußte sie zurückholen.

Er mußte sie zurückholen.

Er

mußte

sie

zurückholen,

Jetzt!

29. Kapitel

Ich halte das für keine gute Idee«, sagte Petri Es waren die ersten Worte, die Sillmann von ihm hörte, seit sie losgefahren waren, aber dieses Schweigen beruhte auf Gegefeisteigkeit - auch Sillmann selbst hatte kaum etwas gesagt, sondern sich scheinbar vollkommen darauf konzentriert, den schweren Wagen durch den Verkehr zu manövrieren. Trotzdem waren sie zweimal nur um Haaresbreite dem Zusammenstoß mit einem anderen Fahrzeug entgangen, und Petri hatte längst aufgehört, die roten Ampeln und Stoppschilder zu zählen, die sie überfahren hatten. Sie hatten noch nicht einmal ein Viertel der Strecke zurückgelegt, aber daß sie überhaupt so weit gekommen waren, ohne in einen Unfall verwickelt oder von einer Polizeistreife angehalten zu werden, kam Petri schon fast wie ein kleines Wunder vor.

Petri wußte allerdings nicht einmal, ob er sich darüber freuen sollte. Er wollte nicht hier sein. Er *sollte* nicht hier sein. Schlimmer: Irgend etwas sagte ihm, daß er nicht hier sein *durfte*. Was er gesagt hatte, entsprach zwar seiner Überzeugung, aber es hatte nicht einmal annähernd so nachdrücklich geklungen, wie er gewollt hatte. Die Wahrheit war, daß Petri gerade am eigenen Leib eine neue Erfahrung machte: nämlich die, daß man sowohl innerlich als auch äußerlich vollkommen ruhig bleiben - und trotzdem in Panik geraten konnte.

Petri *war* in Panik. Es war eine ganz besondere Art von Panik - keine Feuersbrunst der Gefühle, die sein Denkvermögen verzehrt und seine Hände hätte zittern lassen, sondern ein Schwelbrand, heiß und dunkel und fast ohne Rauch, dessen Glut sich beharrlich tiefer und tiefer fraß.

Er würde sterben. Heute abend.

Trotzdem hatte er keine Angst. Er hatte niemals Angst vor dem Tod gehabt. Vor dem Sterben, sicher - als Arzt hatte er die furchtbaren Dinge zur Genüge gesehen, die das Leben einem Menschen antun konnte, wenn er sich dagegen wehrte, zu gehen, aber vielleicht war das auch der Grund, weshalb er

den Tod nicht fürchtete. In allen Fällen, die er erlebt hatte - *ausnahmslos allen* -, war er stets eine Erlösung gewesen. Und er hatte noch einen zweiten, mächtigeren Verbündeten gegen die Furcht: seinen Glauben. Petri war ein zutiefst religiöser Mensch, und er wußte, daß es danach nicht vorbei war. Etwas erwartete sie auf der anderen Seite: vielleicht etwas Schönes, vielleicht etwas Grauenhaftes, wahrscheinlich aber etwas einfacher vollkommen anderes.

Nein, er hatte keine Angst. Was er spürte, war etwas anderes: ein Gefühl von... Endgültigkeit, das sich jenseits der Furcht bewegte. Er war in einem Alter, in dem er begonnen hatte, über seine Zukunft nachzudenken, vielleicht ein wenig intensiver, als es ein jüngerer Mann, und ein wenig nachdenklicher, als es ein anderer Mann an seiner Stelle getan hätte, aber nicht sehr viel und nicht sehr oft. Wenn er an morgen gedacht hatte, dann an berufliche Dinge, vielleicht an den Ruhestand, von dem er seit Jahren sprach und den er seit ebenso vielen Jahren auf das *nächste Jahr* - das immer das nächste Jahr geblieben war - verschob, ganz selten an das Privatleben, das er ohnehin niemals gehabt hatte und auch nicht hatte haben wollen. Wenn er jetzt an morgen dachte, war da nichts. Nur eine schwarze Ebene, die sich dort erstreckte, wo die Zukunft sein sollte.

Petri war kein abergläubischer Mensch. Er glaubte weder an PSI-Phänomene noch an Geister oder Humbug wie Präkognition, aber er war auf der anderen Seite auch zu sehr Wissenschaftler, um nicht an *Ahnungen* zu glauben. Er hatte es zu oft erlebt. Manchmal meldete sich das Ende an, meistens in medizinischer Hinsicht: Der Verlauf so vieler Krankheiten war viel besser bekannt, als die allermeisten Menschen ahnten, und er hatte aufgehört, sich die Zahl seiner Patienten merken zu wollen, deren verbliebene Lebensspanne er auf den Tag genau vorausberechnet hatte - ohne es ihnen zu sagen.

Aber er hatte auch andere Fälle erlebt. Nicht viele, aber eindeutig *zu* viele, um sie zu ignorieren oder als bloßen Zufall abzutun: Menschen, die weder krank noch alt waren und die doch das Ende nahen spürten. Jetzt erlebte er es selbst.

»Was haben Sie gesagt?« Sillmann drehte am Radio, um einen anderen Sender zu suchen - das hatte er bereits unzählige Male getan, seit sie losgefahren waren, ohne der Stimme irgendeines Sprechers oder irgendeinem Lied eine Chance von mehr als einer halben Minute zu gewähren -, und sah Petri gleichzeitig fragend an. Er hatte gehört, daß er etwas, aber nicht, was er gesagt hatte. Petri andererseits hatte für einen Moment fast Mühe, sich auf seine eigene Frage zu bessinnen.

»Ich sagte, daß ich es nicht für eine gute Idee halte, dorthin zu fahren«, wiederholte er schließlich.

Sillmann lächelte flüchtig. »Ich auch nicht«, antwortete er. »Aber ich fürchte, daß es nicht mehr darum geht, was wir meinen, Doktor.«

Petri zog die Unterlippe zwischen die Zähne und begann darauf herumzukauen: eine Angewohnheit, die er während seines Studiums abgelegt hatte. Jetzt, fast ein Menschenalter später, war sie wieder da. Eines der ehernen Gesetze des Universums: Nichts verschwand wirklich. Nie. Er wußte, wie sinnlos es war, aber er fuhr trotzdem fort: »Es könnte der entscheidende Fehler sein. Noch ist es nicht zu spät. Wir... wir könnten einfach abwarten. Vielleicht kommt er zurück, und ...«

»Es ist zu spät, Doktor«, unterbrach ihn Sillmann. Er drehte weiter am Radio und überfuhr ein Stoppschild, ohne es auch nur zu merken. Hinter ihnen quietschten Bremsen, und ein wütendes, stakkatohaftes Hupen ertönte. Sillmann schien auch dies nicht einmal zu registrieren. »Waren das nicht Ihre eigenen Worte?«

»Ich weiß, was ich gesagt habe«, antwortete Petri scharf. »Aber auch ich kann mich irren.«

Sillmann lachte. »Ich kann mich an keinen Fall erinnern, in dem Sie sich geirrt hätten, Doktor.«

»Irgendwann ist immer das erste Mal«, sagte Petri. Warum eigentlich? Er wußte doch, daß Sillmann recht hatte. Er sprach genau das Gegenteil von dem aus, was er selbst dachte, aber er konnte auch nicht damit aufhören. Vielleicht, dachte er, war das das erste wirkliche Anzeichen von Panik, das er

selbst an sich bemerkte. »Verdammt, wenn Sie schon nicht auf meine *Gefühle* hören wollen, dann hören Sie wenigstens auf meinen Rat als Arzt. Es ist Wahnsinn, dorthin zu gehen.«

»Falsch«, sagte Sillmann, »Es war Wahnsinn, Doktor. Aber diesen Fehler haben wir vor langer Zeit begangen. Jetzt zahlen wir dafür.«

Petri drehte mit einem Ruck den Kopf und sah Sillmann an, aber dabei streifte sein Blick den Rückspiegel, und für einen ganz kurzen Moment war es ihm, als sähe er etwas darin. Noch während er antwortete, führte er die begonnene Bewegung fort und sah auf die Rückbank. Natürlich war sie leer. Was hatte er erwartet?

»Sie haben diesen Fehler begangen, Sillmann, nicht ich«, antwortete er in scharfem, aber trotzdem ganz bewußt ruhigem Tonfall. »Nicht wir. Ich-«

»Ich dachte, das hätten wir hinter uns«, unterbrach ihn Sillmann. Er wechselte schon wieder den Sender, schaltete das Radio dann mit einer zornig wirkenden Bewegung aus und gleich darauf wieder ein. »Wollen Sie aussteigen?«

Petri wußte, daß er das gekonnt hätte. Sillmann hatte ihn nicht gezwungen, ihn zu begleiten, zumindest nicht in dem Sinn, daß er ihm gedroht oder ihn irgendwie erpreßt hätte. Manchmal waren es einfach die Umstände, die einen zwangen, Dinge zu tun, die man nicht wollte. Begangene Fehler, die sich rächteten. Aber verdammt noch mal, es war einfach nicht *fair*. Er hatte einen einzigen Fehler gemacht. Nur einen: Aber er mußte ja auch nur mit einem Leben dafür zahlen.

»Nein«, sagte er nach einer Weile. Sillmann hatte tatsächlich bereits den Fuß vom Gas genommen und ließ den Wagen langsamer rollen, aber Petri machte eine müde Handbewegung und sagte: »Fahren Sie weiter. Aber beantworten Sie mir eine Frage: Warum ausgerechnet dort? Woher wissen Sie, daß er dorthin kommen wird?«

„Sillmann zuckte mit den Achseln. »Vielleicht weil es dort begonnen hat.«

Und dort würde es enden. Ja, das war wohl die Erklärung. Es war ein Kreis, der sich schloß. Möglicherweise war dies eine der *Ahnungen*, an die zu glauben ihn das Leben gegen

seine eigentliche Überzeugung gelehrt hatte - plötzlich wußte er, daß Sillmann recht hatte. Es würde dort enden, wo es begonnen hatte, an genau jenem Ort, der -

Der...

Diesmal konnte Petri ein ganz leises, erschrockenes Seufzen nicht mehr unterdrücken. Sillmann bemerkte es, denn er wandte kurz den Kopf und sah ihn fragend und gleichermaßen besorgt an, sagte aber nichts, sondern konzentrierte sich nach einigen Sekunden wieder auf den Verkehr, der dichter wurde, je weiter sie sich dem Stadtzentrum näherten. Petri hätte ihm auch nicht geantwortet, hätte er seine Frage laut ausgesprochen.

Er hatte versucht, sich den Ort vorzustellen, zu dem sie fuhren, aber es war ihm nicht gelungen. Er war unzählige Male dort gewesen, seit jenem schrecklichen Tag vor sechs Jahren. Er sollte ihm vertraut sein wie die Zimmer seiner eigenen Wohnung, und er war es auch. Und trotzdem.

Plötzlich konnte er sich nicht mehr daran erinnern.

30. Kapitel

Bremer war einfach losgerannt, als er den Schrei hörte. Schon nach wenigen Schritten war ihm selbst aufgefallen, daß das nicht besonders klug war - immerhin stand Sendigs Wagen mit laufendem Motor hinter ihm, und es waren gute fünfzig Meter bis zur Straßenkreuzung, und darüber hinaus war er unbewaffnet oder zumindest doch so gut wie; was nutzte ihm schon eine Pistole, deren *Magazin* sich in der Tasche ausgerechnet des Mannes befand, den er verfolgte?

Aber das waren Vernunftsgründe, und *Vernunft* hatte mit dieser Geschichte nichts mehr zu tun. Er hörte Sendig hinter sich seinen Namen brüllen, und nur einen Augenblick später heulte der Motor des Mercedes auf. Trotzdem - er mußte entweder sämtliche Gesetze der Physik außer Kraft gesetzt haben oder gerannt sein wie nie zuvor im Leben, denn er erreichte die Straßenkreuzung *vor* Sendig. Der Mercedes schleuderte an ihm vorbei, drehte sich auf der Kreuzung einmal komplett um seine Achse und beschleunigte dann wieder, aber er hatte ihn immer noch nicht eingeholt.

Auf den ersten Blick war die Straße leer. Weder von Mark und dem Mädchen noch von einem der beiden Wagen war eine Spur zu entdecken, zumindest nicht im allerersten Moment. Dann sah er, daß dieser Eindruck falsch war. Es gab Spuren - an der rohen Backsteinmauer links von ihm waren frische Kratzer, und darunter lagen Glas- und Kunststoffsplitter wie bunter Regen. Und Blut. Im schwachen Licht der Straße sah es schwarz aus, aber Bremer war zu lange Polizist, um nicht zu wissen, was er sah. Blut. Sehr viel Blut: eine schimmernde Lache inmitten der Glasscherben, und noch mehr in einer unterbrochenen Tropfenspur, die sich den Gehweg entlangzog. Jemand war verletzt worden, sehr schwer verletzt sogar.

Bremer registrierte all diese Details und noch sehr viel mehr, dessen er sich vielleicht erst später wirklich bewußt werden würde, ohne sein Tempo zu verlangsamen oder gar

anzuhalten. Der Junge! Wo war der Junge? Es gehörte nicht sehr viel Phantasie dazu, sich auszurechnen, *wer* hier verletzt worden war, und noch weniger, zu begreifen, warum er weder von Mark noch den beiden Wagen irgend etwas sah. Aber er hatte den Schrei gehört, und dieses entsetzliche, kreischende Geräusch, das viel zu laut gewesen war, um irgendwie mit den paar Kratzern an der Wand zusammenzuhängen. Etwas war geschehen, das viel schlimmer war als eine simple Entführung oder ein Mord, etwas, das nicht nur Sillmann und das Mädchen betraf, sondern auch ihn und vielleicht auch Sendig und noch sehr viele andere. Es war immer noch im Gange.

Bremers Blick eilte seinen Schritten voraus und folgte der schnurgeraden Perlenkette aus Blut. Sie führte zu einer schmalen Straße, noch zwanzig Schritte entfernt, und bog im rechten Winkel hinein. Aber dort, wo man Dunkelheit oder allenfalls den bleichen Schein einer Straßenlaterne erwartete, loderte Feuer: ein grellroter, flackernder Schein, der scharfkantige Splitter aus der Nacht riß, lodernde Wunden, die sich mit allesverschlingender Schwärze füllten und dann wieder aufrissen, immer schneller und schneller, in einem wahnsinnigen, rasenden Rhythmus, der irgendwie... *lebendig* schien, als wäre es kein Feuer, das er sah, sondern der Atem eines Drachen, der auch ihn verschlingen mußte, wenn er ihm zu nahe kam. Der Anblick erfüllte ihn mit einem wilden Entsetzen, das ihn unfähig machte, darauf zu reagieren. Statt anzuhalten oder langsamer zu laufen, rannte er nur noch schneller, näherte sich dem Feuer wie ein Schmetterling einer Kerzenflamme, deren Verlockung er nicht widerstehen konnte, obwohl er tief in sich wußte, daß sie ihn verzehren würde.

Kurz bevor er die Straße erreichte, hatte Sendig seinen Wagen wohl endlich wieder unter Kontrolle bekommen, denn der Mercedes schoß mit aufheulendem Motor an ihm vorbei und bremste dann so hart, daß die Reifen Kielspuren aus grauem, fettigem Qualm zu ziehen begannen. Der silbergraue Lack flammte rot auf, als er in den Bereich des Lichtes geriet, und was immer Sendig in diesem Moment sah, es ließ ihn erneut die Gewalt über den Wagen verlieren: Der Mercedes brach aus,

vollführte zum zweiten Mal innerhalb weniger Sekunden eine komplette Pirouette und prallte hart mit zwei Reifen gegen den Bordstein auf der anderen Straßenseite. Bremer rannte weiter, ohne es zu beachten, taumelte um die Ecke -

und tat einen Blick in die Hölle.

Die schäbige Straße und die Mauern rechts und links waren verschwunden, ebenso wie der Himmel, die Erde, das Universum. Vor ihm loderte eine gewaltige Feuersbrunst, die die Welt von einem Ende zum anderen verschlungen hatte, und inmitten dieser höllischen Glut, hochaufgerichtet und riesig und unvorstellbar *drohend*, stand der Todesengel. Bremer sah ihn nur als Schattenriß, denn das grelle Licht, das hier Millionenmal intensiver war als draußen auf der Straße, blendete seine Augen und fraß sich wie glühende Säure an seinen Sehnerven entlang bis tief in sein Gehirn, um sich für den Rest seines Lebens darin einzubrennen, aber er wußte trotzdem, daß *er es* war, der Schatten aus dem Wagen, *das Ding*, das ihn im Treppenhaus verfolgt, ihm von dem Foto aus Mogrods Dunkelkammer zugewinkt hatte, aber es war jetzt kein Schatten mehr, keine Vision, sondern real und tödlich, ein Gigant mit Klauen und Zähnen, einer schimmernden schwarzen Haut aus Stahl und einem Paar gewaltiger schwarzer Flügel, die sich noch weit über seinen Körper erhoben. Er stand dem Herrn der Hölle gegenüber, keinem Engel, sondern dem Teufel selbst - aber wo war der Unterschied? -, der gigantisch und drohend vor dem Tor zu seinem Reich stand und auf ihn gewartet hatte. Er hatte die Warnung nicht verstanden, die die Visionen bedeutet hatten, und jetzt war es zu spät.

Bremer stand da wie gelähmt. Er hätte in die Flammen hineinrennen müssen, aber die gleiche unheimliche Kraft, die ihn angezogen hatte, hielt ihn nun zurück und paralysierte ihn zugleich. Er konnte sich nicht bewegen. Nicht denken. Nicht einmal schreien. Er stand hilflos da und starnte auf den schwarzen Koloß, und etwas in ihm starb, während er den Blick der unsichtbaren, grausamen Augen auf sich ruhen fühlte. Es war kaum spürbar, ganz schwach nur, aber er fühlte, wie etwas in ihn hineingriff und einen Teil dessen, was sein Menschsein ausmachte, einfach zermalmte. Es dauerte

nur eine Sekunde, aber Bremer war nicht mehr derselbe, als sich die schwarze Schattenhand zurückzog und seine Seele wieder freigab. Und dann, im gleichen Augenblick, erlosch die Vision. Die Lähmung fiel von ihm ab, und im selben Moment wurde die Welt wieder das, was sie gewesen war, ehe sich vor seinen Augen die Tore zur Hölle geöffnet hatten. Der Wahnsinn zog sich - vielleicht ein allerletztes Mal nur noch—zurück und schleuderte ihn in eine andere, kaum weniger schlimme Hölle, die *Hier* hieß.

Bremer taumelte. Plötzlich spürte er die furchtbare Hitze, die ihm ins Gesicht schlug und seine Haut und seine Augenbrauen versengte. Der Schmerz, den er gerade vermißt hatte - der *körperliche* Schmerz—, kam nun im Übermaß. Er schrie, prallte gegen eine Wand und riß instinktiv die Hände vor das Gesicht. Trotzdem sah er jedes noch so brutale Detail des Bildes vor sich, wie es wirklich war, und es war keine Erleichterung, denn auf seine Art war es schlimmer als das, was er nur zu sehen *gegläubt* hatte.

Die Straße war eine Sackgasse, kaum zwanzig Meter lang, und in gewisser Hinsicht war sie zu einem Teil der Hölle geworden, einer Hölle aus Feuer und ineinandergerammtem Stahl, aus Schreien und verstümmelten Körpern. Einer der beiden BMW sah aus, als wäre er in voller Fahrt gegen die Wand geprallt und daran zerborsten, und wahrscheinlich war er in Flammen aufgegangen, als sich der nachfolgende Wagen in ihn hineingebohrt hatte. Die Flammen bildeten eine zweite, geschlossene Mauer vor der Rückwand der Gasse, und die Hitze war selbst hier noch, zwanzig Meter entfernt, so gewaltig, daß Bremer kaum atmen konnte. Brennendes Benzin bildete Dutzende von kleinen und großen Lachen und war gegen die Wände gespritzt, und an mindestens einer Stelle hatte sich das Feuer bereits durch ein Fenster gefressen und setzten sein Vernichtungswerk im Inneren des Gebäudes fort. Überall lagen glühende Metall- und Kunststoffsplitter.

»Bremer! Der Junge!«

Die Worte erschienen ihm seltsam bedeutungslos. Er hörte und verstand sie, aber sie schienen zu einer Sprache zu gehören, die er irgendwann einmal gelernt und längst wieder

vergessen hatte. Mühsam drehte er den Kopf und sah eine Gestalt aus einem blutroten Wagen springen und mit fast grotesken Bewegungen auf ihn zueilen, aber es war mit ihr wie mit dem, was sie ihm zuschrie: Er wußte, wer sie war, konnte mit diesem Wissen aber nichts anfangen. Hinter Sendigs Mercedes kam ein weiterer Wagen mit kreischenden Bremsen zum Stehen, und plötzlich waren da noch mehr Stimmen, Schreie, Lärm. Nichts von alledem hatte irgendeine Bedeutung.

»Der Junge!« schrie Sendig noch einmal. Seine Stimme brach fast. »Holen Sie den Jungen raus! Er verbrennt!«

Es waren diese Worte, die den Bann endgültig brachen. Der Wahnsinn hatte ihn gar nicht ganz losgelassen, sondern sich nur getarnt, aber mit einem Mal begriff er, was *wirklich* geschehen war - der Schatten, den er gesehen hatte, war so real gewesen wie das Feuer und die Hitze, die seine Lungen versengte. Es war Mark. Er lag nur wenige Meter von ihm entfernt zusammengekrümmt auf dem Boden. Hinter ihm schossen drei Meter hohe, prasselnde Flammen aus einer Benzinlache in die Höhe, und kleinere, blaue Flämmchen bewegten sich in einem spielerisch anmutenden Tanz auf ihn zu. Die Lache erhielt noch immer Nahrung aus dem geborstenen Tank eines der Wagen und breitete sich aus. Noch ein paar Sekunden, und sie mußte die hilflos daliegende Gestalt erreicht haben.

Bremer riß erneut schützend beide Arme vor das Gesicht und lief gebückt los, mitten hinein in die Flammenhölle und das tödliche, gleißende Licht. Er versuchte nicht zu atmen und die Augen so weit zu schließen, wie es nur ging. Trotzdem war die Hitze unvorstellbar. Es war keine glühende Hand, die in sein Gesicht schlug, sondern Thors Hammer, der ihm das Fleisch von den Knochen riß, seine Augen verbrannte und seine Lungen mit kochender Lava füllte. Halb blind vor Hitze und Schmerz erreichte er Mark, fiel neben ihm auf die Knie und grub die Hände in seine Jacke. Selbst seine Kleidung war *heiß*. Und die Flammen kamen näher. Sie bewegten sich jetzt schneller, um sich die schon sicher geglaubte Beute nicht doch noch im letzten Moment entreißen zu lassen.

Bremer zerrte mit aller Kraft. Flammen griffen nach seinen Händen und begannen ihm das Fleisch von den Knochen zu brennen, und eine glühende Lohé strich über sein Gesicht und verbrühte seine Haut. Der Schmerz war unerträglich, aber Bremer ließ nicht los. Marks regloser Körper schien Tonnen zu wiegen. Bremer zerrte, riß, stemmte sich gegen den Boden und spürte, wie die meisten seiner Fingernägel abbrachen und sich sein eigenes Blut mit dem des Jungen vermischtete, während es über seine Jacke lief, aber er ignorierte den neuerlichen Schmerz ebenso wie den immer unerträglicher werdenden Drang, Luft zu holen. Er durfte es nicht. Er würde zusammen mit Mark sterben, wenn er es tat, denn die Luft war jetzt so heiß, daß er im wahrsten Sinne des Wortes Feuer atmen würde.

Er wußte nicht wie, aber irgendwie gelang es ihm, den schlaff daliegenden Körper zu bewegen. Es gab einen sonderbaren, saugenden Laut, als hätte sogar der Boden noch versucht, sich an ihn zu klammern und ihn festzuhalten, aber plötzlich war Mark frei. Bremer taumelte rückwärts, einen Schritt, zwei, zerrte Mark mit dem letzten bißchen verbliebener Kraft, das er noch in seinem Körper fand, mit sich, einen weiteren Schritt und noch einen, und plötzlich waren Hände da, die an ihm vorbei nach dem Jungen griffen, und andere, die *ihn* auffingen, als er zu stürzen drohte.

31. Kapitel

Schließlich hatten sie doch noch einen Unfall gehabt. Es war eine Kleinigkeit, nicht mehr als ein paar Kratzer an Sillmanns schwerem Mercedes und ein eingedrückter Kotflügel an dem Golf, den sie gerammt hatten, und es war wohl eine der kleinen Ironien des Schicksals, daß es nicht einmal Sillmanns Schuld gewesen war; nach einem Dutzend Ampeln und Haltegeboten, die sie überfahren hatten, hatte ihnen schließlich der andere die Vorfahrt genommen. Sillmann hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, auszusteigen - er hatte zurückgesetzt die Scheibe heruntergelassen und dem noch völlig benommenen Fahrer des anderen Wagens einen Tau sendmarkschein in die Hand gedrückt, um weiterzubrausen, ehe dieser überhaupt begriff, wie ihm geschah.

»Halten Sie das für klug?« fragte Petri.

»Was?« Sillmann fingerte schon wieder am Autoradio herum und sah zwischendurch unentwegt nervös in den Rückspiegel. »Soll ich anhalten und warten, bis die Polizei kommt?«

»Es war *seine* Schuld«, sagte Petri. »Ganz eindeutig.«

»Und? Heute ist sein Glückstag. Wenigstens einer.«

»Ja - und mit ein bißchen Pech denkt er jetzt, Sie wären betrunken oder der Wagen gestohlen oder sonst irgend etwas nicht in Ordnung, und ruft erst recht die Polizei.«

Sillmann sah ihn kopfschüttelnd an. »*Ihre* Sorgen möchte ich haben, Doktor.«

Das *glaube ich kaum*, dachte Petri. Oder vielleicht doch. Er wußte nicht wirklich, was in Sillmann vorging, aber immerhin konnte er ihn gut genug, um zu wissen, daß er nicht annähernd so hart war, wie er sich gerne gab. Er hatte diese Rolle so lange gespielt, daß er wohl irgendwann einmal begonnen hatte, selbst daran zu glauben. Aber es war nicht die Wahrheit.

»Ich dachte nur daran, daß Sie gerade noch so großen Wert darauf gelegt haben, möglichst schnell anzukommen«, sagte

er. »Wenn jeder Streifenwagen in der Stadt unsere Nummer kennt und danach Ausschau hält -«

»- ändert das auch nichts mehr«, fiel ihm Sillmann ins Wort. »Wir sind gleich da.« Er sah wieder in den Rückspiegel, schaltete das Radio aus, wieder ein und gleich darauf wieder aus und hielt zum ersten Mal seit Beginn der Fahrt an einer Kreuzung an, um eine Lücke im Verkehr abzupassen. Er hatte recht - sie hatten die Fabrik beinahe erreicht. Sie lag...

Ganz in der Nähe, dachte Petri nervös. Was war mit seinem Gedächtnis los? Er war diesen Weg unzählige Male gefahren, und doch hatte er Mühe, sich daran zu erinnern. Sie waren nicht mehr weit entfernt, aber er konnte einfach nicht sagen, ob sie nun an der nächsten, der darauffolgenden oder erst der fünften oder sechsten Kreuzung abbiegen mußten.

Es war die nächste Abzweigung. Der Mercedes verließ die Hauptstraße und rollte eine von Pappeln gesäumte Zufahrt hinauf, die besser zu einem Gutshof oder einer großen Gärtnerei gepaßt hätte als zu einer pharmazeutischen Fabrik. Vor mehr als einem Menschenalter war es auch tatsächlich einmal ein großes Landgut gewesen, und Sillmann hatte stets Wert darauf gelegt, diesen äußeren Schein zu wahren. Hinter dem schmiedeeisernen Zaun, der das gesamte Areal umgab, erhoben sich noch immer die sorgsam restaurierten Originalgebäude aus dem vergangenen Jahrhundert. Die drei zusätzlichen Fabrikationshallen, die Sillmann hatte errichten lassen, duckten sich so geschickt hinter der ehemaligen Scheune und dem dreistöckigen Wohnhaus, das nun die Verwaltung und den Labortrakt beherbergte, daß sie von der Straße aus vollkommen unsichtbar blieben. Ein dichtstehender Ring aus fünfzehn Meter hohen Bäumen unmittelbar hinter dem Zaun schützte das Gelände zusätzlich vor neugierigen Blicken, und Petri wußte auch, daß es noch eine dritte, unsichtbare elektronische Barriere gab, die es so gut wie unmöglich machte, die Fabrik unbemerkt zu betreten. Früher einmal hatte er sich über diesen - seiner Meinung nach übertriebenen - Sicherheitsschlag Sillmanns lustig gemacht, aber die Zeit hatte Sillmann recht gegeben. Es war seit einigen Jahren nicht mehr in sein Geld mit

Chemie zu verdienen. Nicht einmal mit *pharmazeutischer* Chemie.

Aber eigentlich wußte er nicht einmal genau, was Sillmann hier produzierte. Er *hatte* es einmal gewußt, aber aus irgend-einem Grund hatte er es vergessen.

Die Erkenntnis ließ die schwelende Panik in ihm für einen Moment nun doch zu heißer Glut aufflackern. Es war völlig absurd: Er war *Arzt*, er hatte zahllosen Patienten genau die Medikamente verschrieben, die in dieser Fabrik hergestellt wurden - und er konnte sich nicht mehr erinnern, welche es waren.

Sillmann bremste den Wagen unnötig hart ab, als sie das Tor erreichten. In der Pförtnerloge neben dem geschlossenen Stahlgitter bewegte sich ein Schatten, und einen Moment später flammte über ihnen ein Scheinwerfer auf, der einen kreisförmigen Bereich unmittelbar vor dem Tor in weiße Helligkeit tauchte. Petri schloß geblendet für eine Sekunde die Augen.

Ein metallisches Summen und Rumpeln erklang, als das Tor gerade so weit auffuhr, um den Pförtner hindurchzulassen. Sillmann senkte die Fensterscheibe auf seiner Seite und wedelte ungeduldig mit der linken Hand. »Machen Sie auf, Bruno«, sagte er. »Wir haben es eilig!«

Der Pförtner, der die dunkelblaue Phantasieuniform einer Wach- und Schließgesellschaft trug und ganz so aussah, als hätten sie ihn grob aus seiner ersten Tiefschlafphase geweckt, kam näher und hob zusätzlich eine Taschenlampe, um in den Wagen zu leuchten.

»Herr... Sillmann?« fragte er verblüfft. Er klang verschlafen. Selbst die Überraschung in seiner Stimme war in Wahrheit wohl eher Erschrecken.

»Verflucht, nehmen Sie diese Scheiß-Lampe herunter«, schnappte Sillmann. »Was ist los? Haben Sie Ihr Hörgerät nicht dabei, oder habe ich Sie geweckt? Wenn ja, tut es mir leid.«

Die Lampe erlosch abrupt, und Petri konnte hören, wie sich der Pförtner nervös auf der Stelle bewegte. »Natürlich nicht«, versicherte er hastig. »Ich war nur... Entschuldigen Sie, Herr Sillmann. Niemand hat mir gesagt, daß Sie kommen, und...«

»Jaja, schon gut.« Sillmann gab *sich* hörbar Mühe, ruhig zu bleiben, wedelte aber zugleich ungeduldig mit der Hand. »Das hat schon seine Ordnung. Machen Sie das Tor auf, und sagen Sie niemandem, daß wir hier sind, verstanden?«

»Oh«, antwortete Bruno. »Ich verstehe. Eine kleine Über raschungsinspektion, wie?«

»Genau«, antwortete Sillmann. »Aber sie gilt nicht Omen, keine Sorge. Ist noch jemand im Labor?«

»Nein. Doktor Strecker war bis vor einer halben Stunde hier, aber er ist gefahren. Die Nachschicht ist komplett ange treten.«

»Gut«, sagte Sillmann. »Sie sagen zu niemandem ein Ster benswörtchen, verstanden? Und hoch etwas - lassen Sie das Tor auf. Ich erwarte noch jemanden.«

»Selbstverständlich«, antwortete der Pförtner eifrig. »Darf ich fragen, wen? Nur, damit...«

»Nein, dürfen Sie nicht«, unterbrach ihn Sillmann. »Lassen Sie ihn einfach durch, okay? Meinetwegen machen Sie einen Spaziergang, oder drehen Sie Ihre Runde - oder tun Sie, was Sie um diese Zeit immer tun, und legen sich hin und schlafen. Und jetzt machen Sie endlich dieses verdammte Tor auf, oder muß ich es selbst tun?«

Während der Pförtner hastig zu seinem verglasten Häus chen zurückeilte, um Sillmanns Befehl nachzukommen, fragte sich Petri nach dem Grund für Sillmanns Benehmen. Reagierte er nun wie ein Mann, der am Rande der Panik entlangbalancierte und sich kaum noch in der Gewalt hatte, oder wie jemand, dem es vollkommen gleich war, welchen Eindruck sein Benehmen hinterließ - weil er wußte, daß es keine Rolle mehr spielte? Vielleicht war er nicht der einzige, der nur eine schwarze Ebene vor sich sah, wenn er an morgen dachte.

Das Tor setzte sich rasselnd in Bewegung, und Sillmann fuhr weiter, noch ehe es sich ganz geöffnet hatte. Der rechte Kotflügel des Mercedes schrammte mit einem in den Ohren schmerzenden Quietschen an einem der Torpfosten entlang, und Petri hörte Glas zerbrechen. Sillmann gab nur noch mehr Gas, jagte den Wagen mit einem regelrechten Satz über den

Hof und brachte ihn unmittelbar vor dem Eingang des Hauptgebäudes mit einer Vollbremsung wieder zum Stehen.

»Haben Sie Ihre Tasche?«

Tasche? Welche Tasche? Petri sah Sillmann eine Sekunde lang verständnislos an, ehe er überhaupt begriff, was er meinte. Natürlich. Er war Arzt. Ein Arzt mußte immer seine Tasche bei sich haben. Er hatte sie...

»Auf dem Rücksitz«, sagte Sillmann. »Sie haben sie selbst dorthin gestellt.«

Aus einem Grund, den er selbst nicht wußte, war es ihm unangenehm, sich herumzudrehen und die kleine Arzttasche von der Rückbank zu nehmen. Etwas war mit dieser Bank. Sie ... war verschwunden.

Petri blinzelte. Sein Arzkoffer stand da, genau dort, wo er selbst ihn hingestellt hatte, aber die Rückbank war nicht mehr da. Wo sie sein sollte, war nichts. Nicht etwa Leere. Kein schwarzes Loch, sondern nichts. Er sah die beiden Türen und das abgedunkelte Heckfenster, aber die Bank war verschwunden, als hätte jemand mit einem scharfen Skalpell ein Stück aus dem Universum herausgeschnitten und die Ränder der Wunde zusammengezogen und so kunstvoll vernäht, daß nicht einmal eine Narbe zurückgeblieben war.

Petris Herz machte einen erschrockenen Sprung in seiner Brust. Er schloß die Augen, zählte in Gedanken bis drei, und als er die Lider wieder öffnete, war alles so, wie es sein sollte. Die Bank war da, wo sie die ganze Zeit über gewesen war. Es war eine Halluzination, nicht mehr. Ein böser Streich, den ihm seine überreizten Nerven gespielt hatten. Nicht mehr. Es durfte nicht mehr sein. Beinahe überhastet griff er nach der Tasche und nahm sie an sich.

Sillmann hatte mittlerweile das Handschuhfach geöffnet und griff hinein. Als er sich wieder aufrichtete, hielt er eine kleine, verchromte Pistole in der Hand. Petri starnte die Waffe vollkommen verständnislos an.

»Was... was haben Sie denn damit vor?« fragte er.

»Sie erschießen, wenn Sie weiter dumme Fragen stellen.« Sillmann schob die Pistole in die Manteltasche, öffnete die Tür und stieg aus. Er drehte sich einmal im Kreis, wobei sein

Blick aufmerksam über den Hof tastete und auf jedem Schatten und in jedem dunklen Winkel einen winzigen Moment verharrte. In seinem Gesicht arbeitete es. Er hatte die Hand nicht wieder aus der Tasche genommen, mit der er die Waffe eingesteckt hatte. Wozu brauchte er eine Waffe? Sie waren hier, um... um...

Petri preßte stöhnend die Hand vor die Stirn und zwang sein Gedächtnis mit einer bewußten Anstrengung, ihm zu verraten, warum sie hier waren. Es gelang ihm, aber dieser Gedanke blieb nicht einfach da. Er mußte ihn festhalten wie einen zappelnden Fisch, den er gefangen hatte und der immer wieder zwischen seinen Fingern hindurchschlüpfen wollte.

Was geschah mit ihm? Sein Gedächtnis begann zu zerbröckeln. Es war, als stünde er vor einer gigantischen Wand, auf der jede Sekunde seines Lebens aufgemalt war, und jemand hätte damit begonnen, Steine aus dieser Mauer herauszubrechen. Er konnte hören, wie sie stürzten, und er konnte sehen, was hinter dieser Wand war.

Nichts. Nur Dunkelheit.

32. Kapitel

Vollkommen erschöpft sank Bremer zu Boden. Er verlor nicht wirklich das Bewußtsein, aber er war auch nicht wirklich wach; der Zustand, in dem er die nächsten Minuten verbrachte, war irgend etwas dazwischen. Alles verwirrte sich, wurde unscharf und leicht, und die Zeit zerbrach zu einer Aneinanderreihung verschieden langer, verschiedenen deutlicher Impressionen, die an den Nahtstellen nicht richtig zusammenpaßten. Er registrierte Schreie, Rufe, ein wildes Durcheinander von Stimmen und Lärm, von Motorenengeläuschen und kreischenden Bremsen, von Sirenen und Lichtblitzen: Bruchstücke der Wirklichkeit, die manchmal nahtlos, manchmal mit beinahe schmerzhaften kleinen Rücken aufeinanderfolgten und ihm zumindest eine Ahnung davon vermittelten, was um ihn herum geschah.

Jemand rüttelte an seiner Schulter, vielleicht zum zwanzigsten, vielleicht auch zum zweihundertsten Mal, aber erst jetzt fand er die Kraft, darauf zu reagieren.

Es war Sendig. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß und sah aus, als wäre es gehäutet, aber unter all dem Schmutz lag kein rohes Fleisch, sondern nur der rote Widerschein des Feuers, das noch immer am Ende der Gasse tobte.

»Bremer! So antworten Sie doch Wagen ist schon unterwegs!«

Diesmal war der Schnitt nahtlos gewesen. Erst als Bremer die Sinnlosigkeit dieses Satzes zu Bewußtsein kam, wurde ihm auch klar, daß es in Wirklichkeit *zwei* Sätze gewesen waren, deren Anfang und Ende er hörte. Dazwischen war eine unendlich dünne, kaum spürbare Naht, hinter der sich ein schwarzer Abgrund von vielleicht Minuten verbarg. Vielleicht auch von Stunden.

»Was?« murmelte er.

Sündig sah ihn für die Dauer eines schweren Herzschlages aus schmalen Augen an, dann fragte er »Alles wieder okay?«

»Ich... ich glaube schon«, antwortete Bremer schleppend.

Ganz plötzlich waren seine Erinnerungen wieder da. Er setzte sich mit einem Ruck auf und sah sich wild um. »Wo ist der Junge?«

Sendig hob besänftigend die Hand. »Dem geht es besser als Ihnen«, sagte er. »Mann, haben Sie mir einen Schrecken eingejagt. Für einen Moment dachte ich fast, Sie hätten es hinter sich.«

Wenn es doch nur so wäre, dachte Bremer. Er hatte Mark mittlerweile entdeckt und wollte aufstehen, spürte aber selbst, daß seine Kraft dazu noch nicht ausreichte, und beließ es dabei, sich etwas gerader aufzusetzen. Mark saß mit angezogenen Knien, an den Kotflügel von Sendigs Wagen gelehnt, da und starrte ins Leere. Sein Haar war angesengt, das Gesicht voller Ruß und Schmutz, und er hatte auch ein paar Schrammen abbekommen, aber den wirklich schlimmen Anblick bot sein Arm. Jemand hatte ihm die Jacke ausgezogen, und sein Arm schien bis zur Schulter hinauf in einem nassen roten Handschuh zu stecken, von dem es gleichmäßig zu Boden tropfte. Bremer erinnerte sich voller Schrecken an die Blutspur, der er gefolgt war.

»Wieso lebt er noch?« fragte er impulsiv.

»Es sieht schlimmer aus, als es ist«, antwortete Sendig. »Er hat ein bißchen Blut verloren, ich habe den Arm abgebunden.« Als er Bremers zweifelnden Blick bemerkte, fügte er hinzu: »Der Krankenwagen müßte jeden Augenblick eintreffen.«

Bremers Kräfte kehrten allmählich zurück. Er mußte wohl einen leichten Schock erlitten haben, der ihn bisher vor dem Schlimmsten bewahrt hatte, aber nun, wo dessen Nachwirkungen abzuflauen begannen, spürte er auch all die kleinen und größeren Blessuren, die er davongetragen hatte. Seine abgebrochenen Fingernägel schmerzten höllisch, und sein Gesicht und die Haut auf seinen Handrücken brannten wie Feuer. Er erinnerte sich an die Flammen, in die er praktisch hineingegriffen hatte, und allein die *Erinnerung* an diesen Schmerz ließ ihn wieder aufstöhnen. Wahrscheinlich hatte er sich das Fleisch bis auf die Knochen versengt Bremer brachte kaum den Mut auf, die Arme zu heben und seine Hände zu betrachten. Er ahnte, welcher Anblick ihn erwarten würde.

Er täuschte sich.

Er hatte sich tatsächlich fünf oder sechs Fingernägel abgebrochen, von denen einige leicht bluteten, aber seine Hände waren darüber hinaus beinahe unverletzt. Sie waren zerschunden und schmutzig, aber nicht verbrannt.

»Was ist?« fragte Sendig. »Ist Ihnen nicht gut?«

Bremer drehte die Hände vor den Augen, schloß sie zu Fäusten und öffnete sie wieder. Er hatte den Schmerz *gespürt*. Er hatte gesehen, wie die Hitze sein Fleisch zu brauner Schlacke verkohlt hatte. Aber seine Haut war unversehrt.

»Bremer«, sagte Sendig.

»Schon gut«, sagte Bremer. »Ich... freue mich nur, daß ich noch ganz bin.«

»Ich auch«, pflichtete ihm Sendig bei. »Einen Moment lang sah es gar nicht danach aus. Was war los? Wollten Sie den Jungen verbrennen lassen?«

»Ich... hatte wohl so etwas wie einen Blackout«, sagte Bremer ausweichend; Er versuchte sich zu einem Lächeln zu zwingen, ließ endlich die Hände sinken und stand mühsam auf. »Aber jetzt ist wieder alles in Ordnung. War wohl ein bißchen viel auf einmal.«

Sendig sah ihn scharf an. Er tat es auf eine ganz bestimmte Art, die längst nicht nur besorgt war. Er sah aus, dachte Bremer, als... . *erwarte* er etwas. Etwas ganz Bestimmtes. »Es war wieder eine von diesen Visionen, nicht wahr?« fragte er.

Bremer fuhr sichtbar zusammen. Schon das Wort reichte, den schwarzen Schatten wieder vor seinen Augen erstehen zu lassen, und für einen winzigen Moment glaubte er wieder die Hitze zu spüren und den unvorstellbaren Schmerz. Er antwortete nicht auf Sendigs Frage, sondern drehte sich statt dessen herum und machte einen Schritt in Marks Richtung, blieb aber dann noch einmal stehen und sah über die Straße.

Die beiden Wagen brannten immer noch, wenn auch längst nicht so lichterloh, wie er geglaubt hatte, und das Feuer hatte auch nicht auf die benachbarten Häuser übergegriffen. Er konnte die Wracks allerdings kaum mehr sehen, denn die Gasse war von Dutzenden Schaulustiger versperrt, die, durch den Lärm und den Feuerschein angelockt, herbeigelaufen wa-

ren. Zahlreiche Autos hatten rings um sie herum angehalten, einige mit noch laufendem Motoren, aber von ihren Fahrern verlassen, und in der Ferne hörte er Sirenengeheul. Bremer nahm den Anblick einige Sekunden lang ganz bewußt in sich auf und versuchte ihn mit dem zu vergleichen, was *er* dort drüben gesehen hatte, dann drehte er sich wieder herum, ging die zwei Schritte zu Sendigs Wagen und betrachtete sein eigenes Gesicht im Spiegel.

Es war verschwitzt und schmutzig, und seine Haut war rot, als hätte er einen leichten Sonnenbrand, aber nicht verbrannt. Er hatte die Flammen gefühlt, die seine Haut versengt hatten, die Hitze, die sich wie eine gierig fressende Ratte in seinen Schädel hineingegraben hatte, und es war *real gewesen*. Er wußte mit absoluter Sicherheit, daß sie ihn getötet hätte, wäre er auch nur einige Sekunden länger dort drüben geblieben, aber er war unverletzt.

Zutiefst erschüttert richtete sich Bremer wieder auf, blieb lange Sekunden reglos stehen und wandte sich dann zuerst zu Sendig, dann zu Mark um, der noch immer in der gleichen Haltung wie zuvor an Sendigs Wagen lehnte. Sein Gesicht war leer, und seine Augen blickten starr ins Nichts.

»Was ist los mit Ihnen, Bremer?« fragte Sendig erneut. Er klang jetzt überhaupt nicht mehr besorgt. Seine Stimme war fordernd, befehlend, aber zugleich von einem unüberhörbaren Vibrieren kaum mehr zurückgehaltener Panik erfüllt. »Sie haben etwas gesehen, nicht wahr?«

Bremer sah ihn nur an, dann ließ er sich neben Mark in die Hocke sinken und streckte die Hände nach ihm aus. Marks Gesicht war mit Schweiß bedeckt, aber eiskalt. Die Wunde in seinem Arm blutete immer noch leicht, obwohl Sendig tatsächlich einen Streifen aus seinem Hemd gerissen und die Arterie damit abgebunden hatte. Bremer zog den blutgetränkten Stoff über der Verletzung mit spitzen Fingern auseinander. Sein Gesicht verdüsterte sich, als er die Wunde sah.

»Das ist eine Schußverletzung«, sagte er.

»Ich weiß«, antwortete Sendig. »Ich habe ihm gesagt, der Arzt ist unterwegs.«

»Sie haben auch gesagt, daß es nicht so schlimm ist«, ant-

wortete Bremer. Er sah zornig zu Sendig hoch. »Sie wissen verdammt genau, daß er daran sterben kann.«

»Was soll ich tun?« schnappte Sendig. »Einen Regentanz auffuhren und die Götter anflehen, einen Krankenwagen vom Himmel fallen zu lassen? Ich kann nicht zaubern.«

Bremer mußte sich für einen Moment mit aller Gewalt beherrschen, um nicht aufzuspringen und Sendig die Faust ins Gesicht zu schlagen. Für eine Sekunde spürte er nichts als Wut. Er hatte gewußt, wie Sendig war. Er hatte versucht, sich selbst einzureden, daß er dessen Zynismus und vollkommene Gefühllosigkeit kannte und schon irgendwie damit fertig werden würde. Aber das stimmte nicht. Ob der Junge starb oder nicht, war Sendig vollkommen egal, genauso egal, wie es ihm wahrscheinlich war, ob er diesen Tag überlebte. Er selbst, Mark, das Mädchen, Marks Vater, der Fotograf, Löbach und Artner und wie sie auch alle hießen, die an diesem Tag bereits zu Schaden gekommen waren oder es noch würden - keiner von ihnen bedeutete Sendig irgend etwas. Sie alle waren nur Spielzeug für ihn, Figuren in einem Spiel, von dem Bremer nicht einmal wußte, wie es hieß. Aber statt aufzuspringen und auf Sendig loszugehen, ließ er sich im Gegenteil vollends auf die Knie sinken, griff behutsam nach Mark und legte ihn auf den Rücken. Hastig schälte er sich aus seiner Jacke, knüllte sie zu einem Ball zusammen und schob sie unter seine Beine. Mark reagierte mit einem leisen Stöhnen auf die Berührung, aber seine Augen blieben weiter auf diese schreckliche Art leer.

»Sie haben im Erste-Hilfe-Kurs gut aufgepaßt«, sagte Sendig spöttisch.

»Jedenfalls lege ich es nicht darauf an, ihn umzubringen«, erwiderte Bremer. »Ich nehme an, ich kann mir die Frage sparen, wer die Kerle in dem BMW waren? Ich meine - natürlich würden Sie es mir sagen. Aber nicht jetzt, sondern bald. Sobald der richtige Moment gekommen ist.«

Sendig ignorierte den beißenden Spott in seinen Worten. »Ich verstehe Ihre Neugier«, sagte er. »Aber glauben Sie mir - diese Burschen sind im Moment Ihr kleinstes Problem. Meines übrigens auch.«

Das Sirenengeheul kam näher. Am Ende der Straße tauchte

das Blaulicht eines Krankenwagens auf, unmittelbar gefolgt von der Feuerwehr und gleich zwei Streifenwagen der Polizei.

»Typisch Bullen«, sagte Sendig. »Wenn man sie wirklich braucht, kommen sie zu spät.«

Bremer ersparte es sich, zu antworten. Statt dessen beugte er sich wieder über Mark und legte die Hand auf seine Stirn. Sie war noch immer eiskalt, aber er konnte fühlen, wie der Puls des Jungen jagte. Vielleicht war er mit dem, was er Sendig gerade zornig vorgeworfen hatte, der Wahrheit nähergekommen, als ihm lieb war. Der Junge hatte einen schweren Schock, und dazu kam der Blutverlust, der enorm gewesen sein mußte. Wenn er nicht schnellstens in ein Krankenhaus kam, dann würde er vielleicht wirklich sterben.

»Was ist mit den anderen?« fragte er.

Sendig machte eine Kopfbewegung auf die beiden brennenden Autowracks. »Sie sind tot«, sagte er ohne eine Spur von Mitleid in der Stimme.

»Ich glaube kaum, daß da einer rausgekommen ist. Wenn sie mit im Wagen war...« Er zuckte die Achseln. »Ich fliehe, jetzt werden wir nie erfahren, ob Sie recht hatten.«

Er trat einen Schritt zur Seite, um dem Krankenwagen Platz zu machen, der sich mit mittlerweile abgeschalteter Sirene, aber noch immer hektisch rotierendem Blaulicht seinen Weg durch die Menge bahnte, die die Straße blockierte, und auch Bremer erhob sich zögernd. Die Türen des Krankenwagens flogen auf, und ein junger Arzt in einer signalroten Jacke sprang heraus und eilte zu Mark. Noch während er neben ihm niederkniete, öffnete er seinen Notfallkoffer und begann den beiden Sanitätern, die ihn begleiteten, routiniert Anweisungen zu geben.

Sendig trat einige weitere Schritte zurück und forderte Bremer mit einer Geste auf, ihm zu folgen. Bremer gehorchte nur widerwillig. Es war nicht nur so, daß er immer noch wütend auf Sendig war - es war ihm im Moment beinahe unmöglich, seine Nähe zu ertragen. Harte er diesem Mann wirklich jemals auch nur eine einzige Sekunde vertraut?

Sendig trat noch einige weitere Schritte zurück und blieb erst stehen, als sich niemand mehr in ihrer unmittelbaren

Hörweite aufhielt Er sah Bremer auf eine Art an, als hätte er seine Gedanken gelesen. Vermutlich waren sie ihm deutlich anzusehen. Aber er ging mit keinem Wort darauf ein, sondern drehte sich nach einigen Sekunden wieder herum und sah eine Weile zu, wie sich der Notarzt und die Sanitäter um Mark bemühten.

»Bin beruhigendes Gefühl, zu wissen, daß es jemanden gibt, der einem im Notfall hilft, nicht?« fragte er.

»Wie?« fragte Bremer.

Sendig deutete auf den Arzt. »Er ist gut. Schade um ihn.«

»Was soll das heißen?« fragte Bremer scharf.

Sendig wiederholte seine Geste, schüttelte ganz sacht den Kopf und sagte sehr leise und ohne Bremer dabei ins Gesicht zu sehen: »Sie wollten wissen, was los ist? Also gut. Was halten Sie davon: Ich habe ein bißchen herumtelefoniert, während Sie die beiden beschattet haben. Erinnern Sie sich an den Arzt von gestern? Den, der Löbachs Leiche untersucht und sich um Ihren Kollegen gekümmert hat?«

»Natürlich«, antwortete Bremer. »Warum?«

»Er ist verschwunden«, sagte Sendig.

»Verschwunden! Was soll das bedeuten?«

»Das, was es heißt«, antwortete Sendig. »Er ist nicht mehr da. Eine Stunde, nachdem er Ihren Kollegen ins Krankenhaus gebracht hat, wurde er zu einem neuen Einsatz gerufen. Seither hat ihn niemand mehr gesehen. Weder ihn noch die beiden Sanitäter, die dabei waren, oder den Krankenwagen. Interessant, nicht?«

»Aber... aber das ist doch Unsinn«, sagte Bremer. Seine Stimme klang beunruhigter, als er sich selbst eingestehen wollte. »Ein kompletter Krankenwagen verschwindet doch nicht so einfach.«

»Manchmal schon«, erwiederte Sendig mit einem leisen, humorlosen Lachen. »Vor allem, wenn er zu einem Einsatz gerufen wird, den es nicht gibt.« Er deutete erneut auf den Arzt und seine beiden Helfer, die sich noch immer heftig um Mark bemühten. »Was meinen Sie? Sollen wir Wetten annehmen, ob sie morgen früh noch da sind? Oder tun wir unsere Pflicht und gewähren ihnen Polizeischutz?«

33. Kapitel

Die Treppe wurde von zwei langen Neonröhren beleuchtet, von denen aber nur eine funktionierte. Die andere flackerte unentwegt und verwandelte das untere Drittel des steil in die Tiefe führenden Schachtes in ein Spiegelbild dessen, was in Petri vorging. Auch seine Erinnerungen flackerten. Die Wand brach immer schneller zusammen, und im gleichen Maße wuchs die Schwärze dahinter heran. Es fiel ihm immer schwerer, sich zu konzentrieren. Seine Erinnerungen waren nicht wirklich verschwunden, aber sie wären nicht mehr *präsent*. Sillmann hatte ihn hierher in den Keller des Laborgebäudes geführt, und er erinnerte sich an jeden Schritt, den sie getan hatten - aber er mußte sich dazu zwingen, mit einer Anstrengung, die ihm jedesmal ein bißchen schwerer fiel. Irgend etwas geschah mit ihm, und tief im Innern wußte er sogar, was es war. Aber der Gedanke war zu furchtbar, um ihn zu denken.

»Wo bleiben Sie, Doktor?« Sillmann hatte das Ende der Treppe bereits erreicht und vor einer schweren, mit zwei Schloßern gesicherten Tür haltgemacht. Mit der rechten Hand zog er einen Schlüssel hervor, mit dem er sie nacheinander öffnete. Die linke Hand blieb in seiner Manteltasche. Petri wußte, daß er irgend etwas darin hatte. Etwas Beunruhigendes, Gefährliches, aber er erinnerte sich nicht mehr, was es war. Als Petri nicht auf seine Frage antwortete, drehte er den Kopf und sah zu ihm hoch. In dem flackernden Licht dort unten vor der Tür schien auch sein Gesicht unentwegt zu vergehen und sich neu zu bilden. »Ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

»Nein«, sagte Petri hastig. »Ich komme.« Er versuchte, schneller zu gehen, aber es blieb bei dem Versuch. Er konnte es nicht - nicht, weil seine Glieder ihm den Gehorsam verweigert hätten, sondern weil er sich für einen Moment nicht mehr daran erinnerte, wie man schneller ging. Seine Zeit war zerbrochen, er lebte nur noch im Jetzt, den drei endlosen Sekun-

den, die sein Bewußtsein als Gegenwart akzeptierte, und das sich beständig von einem wachsenden Strom aus Erinnerungen und Bildern fortbewegte, verblassenden Bildern mit verblassenden Farben, die er immer schwerer erkennen konnte. Aber inmitten dieses aus Millionen und Abermillionen Trümmerstücken bestehenden Chaos gab es ein Bild, das Bestand hatte. Er dachte an etwas, das in seiner Tasche war. Der Grund seines Hierseins. Und der Grund für das, was mit ihm geschah.

Sillmann hatte die Schlösser geöffnet und schob jetzt die Tür auf. Obwohl er ein sehr kräftiger Mann war, kostete es ihn sichtlich Mühe, sie zu bewegen. Die Scharniere quietschten, als wären sie seit Jahren nicht mehr bewegt worden, und die Luft, die durch die Tür herausströmte, roch nach Schimmel und Alter. Sillmann machte einen halben Schritt in den dahinterliegenden Raum hinein, tastete mit der Hand nach dem Lichtschalter und betätigte ihn. Kaltes Neonlicht erfüllte den kleinen, vollkommen leeren Raum, der sich hinter der Tür erstreckte. Petri erkannte zwei weitere, massive Eisentüren, die tiefer in die Kellergewölbe des Labors hineinführten. Beide waren mit ebenso aufwendigen Schlossern gesichert wie die, durch die sie gerade gekommen waren, und zusätzlich versiegelt. Er blieb stehen, als Sillmann weiterging und mit einem anderen Schlüssel eine der beiden Türen zu öffnen begann. Seine Hände zitterten plötzlich. Er war schon einmal hiergewesen, schon oft! Seine Erinnerungen versagten immer rascher, aber was er nun spürte, hatte nichts mit Erinnerung zu tun. In diesem Raum war mehr als Licht und Staub und seit sechs Jahren nicht mehr geatmete Luft, etwas war hier, etwas, das getan worden war (*von ihm?*) und das Spuren hinterlassen hatte, die dem Gesetz vom ewigen Vergehen der Zeit trotzten. Es hatte etwas mit dem Ding in seiner Tasche zu tun. Dann fiel ihm noch etwas auf: Der Raum hatte keine Form. Keine, die es geben konnte. Er war genau quadratisch, fünf Schritte auf der rechten, fünf Schritte auf der linken und die gleiche Anzahl auf der vorderen und hinteren Seite, und doch war die Wand zu seiner Rechten kürzer als die anderen. Es war der gleiche Effekt wie vorhin im Wagen, nur viel deutlicher

und viel erschreckender. Und diesmal konnte er ihn nicht mit der schlechten Beleuchtung oder seiner Nervosität erklären. Ein Stück der Wand fehlte. Jemand hatte einen Teil aus der Welt herausgeschnitten und die Ränder sorgsam wieder zusammengeklebt.

Sillmann hatte die nächste Tür geöffnet und zerriß das Siegel.

34. Kapitel

Der Arzt zog die Nadel aus Bremers Vene und tupfte den einzelnen Blutstropfen, der aus dem winzigen Einstich quoll, mit einem Wattebausch weg. Bremer schüttelte den Kopf, als er die Spritze aus der Hand legte und nach einem Pflaster greifen wollte. Der Arzt nahm es ohne Protest hin. »Bis wir in der Klinik sind, wird das reichen«, sagte er. »Sind Sie sicher, daß ich Ihre Hand nicht verbinden soll?«

Bremer schüttelte erneut den Kopf, aber er sah auch ganz automatisch auf seine linke Hand herab. Seine Fingernägel hatten zwar aufgehört zu bluten, aber sie waren bis weit ins Nagelbett hinein eingerissen und schmerzten mittlerweile erbärmlich. Aber das spielte im Augenblick keine Rolle. »Kümmern Sie sich lieber um ihn«, sagte er, indem er auf Mark deutete. »Wird er durchkommen?«

Der Arzt zögerte einen Moment mit der Antwort. Schließlich machte er eine Bewegung, die wie ein widerwilliges Nicken aussah. Er stand auf und trat gebückt an die Liege heran, auf der die beiden Pfleger den verletzten Jungen festgeschnallt hatten. Sie hatten ihm das zerrissene Hemd ausgezogen und die Schußwunde in seinem Arm notdürftig verbunden, und die Elektronik des Krankenwagens, der von außen betagt aussah, innen aber supermodern ausgestattet war, überwachte blinkend und piepsend all seine Lebensfunktionen.

Obwohl die Liege gefedert war, setzten sich die schaukelnden Bewegungen des Krankenwagens bis zu Mark fort. Sein Kopf rollte leicht hin und her, was den Eindruck erweckte, er wäre wach. Er war es nicht. Eine der zahlreichen Injektionen, die ihm der Arzt gegeben hatte, hatte ihn wohl einschlafen lassen, denn seine Augen waren jetzt geschlossen, und sein Atem ging gleichmäßiger. Obwohl der Anblick Bremer nach wie vor erschreckte, war er doch zugleich erleichtert, nicht mehr diese schreckliche Leere in Marks Augen sehen zu müssen.

»Ich denke schon«, sagte der Arzt schließlich. »Er hat eine Menge Blut verloren und einen schweren Schock, aber... ich denke, wir kriegen ihn durch.«

Er trat wieder von der Liege zurück und betätigte die Sprechtaste, die ihn mit dem Fahrer im vorderen Teil des Wagens verband. »Wie lange brauchen wir noch?«

Die Antwort kam sofort, »Zehn Minuten, vielleicht länger. Der Verkehr ist heute abend wie verrückt. Ich weiß auch nicht, was los ist.«

»Aber ich«, mischte sich Sendig ein. Er hatte bisher schweigend und reglos neben Bremer auf der zweiten Liege gesessen und mit mißtrauischen Blicken jeden Handgriff des Arztes verfolgt, zwischendurch aber auch immer wieder nervös aus dem Fenster gesehen. Mit einer fahrrigen Geste fuhr er fort: »Wir fahren zur Charité?«

Der Arzt nickte. »Ja.«

»Dann kalkulieren Sie lieber zwanzig Minuten ein«, sagte Sendig. »Auf der Lindenallee ist eine Großbaustelle. Die ganze City ist dicht. Hat man Ihnen nichts davon gesagt?«

»Kein Wort. Und ich habe auch nicht--«

»Ich hatte vorhin Mühe, durchzukommen«, fiel ihm Sendig ins Wort. »Und das war vor einer Stunde. Jetzt sind die ganzen Verrückten aus den Diskotheken und Kinos auf dem Weg nach Hause.« Er überlegte einen Moment, sah wieder aus dem Fenster und deutete dann auf die Sprechtaste, die der Arzt gerade betätigt hatte. »Lassen Sie ihn an der nächsten Ampel rechts abbiegen. Wir fahren durch das Industriegebiet. Das ist weiter, geht im Moment aber schneller.«

Das klang nicht besonders überzeugend, und der Arzt zögerte auch tatsächlich einige Sekunden, drückte aber schließlich doch auf die Sprechtaste und gab Sendigs Anweisung an den Fahrer weiter. Bremer sah den Kommissar fragend an. Er hatte den ganzen Tag über den Polizeifunk abgehört und nichts von irgendeiner Baustelle erfahren, geschweige denn einem Stau. Und vor einer Stunde war Sendig ganz gewiß nicht in der Nähe der City gewesen. Was hatte er vor?

Sendig quittierte seine fragend hochgezogenen Augenbrauen mit einem kurzen, aber beinahe beschwörenden Blick.

Einem Blick, der Bremer mehr beunruhigte als alles andere, was bisher geschehen war. Hätte er bis zu diesem Moment noch Zweifel daran gehabt, daß Sendig unter der Maske aufgesetzter Ruhe vor Angst fast wahnsinnig wurde, so hätte dieser Blick sie endgültig beseitigt. Er sah einem Mann in die Augen, der um mehr fürchtete als sein Leben.

»Glauben Sie, daß ich mit dem Jungen sprechen kann?« fragte Sendig.

»Sicher«, antwortete der Arzt. »Morgen früh oder in zwei Tagen oder einer Woche.«

»Das meine ich nicht«, sagte Sendig. Seine rechte Hand glitt in einer wie zufällig wirkenden Bewegung unter die Jacke und blieb dort. »Ich meine: jetzt, hier.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich«, sagte der Arzt. Er warf Sendig einen feindseligen Blick zu - übrigens nicht zum ersten Mal, seit sie losgefahren waren. Sendig hatte ihn fast gewaltsam dazu zwingen müssen, nicht nur Bremer, sondern auch ihn im Krankenwagen mitzunehmen, und der Arzt machte keinen Hehl daraus, daß er in mindestens einem Punkt mit Bremer übereinstimmte: Er könnte Sendig nicht ausstehen. »Sie sehen doch, in welchem Zustand er ist. Selbst wenn ich ihn aufwecken könnte, würde ich es nicht tun. Aber ich kann es nicht.«

»Das ist bedauerlich«, sagte Sendig. »Aber ich fürchte, ich muß darauf bestehen.« Er zog die Hand unter der Jacke hervor, und sie hielt genau das, was Bremer erwartete hatte: eine Pistole, deren Mündung er mit einer betont langsamen Bewegung auf das Gesicht des Arztes richtete.

Bremers Gedanken stockten für den Bruchteil einer Sekunde und begannen sich dann zu überschlagen. Blitzartig spielte er alle Möglichkeiten durch, die er hatte. Er war Sendig nahe genug, um ihn zu packen und ihm die Waffe zu entreißen, ehe er abdrücken konnte. Zugleich aber sah er auch eine Entschlossenheit auf Sendigs Gesicht, die ihn warnte, daß Sendig sich nicht so einfach würde überwältigen lassen. Ein Handgemenge in dem engen Wagen konnte fatale Folgen haben - tödliche, sollte sich ein Schuß lösen. Und da war noch etwas: Die Furcht in Sendigs Augen hatte die Erinnerung wie-

der geweckt, die er im Verlauf der letzten halben Stunde so mühsam unterdrückt hatte. Die Erinnerung an das *Ding* auf der Treppe, den Schatten im Auto und das, was er auf dem Foto gesehen hatte.

»Sendig,,« begann er zögernd.

»Denken Sie nicht einmal daran«, unterbrach ihn Sendig. »Ich habe nichts mehr zu verlieren. Und Sie übrigens auch nicht.« Sowohl sein Blick als auch der Lauf seiner Waffe blieben starr auf den Arzt gerichtet, der dem kurzen Gespräch vollkommen fassungslos gefolgt war. Er sah nicht einmal erschrocken aus, sondern einfach nur verblüfft.

»Sind... sind Sie verrückt geworden?« stieß er mühsam hervor. Ohne Sendigs Reaktion abzuwarten, wandte er sich an Bremer. »Tun Sie etwas, Mann! Sie sind doch Polizist!«

»Seien Sie froh, daß er vernünftig genug ist, nichts zu tun«, sagte Sendig. »Und jetzt wecken Sie den Jungen auf! Ich muß darauf bestehen, Herr Doktor.«

»Das kann ich nicht«, antwortete der Arzt. Allmählich bekam er nun doch Angst, aber auf seinem Gesicht breitete sich auch ein Ausdruck von Trotz aus, den Bremer gut genug kannte. »Es würde ihn umbringen. Wollen Sie das?«

Die Pistole in Sendigs Hand bewegte sich eine Winzigkeit höher und zierte nun genau zwischen die Augen des Arztes. »Wollen Sie lieber sterben?«

Der Arzt wurde immer nervöser. Aber er rührte sich nicht, sondern schürzte nun trotzig die Lippen. »Sie schießen nicht«, behauptete er nervös. »Was hätten Sie schon davon? Außerdem kann ich ihn gar nicht wecken, selbst wenn ich wollte.«

Sendig seufzte tief. Er drehte den Kopf und sah kurz aus dem Fenster, dann stand er auf, trat in gebeugter Haltung mit einem Schritt auf den Arzt zu - und schlug ihm mit dem Lauf der Pistole quer über das Gesicht. Bremer fuhr erschrocken hoch, während der Arzt mit einem überraschten Keuchen halb von seinem Schemel kippte und gegen die Liege mit dem bewußtlosen Mark gefallen wäre, hätte Sendig ihn nicht aufgehalten. Er stieß ihn grob auf den Schemel zurück und sagte in einem leisen, aber sehr entschlossenen Ton: »Ich wäre Ih-

nen sehr verbunden, wenn Sie es wenigstens versuchen würden, Herr Doktor.«

Die Sprechsanlage knisterte. »Ist alles in Ordnung dahinten?«

»Ja«, antwortete Sendig. »Das heißt nicht ganz. Bitte halten Sie an der nächsten Kreuzung an und kommen Sie nach hinten. Und Ihr Kollege auch.« Er wartete, bis das winzige Licht der Sprechsanlage erlosch, dann wandte er sich wieder an den Arzt. »Also?«

»Sie sind ja wahnsinnig!« stöhnte der Mann. Er hatte die Hand auf das Gesicht gepreßt und schien hörbar Mühe zu haben, überhaupt zu reden.

»Möglich«, antwortete Sendig. »Bedenken Sie diesen Umstand, ehe Sie irgend etwas tun.«

Bremer saß noch immer wie gelähmt da. Er verstand selbst nicht, warum er nichts unternahm. Es wäre die Gelegenheit gewesen, sich auf Sendig zu stürzen und ihn zu entwaffnen. Er stand unmittelbar vor ihm, drehte ihm aber den Rücken zu, und der Lauf seiner Pistole war auf den Boden gerichtet. Selbst wenn er voraussetzte, daß Sendig verrückt war und auf nichts und niemanden mehr Rücksicht nehmen würde, standen seine Chancen nicht schlecht. Aber statt es zu versuchen, saß er nur einfach weiter da und rührte sich nicht. Das war also das Ende seiner Karriere, dachte er. Er hätte auf seine innere Stimme hören und Sendig zum Teufel jagen sollen, als er heute morgen an seiner Tür geklopft hatte.

»Hören Sie zu!« stöhnte der Arzt. »Sie verstehen das nicht. Der Junge hat einen schweren Schock. Das ist nicht so harmlos, wie die meisten Laien glauben. Er kann daran sterben!«

»Wenn Sie es nicht tun, werden vielleicht noch sehr viel mehr Menschen sterben, Doktor«, sagte Sendig ernst. »Ich verlange nicht, daß Sie es verstehen, aber glauben Sie mir - es geht um mehr als sein Leben. Und wenn Sie es nicht glauben wollen, bleiben Sie einfach bei Ihrer Meinung, daß ich verrückt und völlig ausgerastet bin.«

Das Motorengeräusch veränderte sich. Bremer sah aus dem Fenster und bemerkte, daß der Wagen langsamer zu werden begann und an den Straßenrand rollte. Sie fuhren ohne Sirene,

aber mit eingeschaltetem Blaulicht. Nach einigen Augenblicken hielt der Wagen an. Bremer konnte hören, wie die beiden Sanitäter ausstiegen und um das Fahrzeug herumeilten.

Sendig trat einen halben Schritt zurück und wartete, bis die beiden hinteren Türen geöffnet wurden. Erst dann drehte er sich langsam herum und hob seine Waffe. »Guten Abend, meine Herren«, sagte er fröhlich. »Es besteht kein Grund zur Panik. Betrachten Sie sich als gekidnappt. Wenn Sie vernünftig sind und mich und meinen Begleiter nach Kuba fliegen, wird niemandem etwas geschehen.«

Niemand lachte. Die beiden Männer starnten Sendig nur vollkommen verdattert an. Offensichtlich erging es ihnen nicht anders als dem Arzt gerade: Sie verstanden gar nicht, was geschah. »Soll... soll das ein Witz sein?« fragte einer der beiden.

»Keineswegs«, antwortete Sendig. Er lächelte noch immer, aber eigentlich war es gar kein Lächeln. Es war eine Grimasse, über deren wahre Bedeutung Bremer lieber nicht nachdenken wollte. »Wenn ich Sie um Ihre Funkgeräte bitten dürfte?«

Bremers Blick fiel auf die Straße hinter den beiden Männern. Sie befanden sich in einer menschenleeren, schäbigen Gegend -kopfstein gepflasterte Straßen, die von tristen Industrie- und Lagerhallen gesäumt wurden und tagsüber vielleicht von Leben pulsierten, jetzt aber zum größten Teil unbelichtet und still dalagten.

Das Blaulicht rotierte noch immer und warf zuckende Lichtreflexe auf die Ziegelsteinmauern, wie der Widerschein eines lautlosen, gleichmäßigen Gewitters. Irgend etwas war dort draußen. Bremer konnte es spüren. Irgendwo in diesen regelmäßig erscheinenden und wieder mit der Nacht verschmelzenden Schatten waren unsichtbare Augen, die ihn anstarnten, belauerten, gierig, drohend, abwartend... Er war da. Er war die ganze Zeit über in seiner Nähe gewesen, ein unsichtbarer Schemen, der stets in den Schatten lauerte und dem keiner seiner Schritte entging. Ganz plötzlich begriff Bremer, wie sinnlos alle seine Versuche gewesen waren, vor ihm davonzulaufen. Wie konnte er vor etwas fliehen, das Teil von ihm war?

Die beiden Sanitäter hatten mittlerweile wohl begriffen, daß Sendig keineswegs scherzte, und legten zögernd ihre Sprechfunkgeräte auf den Wagenboden. »Sehr vernünftig«, sagte Sendig. »Und wenn ich Sie jetzt noch um Ihre Geldbörsen bitten dürfte? Keine Sorge - ich will Sie nicht bestehlen. Ich möchte nur sichergehen, daß Sie nicht telefonieren.«

Die Männer gehorchten auch diesmal, aber einer sagte: »Was soll denn der Unsinn? Was glauben Sie, wie weit Sie mit der Kiste kommen?«

»Weit genug«, antwortete Sendig. Er wandte sich an Bremer: »Können Sie den Wagen fahren?«

Bremer sah weiter die Straße hinab. Einer der Schatten dort draußen bewegte sich in einem anderen Rhythmus als dem des flackernden Blaulichts. Er kam nicht näher, aber er schien zu wachsen, als erhielte er mit jedem neuen Zyklus von hell nach dunkel ein wenig mehr Substanz. Er konnte ihn immer noch nicht wirklich erkennen, aber das brauchte er auch nicht. Er wußte, was es war: etwas Großes, Glitzerndes, mit Klauen und Zähnen und einem Paar gewaltiger stählerner Schwingen...

»Bremer?«

»Ja«, sagte der mühsam. »Ja, okay. Ich... kann ihn fahren. Aber er hat recht - wir kommen keine zwei Kilometer weit.«

»Einen Krankenwagen zu kidnappen ist eine ziemlich bescheuerte Idee«, pflichtete ihm der Fahrer bei.

Auf Sendigs Gesicht erschien ein Ausdruck grimmiger Zufriedenheit. »Stimmt«, sagte er. Er wandte sich an den Arzt. »Doktor?«

Der Arzt starrte ihn an. »Ich beuge mich der Gewalt«, sagte er. »Aber ich warne Sie. Wenn der Junge stirbt, dann ist das Mord - und der geht auf Ihr Konto.«

Sendig antwortete nichts darauf. Nach einigen weiteren Sekunden erhob sich der Arzt, öffnete eine Schublade und zog eine bereits fertig aufgezogene, in Cellophan eingeschweißte Spritze hervor. »Das ist Wahnsinn«, murmelte er, während er die Verpackung abriß und die Nadel in den durchsichtigen Plastikschlauch stach, aus dem die Infusionslösung in Marks Vene tropfte. »Mit einer fünfzigprozentigen Wahrscheinlichkeit wird es ihn umbringen.«

»Wie lange dauert es, bis es wirkt?« fragte Sendig unbbeeindruckt.

»Keine Ahnung.« Der Arzt hob die Schultern. »Fünf Minuten... zehn. Wenn überhaupt.«

»Wunderbar,« sagte Sendig. Er wedelte mit der Pistole. »Wenn Sie sich jetzt bitte zu Ihren Kollegen begeben würden, Herr Doktor. Ihr Funkgerät und Ihre Geldbörse, bitte.«

Der Arzt legte die verlangten Gegenstände neben die der beiden Sanitäter auf den Wagenboden, drehte sich dann aber noch einmal herum und zog eine weitere cellophanverpackte Wegwerfspritze aus einer Schublade. Er reichte sie Bremer. »Wenn er kollabiert, geben Sie ihm das«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob es hilft, aber es ist das einzige, was ich noch tun kann.« *Du hättest mehr tun können, fügte sein Blick hinzu. Du hättest diesen Verrückten aufhalten können. Vielleicht kannst du es noch. Ehe er den Jungen umbringt.* Bremer hatte nicht die Kraft, diesem Blick länger als eine Sekunde standzuhalten. Er schob die Spritze in die Innentasche seiner Jacke, wobei er sorgsam darauf achtete, die Nadel nicht zu verbiegen, und wandte sich ab.

Bremers Blick suchte die Straße ab. Es war da. Und es kam näher; immer dann, wenn das zuckende Blaulicht für einen Moment erlosch, kam es nähen eine schwarze Schimäre, die geduckt von Schatten zu Schatten sprang, wie ein Raubtier, das sich an seine Beute heranpirschte. Er war sicher, solange er hier drinnen blieb, aber wenn er den Wagen verließ, würde es ihn kriegen. Er schloß die Augen, aber es nutzte nichts. Der Terror fand *hinter* seinen Lidern statt.

»Geben Sie doch auf, Mann!« Der Arzt versuchte ein letztes Mal, an Sendigs Vernunft zu appellieren. »Ich... ich verspreche Ihnen, daß niemand etwas davon erfährt. Keiner von uns wird etwas sagen. Wenn dem Jungen nichts geschieht, vergessen wir die Sache einfach!«

Sendig deutete mit der Pistole die Straße hinab. »Gehen Sie, Doktor. Wenn Sie sich beeilen, sind Sie in zehn Minuten an der Hauptstraße und können einen Wagen anhalten. Und wenn Sie noch einen guten Rat von mir wollen: Vertrauen Sie in den nächsten Tagen niemandem. Erzählen Sie vor allem

niemandem, daß Sie mit dem Jungen in Berührung gekommen sind. Und jetzt verschwinden Sie!«

Die drei Männer drehten sich um. Die ersten Schritte gingen sie noch langsam, aber dann verfielen sie in einen schnellen Laufschritt und rannten schließlich. Sendig wedelte ungeduldig mit seiner Waffe. »Bremer! Fahren Sie los. Wir haben nicht viel Zeit. Und schalten Sie dieses verdammte Blaulicht aus.«

Bremer wollte aus dem Wagen steigen, aber er konnte es nicht. Er war wie gelähmt. Das Ding war dort draußen. Es wartete auf ihn. Er war verloren, wenn er die Sicherheit des Wagens verließ.

»Was ist mit Ihnen, Bremer?« fragte Sendig. Er klang plötzlich alarmiert. »Stimmt etwas nicht?«

Bremers Hände und Knie begannen zu zittern. Er war wieder fünf Jahre alt und lag mit über den Kopf gezogener Decke im Bett, und draußen schlich das Monster herum. Es war stickig unter der Bettdecke, es war heiß, und er bekam kaum noch Luft, aber das Monster würde ihn kriegen, sobald er die Decke auch nur um einen Spalt hob.

»Er... kommt«, flüsterte Bremer.

Sendigs Augen wurden schmal. Eine Sekunde lang starrte er ihn an, dann folgte er seinem Blick und sah lange und mißtrauisch auf die Straße hinaus. Vielleicht nahm er ebenfalls etwas wahr, vielleicht auch nicht. Nach einigen Sekunden jedenfalls steckte er die Waffe ein und deutete über die Schulter zurück zur Fahrerkabine. »Also gut. Ich fahre. Bleiben Sie hier und achten Sie auf den Jungen.«

35. Kapitel

Petri hatte zu beten begonnen. Obwohl er ein zutiefst gläubiger Mensch war, hatte er seit Jahren nicht mehr gebetet. Jetzt tat er es. Seine Lippen bewegten sich lautlos, denn er hatte die Worte vergessen, aber die bloße Tätigkeit spendete ihm Trost. Er wußte nicht mehr, warum, aber da war etwas wie ein warmes Feedback in ihm, der Schatten einer verblasenden Erinnerung, der ihm noch eine Spur von Wärme vermittelte. Er konnte sich nicht erinnern, es getan zu haben, aber er mußte Sillmann wohl in den nächsten Keller gefolgt sein, denn sie waren in einem anderen Raum. Er enthielt Dinge, die ihn erschreckten, ohne daß er wußte, warum.

»Sie haben alles dabei?« fragte... wer? Sillmann? Petri antwortete nicht, aber er hörte, wie Sillmann sich herumdrehte und auf ihn zukam. Dann berührte er ihn an der Schulter, und Petri mußte die Augen öffnen. Bisher hatte er es nicht gewagt. Die Dunkelheit hinter seinen Lidern machte ihm angst, aber solange er sie geschlossen hielt, konnte er sich wenigstens *einreden*, daß auf der anderen Seite Licht war und eine Welt, die nicht Stück für Stück erlosch.

»Was ist mit Ihnen, Doktor?« fragte der Mann, dessen Namen er vergessen hatte. »Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Petris Blick irrte unstet durch den Raum. Die Welt war noch da, aber sie war jetzt asymmetrisch. Der Keller hatte keine geometrisch erkennbare Form mehr. Die Stücke, die die Wirklichkeit eingebüßt hatte, waren größer geworden. Er befand sich im Inneren eines Ballons, der unaufhaltsam schrumpfte. Aber noch war etwas da. Ein Stück Wand, das nahtlos in die gegenüberliegende Seite des Raumes überging, obwohl der Boden davor unversehrt geblieben war, ein Fragment der Tür, über dem ein sichelförmiges Fragment der Decke begann. Noch während er hinsah, wich wieder ein wenig Luft aus dem Ballon. Das Universum schrumpfte.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte das Gesicht vor ihm. »Wenn wir die Nerven behalten, kann gar nichts passie-

ren. Wir haben es schon einmal geschafft, und damals war es viel gefährlicher als heute.« Er sah Petri an, wartete vergebens auf eine Antwort und rüttelte schließlich unsanft an seiner Schulter. Petri rührte sich nicht. Er wußte nicht, wer dieses Gesicht vor ihm war, und die Worte hatten jede Bedeutung verloren. Er hatte auch aufgehört zu beten. Er wußte nicht mehr, wie es ging und zu wem er hätte beten sollen.

»Verdammst, Petri, reißen Sie sich gefälligst zusammen!« schnauzte Sillmann. »Machen Sie nicht ausgerechnet jetzt schlapp!« Er packte Petri an beiden Schultern und schüttelte ihn so heftig, daß seine Zähne aufeinanderschlugen. »Ich brauche Sie!«

Der Raum war weiter zusammengeschmolzen. Er war jetzt kleiner, als er eigentlich sein konnte, um ihnen beiden Platz zu bieten, eine winzige, schrumpfende Blase der Wirklichkeit, um die herum nichts mehr war - nicht einmal mehr Leere. Und doch war plötzlich noch etwas da: eine schwarze Gestalt, die hinter dem namenlosen Gesicht vor ihm stand und ihn anstarrte. In der sich immer weiter ausbreitenden Leere in seinem Kopf blitzte noch einmal eine Erkenntnis auf: Er wußte, *wer* er war, und er wußte auch, *warum* er hier war. In Wahrheit war er die ganze Zeit über in seiner Nähe gewesen, all die Jahre und Jahre, die vergangen waren.

»Ja, so ungefähr habe ich mir das vorgestellt«, sagte Sillmann. »Aber gut - geben Sie her!« Mit einer groben Bewegung riß er Petri die Arzttasche aus der Hand und begann hektisch darin herumzukramen. Schließlich hob er ein ledernes Spritzenetui in die Höhe und ließ die Tasche achtlos fallen.

»Ist es das? Das ist es, nicht wahr? Also gut, dann mache ich es eben selbst. Ich werde auch allein damit fertig, verdammt. So, wie ich immer allein mit allem fertig werden mußte.«

Er klappte das Etui auf. Darin lag eine verchromte Spritze mit großen Scherengriffen, in deren Glaskolben eine goldfarbene Flüssigkeit schimmerte. Sie war der Grund, aus dem der Vernichter gekommen war. Sie hatten ein Leben ausgelöscht, sanft, schmerzlos, aber auch ohne Gnade. Seinen schlimmsten Alptraum hatte er einem anderen angetan. Nicht der Tod,

sondern die Vorstellung eines Endes, dem nichts mehr folgte, hinter dem nur noch eine allumfassend« **Leere** wartete. Er hatte ihn getötet, ohne ihn umzubringen.

»Petri, verdammt, *sagen Sie etwas!*« verlangte Sillmann. »Scheiße, das hat mir gerade noch gefehlt. Also gut, dann mache ich es allein. Stellen Sie sich in irgendeine Ecke, und zittern Sie meinetwegen ein bißchen vor Angst, aber stören Sie mich wenigstens nicht.«

Petri schwieg. Er hatte vergessen, wie man sprach. Die Schwärze in seinem Inneren war absolut, und die Welt vor seinen Augen erlosch in diesem Moment. Sillmann verschwand, der letzte, winzige Ausschnitt der Wirklichkeit löste sich auf, und dann gab es nur noch ihn und den schwarzen Koloß, der ihn aus unsichtbaren Augen anstarrte.

Und dann nicht einmal mehr das. Es gab nur noch ihn. Kein Hier, kein Jetzt, keine Erinnerungen oder Gefühle; in der allumfassenden Leere, durch die er glitt, war nicht einmal mehr Platz für Furcht.

Petri war allein.
Die Ewigkeit wartete.

36. Kapitel

Sie konnten nur wenige hundert Meter weit gefahren sein. Sendig war einmal abgebogen und hatte den Wagen dann auf den Hof eines verlassenen Fabrikgeländes gelenkt und so geparkt, daß er von der Straße aus nicht sofort gesehen werden konnte, ehe er wieder nach hinten zu ihm und dem Jungen gekommen war. Mark war noch immer nicht wach geworden, aber Bremer hatte das Gefühl, daß er sich jetzt ein wenig stärker bewegte. Seine Hand suchte immer wieder nach der Spritze in seiner rechten Jackentasche. Er war beinahe froh, daß Sendig gekommen war. Die wenigen Minuten, die er allein mit dem Jungen hier hinten im Wagen zugebracht hatte, waren ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen. Er war nahe daran gewesen, ihm aus reiner Panik die Injektion schon jetzt zu geben.

»Warum zum Teufel wird er nicht wach?« fragte Sendig. Der Krankenwagen war zu klein, um unruhig darin auf und ab zu marschieren, und so bewegte er sich nervös auf der Stelle. Er sah sehr blaß aus, und in seinem Blick war noch immer das gleiche wilde Flackern, das Bremer vorhin schon so erschreckt hatte.

»Der Arzt hat von fünf Minuten gesprochen, vielleicht sogar zehn«, sagte Bremer. »So lange sind wir noch gar nicht unterwegs.«

»Ich weiß«, sagte Sendig nervös. »Aber fünf Minuten können eine verdammt lange Zeit sein, wenn man wartet. Eine Ewigkeit.«

Bremer sah an ihm vorbei auf das Gesicht des bewußtlosen Jungen herab, und plötzlich ergriff ihn ein Gefühl von Unwirklichkeit. Dies alles war ein Alptraum, damit hatte er sich schon abgefunden - aber nun begann er wirklichabsurd zu werden. Großer Gott, hatte er das wirklich alles erlebt? Saß er wirklich hier und hatte Sendig dabei geholfen, einen Krankenwagen zu kidnappen und einen halbtoten Jungen zu entführen?!

»Sagen Sie mir, warum«, flüsterte er. Seine Stimme war ganz leise, aber sie klang verzweifelt, beinahe Sehend. »Bitte sagen Sie mir, warum ich das alles getan habe!«

»Wissen Sie das immer noch nicht?« antwortete Sendig, beinahe ebenso leise, aber in einem gänzlich anderen Ton. »Wegen dem, was Sie gesehen haben.« Er machte eine Kopfbewegung zur Tür. »Wegen des *Dings*, das dort draußen auf Sie wartet. Aber wissen Sie was, mein Freund? Sie können rennen, so weit und so lange sie wollen - es wird immer schon da sein, wenn Sie ankommen. Es ist nicht dort draußen. Es ist in *Ihnen*.«

Bremer sah ihn groß an. »Sie wissen - ?«

Sendig unterbrach ihn; Die Karikatur eines Lächelns verzerrte seine Lippen, aber nicht einmal sie vermochte die Furcht in seinem Blick auszulöschen. »Sehen Sie doch in den Spiegel, Mann«, sagte er. »Ich weiß nicht, was Sie dort draußen gesehen haben, oder vorhin, im Treppenhaus im Präsidium, und, ehrlich gesagt, ich bin auch nicht scharf darauf, es zu wissen. Aber was immer es ist, es treibt Sie vor Angst fast in den Wahnsinn - habe ich recht?«

Bremer nickte. Er schwieg.

»Sehen Sie«, sagte Sendig leise und nun gar nicht mehr lächelnd, »und das ist der Grund, aus dem wir hier sind. Aus dem dieser arme Junge da wahrscheinlich die Nacht nicht überlebt, aus dem ein Dutzend Menschen gestorben oder verrückt geworden sind und aus dem sie uns jagen.«

»Sie. Es sind die gleichen, die Sie damals - «

»Die mich gekauft haben, ja«, fiel ihm Sendig ins Wort. »Sprechen Sie es ruhig aus. Ich habe mich kaufen lassen, und es war der größte Fehler meines Lebens. Sie haben mir nicht gesagt, was ich wirklich dafür bezahlen muß.«

»Und wer sind... sie?« fragte Bremer zögernd.

Sendig hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Der MAD, der Verfassungsschutz, die Amerikaner... Wahrscheinlich alle zusammen. Ich habe versucht, es herauszubekommen, aber es ist mir nicht gelungen. Auf jeden Fall steckt die CIA mit drin und das Pentagon. Es sind die gleichen, die Sillmann bezahlt haben, aber das ist auch alles, was ich weiß.«

»Sillmann?«

»Sillmann«, bestätigte Sendig. Er warf einen prüfenden Blick in Marks Gesicht, als wolle er sich davon überzeugen, daß der Junge noch schlief und nicht etwa hörte, was er sagte. »Seinen Vater. Und Löbach. Und wahrscheinlich noch eine ganze Menge anderer. Die meisten von ihnen dürften mittlerweile tot sein. Es lohnt sich selten, ein Geschäft mit dem Teufel zu machen.« Er schwieg für einige Sekunden, dann griff er in die Manteltasche und zog eine Packung Zigaretten hervor. Die Luft im Wagen wurde schon nach dem ersten Zug schlecht, und Bremer mußte husten, aber er protestierte nicht.

»Ich habe Sie belogen, als ich behauptet habe, daß ich nicht weiß, was die Schrift an Löbachs Wand bedeutet«, fuhr er nach einer Weile fort »AZRAEL - erinnern Sie sieh?«

»Der Todesengel?«

»Auch«, sagte Sendig. »Aber in diesem Fall nicht. Es ist der Name einer Droge. Ich weiß nicht alles darüber, aber genug, um mir den Rest zusammenreimen zu können. Löbach und Sillmann haben sie gemeinsam entwickelt. Ich glaube, sie hatten vor, so etwas wie eine unschädliche Ersatzdroge zu entwickeln, eine Art Methadon, vielleicht sogar wirklich in bester Absicht. Aber herausgekommen ist etwas ganz anderes. Inwieweit kennen Sie sich mit Drogen aus, Bremer?«

»Soweit *mein* Job es verlangt«, antwortete Bremer. Nach einer Sekunde fügte er hinzu: »Nicht besonders.«

»Aber Sie wissen immerhin, daß es Drogen gibt, die das Bewußtsein auf eine ganz bestimmte Weise verändern?« fragte Sendig. »Ich meine, sie erzeugen nicht nur Halluzinationen, sondern... erweitern Ihr Bewußtsein.«

»Das sagt man«, sagte Bremer. »Aber ich glaube es nicht.«

»Glauben Sie es ruhig«, antwortete Sendig. »AZRAEL wirkt jedenfalls genau so. Sie gehen auf einen Trip, aber es ist ein ganz besonderer Trip. Sehen Sie - Sillmann und Löbach haben am Anfang wahrscheinlich nicht einmal selbst gewußt, was sie da gefunden haben, aber ich denke, es muß ihnen sehr schnell klargeworden sein. AZRAEL war nicht irgend ein Acid, das man sich einwirft, sondern ein...« Er suchte nach Worten und zog zwischendurch nervös an seiner Zigarette. »Haben Sie schon einmal von Peyote gehört?«

Bremer verneinte.

»Eine Droge, die - unter anderem - die südamerikanischen Indianer konsumieren«, sagte Sendig. »Nehmen Sie sie allein, wirkt sie wie irgendeine Droge. Aber in der Gruppe eingenommen, und vor allem über längere Zeit, bewirkt sie tatsächlich eine Art von Gemeinschaftserlebnis.«

Sie meinen, gemeinsame Halluzinationen?« vergewisserte sich Bremer.

»Auch«, bestätigte Sendig. Er seufzte. »Aber nicht nur. Wenn ein paar Leute das Zeug gemeinsam einnehmen, dann werden sie irgendwie... eins. Sie haben die gleichen Gefühle, die gleichen Gedanken.«

»Das klingt ein bißchen phantastisch, finden Sie nicht?« fragte Bremer.

»Ich habe es ausprobiert«, sagte Sendig.

Das Eingeständnis überraschte Bremer nicht einmal. »Und AZRAEL?«

»Hatten Sie einmal einen VW-Käfer oder eine Ente?« fragte Sendig.

Bremer nickte. »Ja. Aber«

»Dann wissen Sie, wie Peyote wirkt«, sagte Sendig. »Und jetzt versuchen Sie sich einen Ferrari Testarossa daneben vorzustellen oder eine Mondrakete, und Sie haben AZRAEL. Sillmann und Löbach haben eine Droge entwickelt, mit der sich die Gefühle einer beliebigen Gruppe von Menschen verschmelzen lassen - und wahrscheinlich nicht nur ihre Gefühle.«

Und sie kann noch mehr. Haben Sie AZRAEL einmal eingenommen und sich daran gewöhnt, dann können Sie jedes Gefühl - Liebe, Haß, Angst, Glück - bis ins Unermeßliche steigern. Aber Löbach und Sillmann fanden noch etwas anderes, höchst Erstaunliches heraus: Nahm eine Gruppe von Menschen gemeinsam AZRAEL, dann dominierten die Gefühlswünsche desjenigen, der die höchste Dosierung eingenommen hatte, die veränderten Gefühle *de ganzen Gruppe*. Begreifen Sie, was das bedeutet?«

»Nicht.... genau«, sagte Bremer - obwohl er es *nur* genau verstand.

»Die totale Kontrolle«, sagte Sendig. »Sie werden im Grunde nicht wirklich süchtig nach der Droge. Sie werden süchtig nach dem, der die Gruppe beherrscht. Er wird Ihr Gott. Er kann Ihnen befehlen, was er will, und er muß Sie nicht einmal zwingen, seinen Wünschen zu gehorchen - weil Sie eigentlich *er* sind. Es gibt eine Menge Drogen, die die Persönlichkeit verändern. Aber AZRAEL kann sie *auslöschen* und Ihnen eine andere geben, ohne daß es irgend jemand bemerkt. Nicht einmal Sie selbst.«

»Das würde bedeuten -«

»Die absolute Macht«, sagte Sendig. »Der Höchstdosierte konnte seine Gefühle den anderen Mitgliedern der Gruppe einfach aufzwingen... Für das Militär ließen sich da äußerst interessante Anwendungsmöglichkeiten vorstellen. Leider machte Löbach in seinem Forschungseifer einen verhängnisvollen Fehler. Um endlich mit genügend Menschen experimentieren zu können, redete er seiner drogenbegeisterten Freundin ein, man könnte mit der harmlosen Droge - vergessen Sie nicht, AZRAEL macht nicht süchtig, zumindest nicht physisch - die Lernfähigkeit von Menschen steigern und bereite abhängige Jugendliche heilen. So entstand eine Art Meditationsgruppe größtenteils drogensüchtiger Jugendlicher, die unter Löbachs Aufsicht auf AZRAEL umprogrammiert wurden - wobei Löbach die anderen völlig dominierte. Er erzielte erstaunliche Erfolge. Es dauerte nicht lange, bis das Gerücht von einer neuen Wunderdroge die Runde machte. So etwas war damals allerdings fast alltäglich. Sie wissen ja, wie das vor ein paar Jahren war. Jede Woche brachte irgendein verrückter Chemiestudent eine neue Designer-Droge auf den Markt. Trotzdem - ich war damals schon hinter Löbach her, aber ich konnte ihm nie etwas beweisen. Heute ist mir klar, warum. Er hatte Freunde. Ziemlich mächtige Freunde, die ihn gedeckt haben.«

»Und was hat *er* damit zu tun?« Bremer deutete auf Mark. »Ich meine — als die ganze Geschichte passierte, da kann er doch noch gar nicht gelebt haben.«

»Stimmt«, sagte Sendig. »AZRAEL war trotz allem ein Fehlschlag. Sie kamen erstaunlich weit, aber Löbachs Ziel, die

totale Kontrolle, haben sie nie erreicht. Ich weiß nicht, was schiefging. Irgend etwas fehlte vielleicht... Keine Ahnung. Jedenfalls versiegte Sillmanns Geldquelle irgendwann, und ich nehme an, sie haben ihm auch zu verstehen gegeben, daß sie ihn nicht weiter decken würden. Auf jeden Fall haben sie aufgehört. Für eine Weile wenigstens.«

»Aber spätestens dann hätten Sie ihn schnappen können«, sagte Bremer.

»Löbach?« Sendig lachte. »Sie kennen unsere BMW-fahrenden Freunde nicht. Einmal dabei, immer dabei. Sie haben ihm auf die Finger geklopft, aber glauben Sie wirklich, sie hätten zugelassen, daß ein kleiner Polizeibeamter wie ich anfängt, ihn zu verhören? Ich hätte eine Menge unangenehmer Fragen stellen können - und sie hätten vielleicht nicht nur Löbach und Sillmann betroffen.«

»Aber irgendwann hat er dann wieder angefangen«, vermutete Bremer.

»Er hat nie aufgehört«, verbesserte ihn Sendig. »Er war nur vorsichtiger. Und sie haben etwas gesucht. Etwas ganz Bestimmtes. Und schließlich haben sie es gefunden.« Er deutete auf Mark. »Ihn.«

»Was?«

»Er ist etwas Besonderes«, sagte Sendig. »Verstehen Sie mich nicht falsch - er ist weder Superboy noch irgendeine Art Wunderkind. Aber er war *da*, und er war jederzeit und völlig gefahrlos greifbar.«

Bremers Augen weiteten sich vor Unglauben, als er begriff, was Sendig meinte. »Moment«, sagte er. »Sie... Sie wollen behaupten, Sillmann hätte *mit seinem eigenen Kind* experimentiert?«

»Schockiert Sie das?« fragte Sendig ruhig. »Bremer, in welcher Welt leben Sie? Wissen Sie überhaupt, wozu Menschen fähig sind?«

»Aber das ist... «

»Ungeheuerlich?« schlug Sendig vor. »Unmenschlich? Grausam? Möglich. Ich werde Sillmann fragen, wenn wir ihn treffen. Vielleicht hatte er auch andere Gründe, wer weiß. Ich habe das alles nicht auf einmal herausgefunden. Ich trage seit

sechs Jahren Stücke eines Puzzlespieles zusammen, und ich habe längst nicht alle gefunden. Aber was ich weiß, ist, daß Löbach und Sillmann offensichtlich mit dem Jungen experimentiert haben. Sie haben eine neue Version von AZRAEL gebastelt - sozusagen eine Mark-Sillmann-Version.«

»Das versteh ich nicht«, gestand Bremer.

»Drogen wirken auf die Körperchemie des Menschen«, sagte Sendig. »Und dieses neue AZRAEL, das Löbach entwickelt hat, wirkte ganz gezielt auf die des Jungen. Er muß die Droge sozusagen maßgeschneidert haben. Die Idee war nicht einmal besonders neu, aber Löbach und Sillmann waren die ersten, die sie in die Tat umgesetzt haben. An ihren eigenen Kindern. Mark Sillmann und Claudia Löbach. Und soviel ich weiß, hatten sie Erfolg.« Sein Gesicht verdüsterte sich. »Wahrscheinlich mehr, als sie wollten. Das gehört zu den Mosaiksteinen, die mir noch fehlen. Ich weiß nicht, was genau geschehen ist. Löbach muß wohl eine neue AZRAEL-Gruppe gegründet haben. Mark, Claudia und noch sechs oder sieben andere Kinder, alle ungefähr im gleichen Alter. Ich schätze, daß es ein, zwei Jahre lang gutgegangen ist.«

»Und dann?«

»Irgend etwas ist passiert«, antwortete Sendig. »Niemand weiß genau, was. Irgend etwas... *Unvorstellbares*. Sie haben es ja selbst gesehen. Irgend etwas ist schiefgegangen, aber ich weiß nicht, was. Und ich bin ziemlich sicher, daß Löbach und Sillmann es auch nicht genau wußten. Auf jeden Fall waren vier von ihnen tot - und der Rest vielleicht noch schlimmer dran.« Er sah wieder auf Mark herab, und es vergingen lange Sekunden, bis er weitersprach. »Aber was immer es war - es hat mit *ihm* zu tun.«

»Wieso?« fragte Bremer.

Sendig lachte bitter. »Mann, ich denke, Sie sind Polizeibeamter! Zählen Sie zwei und zwei zusammen. Er war nicht mehr in diesem Keller, als wir gerufen wurden, oder?«

»Sillmann wird ihn weggeschafft haben«, vermutete Bremer.

»Natürlich hat er das«, sagte Sendig. »Aber er ist auch der einzige, der *nicht* den Verstand verloren hat, nicht wahr? Er ist

einfach verschwunden. Und jetzt taucht er nach sechs Jahren wieder auf, und plötzlich scheint alles von vorne loszugehen. Ich weiß, es fällt schwer, es zu glauben, wenn man ihn so da liegen sieht, aber ich schätze, daß dieser harmlose Junge die anderen auf dem Gewissen hat. Auch wenn es nicht seine Schuld ist.«

»Was ist... mit dem Mädchen geschehen?« fragte Bremer schleppend. Er hatte Mühe, sich auf das Sprechen zu konzentrieren. Sendigs Geschichte schockierte ihn zutiefst. Er wußte, daß Menschen zu den furchtbarsten Dingen imstande waren, aber das war... monströs.

»Bis vor ein paar Stunden hatte ich keine Ahnung«, sagte Sendig. »Das war einer der fehlenden Steine. Ich habe mich die ganze Zeit über gefragt, warum *er* es überstanden hat und das Mädchen nicht. Bis ich die Cassette in Artners Wohnung gesehen habe. Das Mädchen auf dem Film ist Claudia Löbach. Sie ist ein paar Jahre älter geworden, aber es gibt gar keinen Zweifel.«

»Oh«, sagte Bremer. »Jetzt versteh ich, warum Sie so erschrocken waren, als ich sie wiedererkannt habe.«

»Sie verstehen?« Sendig lachte leise. Ohne sich zu Bremer herumzudrehen oder den Blick auch nur eine Sekunde von Marks Gesicht zu wenden, sagte er. »Das glaube ich nicht, Bremer. Das Mädchen auf dem Videoband und die Kleine, mit der sich Mark in der Klinik getroffen hat, sind ein und dieselbe Person, sagen Sie?«

»Ja«, antwortete Bremer. »Was... was soll das? Sie haben sie doch auch gesehen, als sie zusammen aus Sillmanns Haus gekommen sind. Sie *ist* es.«

»Aber das ist nicht möglich«, erwiderte Sendig. Ganz langsam drehte er sich nun doch zu Bremer herum und sah ihn durchdringend an. »Da ist noch eine Kleinigkeit, die ich Ihnen nicht erzählt habe. Sie haben heute morgen nicht nur Professor Armers Leiche in der Zelle gefunden, sondern auch ihre. Sie ist im gleichen Moment gestorben wie er. Claudia Löbach ist seit zweiundzwanzig Stunden tot. «

37. Kapitel

e^T hatte die Schritte bereits gehört, als sie die Treppe heruntergekommen waren, aber Sillmann drehte sich erst herum, als die Männer den Keller betratn. Sie waren zu dritt - Berger und zwei andere, die er nicht kannte, die sich aber auf die gleiche Weise ähnelten wie alle, die er jemals in Bergers Begleitung gesehen hatte. Sie waren groß und kräftig, und ihre kantigen Gesichter und der harte Ausdruck in den Augen suggerierten eine fehlende Intelligenz, die sehr wohl da war, sich nur sorgsam verbarg. Männer wie Berger würden keine Dummköpfe in ihrer Nähe dulden. Vielleicht war das, was er für einen Ausdruck mangelnder Intelligenz hielt, auch nur der Blick von Männern, denen sorgsam und mit Erfolg jede Spur von Gewissen wegtrainiert worden war.

»Sie kommen spät«, sagte er. »Ich habe schon eher mit Ihnen gerechnet.« Berger - der Name klang so falsch, daß er bei nahe schon wieder echt sein konnte - funkelte ihn zornig an. Seine Augen wirkten intelligent, aber auf eine Art, die Sillmann von der ersten Sekunde ihrer Bekanntschaft an angst gemacht hatte und es noch immer tat.

»Es gab... ein paar Schwierigkeiten«, sagte er.

»Schwierigkeiten?« Sillmann lächelte dünn. »Hat er ihre Männer abgehängt?«

In Bergers Augen blitzte es noch wütender auf, aber noch beherrschte er sich. »Ja«, sagte er gepreßt. »So könnte man es nennen.«

»Er hat sie umgebracht«, vermutete Sillmann. Diesmal antwortete Berger nicht.

Statt dessen kam er mit langsamem Schritten näher, blieb zwei Meter vor Sillmann stehen und deutete auf Petri, der zusammengekauert in einer Ecke saß und aus leeren Augen in die Unendlichkeit starnte. »Was ist mit ihm?« fragte er.

»Er hat auch Schwierigkeiten«, antwortete Sillmann. Er hatte die linke Hand noch immer in der Manteltasche, und sie um-

klammerte noch immer den Griff der kleinen Pistole, die er vorhin aus dem Handschuhfach genommen hatte. Er hatte die Waffe entsichert, als er Bergers Schritte draußen auf der Treppe hörte, aber er bezweifelte trotzdem, daß sie ihm etwas nutzen würde. Die beiden Burschen hinter Berger beobachteten ihn mißtrauisch, und Sillmann wußte, wie gefährlich diese Männer waren. Einer von beiden würde ihn wahrscheinlich erwischen, entweder mit einer Waffe oder sogar mit bloßen Händen. Sillmann beschloß, Berger als ersten zu erschießen, wenn es sein mußte.

»Sie hatten schon immer einen Hang zu melodramatischen Szenen, wie?« fragte Berger. »Konnten Sie sich keinen anderen Ort für dieses Treffen aussuchen?«

Sillmann sah jetzt, daß das, was er für mühsam unterdrückten Zorn gehalten hatte, in Wahrheit Nervosität war. Die Erkenntnis überraschte ihn. Berger hatte niemals irgend eine menschliche Regung gezeigt, die über Ärger oder Hohn hinausging, so lange sie sich kannten. Aber vermutlich hatte er so etwas wie heute auch noch nie erlebt. Sillmann war jetzt sicher, daß er mit seiner Vermutung ins Schwarze getroffen hatte. Bergers Männer waren tot.

»Das hier ist der *einige* Ort«, sagte er. »Er wird hierherkommen.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte Berger.

»Ich weiß es eben«, antwortete Sillmann. »Sind Sie allein, oder haben Sie draußen noch Leute postiert?«

»Natürlich«, sagte Berger voller Zynismus. »Die komplette GSG 9 ist auf dem Gelände verteilt, und über den Wolken wartet eine Hubschrauberstaffel auf den Einsatzbefehl.« Er lachte. »Keine Angst - wir werden mit ihm fertig. Wofür halten Sie diesen Jungen? Für Superman?«

Ich wollte, ich wüßte es, dachte Sillmann. Laut sagte er: »Die Frage ist, wofür Sie ihn halten.«

»Ich?« Berger machte erregt einen Schritt auf ihn zu und gleich wieder zurück - vielleicht die Sicherheitsdistanz eines Menschen, der es gewohnt war, nicht nur mit Worten zu kämpfen. »Das werde ich Ihnen sagen, Sillmann! Ich halte ihn für genau das, was er ist - ein Monstrum, ein gefährlicher

Geisteskranker, ein Amokläufer. Und genauso werden wir ihn behandeln, wenn er hier auftaucht.«

»Sie werden ihn nicht anrühren«, sagte Sillmann ruhig. »Er ist mein Sohn.«

»Ja, das hat Frankenstein damals wahrscheinlich auch gesagt«, antwortete Berger zynisch. »Er ist ein verdammtes Ungeheuer! Und Sie haben es erschaffen. Sie und dieser Idiot Löbach. Ihr Sohn? Er kann sein, wer er will. Für mich ist er ein Monster, und genauso werden wir ihn auch behandeln, wenn er herkommt. Er hat fünf meiner Leute umgebracht, einfach so.«

»Sie wollen ihn töten«, sagte Sillmann ruhig. Er schüttelte den Kopf und sah sekundenlang nachdenklich auf die zusammengekauerte Gestalt an der Wand neben sich herab. »Davon abgesehen, daß ich nicht glaube, daß Sie das schaffen - dann wäre alles umsonst gewesen.«

»Hören Sie auf, Sillmann!« fauchte Berger. »Das zieht nicht mehr. Sie haben uns lange genug hingehalten.«

»Ich werde nicht - «

»Sie werden gar nichts mehr!« fiel ihm Berger in schneidendem Tonfall ins Wort. »Es ist vorbei, haben Sie das immer noch nicht begriffen? Das Projekt ist gestoppt. Wir sind hier, um die Akte endgültig zu schließen, aus keinen anderen Grund. Was denken Sie, habe ich vor - zuzusehen, wie er weiter durch die Gegend rennt und Menschen umbringt?«

»Aber ich kann ihn aufhalten!« sagte Sillmann.

Berger schnaubte. »Oh, das können wir auch. Und, mit Verlaub gesagt, besser.«

»Sie verstehen nicht«, sagte Sillmann. Er blieb noch immer ganz ruhig, sowohl nach außen als auch innerlich. Sie sprachen hier über seinen Sohn, sein eigenes Kind, und trotzdem empfand er nicht einmal wirklichen Schrecken bei dem Gedanken, daß Berger und seine beiden Begleiter hier waren, um ihn zu töten. Er würde es nicht zulassen, so einfach war das.

»Ich verstehe *was* nicht?« fragte Berger spöttisch. »Daß Sie uns seit sechs Jahren an der Nase herumführen? Wieviel haben Sie aus Washington kassiert, Sillmann? Fünf Millionen? Zehn? Oder war es mehr?«

»Darum geht es nicht«, sagte Sillmann. »Begreifen Sie doch! Damals war er einfach noch nicht soweit, aber jetzt ist er es! Er ist genau das, was Sie haben wollten!«

»Was?« fragte Berger. »Ist er der Terminator oder Alien?«

»Sie sind ein Idiot, Berger«, sagte Sillmann ruhig. »Sie haben nie verstanden, worum es wirklich ging, nicht wahr?«

»Ich verstehe immerhin, was dabei herausgekommen ist«, antwortete Berger. Die Beleidigung schien er nicht einmal zu registrieren. »Und ich werde es beenden.«

»Sie wollen tatsächlich aufgeben?« fragte Sillmann. »Jetzt? Nicht fünf Minuten bevor, sondern *nachdem* wir Erfolg gehabt haben?«

»Es ist vorbei, Sillmann«, sagte Berger noch einmal. »Endgültig.«

»Ja«, sagte Sillmann leise. »Das fürchte ich auch.«

Er beging nicht den Fehler, die Waffe zu ziehen, sondern feuerte durch den Stoff der Manteltasche hindurch. Die erste Kugel traf den Mann links von Berger und tötete ihn auf der Stelle, und der andere reagierte genau so, wie Sillmann erwartet hatte: Er versuchte nicht, eine Waffe zu ziehen, sondern warf sich mit einer blitzartigen komplizierten Drehbewegung nach rechts, die ihn zugleich aus der Schußbahn als auch in eine Position gebracht hätte, aus der heraus er Sillmann angreifen konnte.

Es wäre ihm zweifellos auch gelungen, hätte Berger nicht falsch reagiert. Er machte einen erschrockenen Schritt zurück und prallte gegen ihn. Der Mann geriet für einen winzigen Moment aus dem Gleichgewicht. Er fing sich sofort wieder, aber seine Bewegungen hatten etwas von ihrer Eleganz und Schnelligkeit verloren. Nicht viel, aber genug für Sillmann, die Pistole aus der Manteltasche zu ziehen und zweimal hintereinander abzudrücken.

38. Kapitel

Sie wissen, daß das unmöglich ist», sagte Bremer. Er wunderte sich selbst über die Ruhe in seiner Stimme, und zugleich fragte er sich, warum er eigentlich nicht laut über seine eigenen Worte lachte. Unmöglich? Es war genau umgekehrt. Wieviel von dem, was er in den vergangenen vierundzwanzig Stunden erlebt hatte, war eigentlich möglich? Sendig machte sich auch nicht einmal die Mühe, darauf zu antworten.

Bremers Hände zitterten immer stärker. Seit Sendig zurückgekommen war, war die hysterische Furcht nicht mehr ganz so schlimm; er war nicht mehr allein, und er fühlte sich auf eine wenn auch vollkommen unlogische Art sogar *sicherer*, seit er wußte, daß das, was mit ihm geschah, irgendwie mit dem bewußtlosen Jungen auf der Trage zu tun hatte - vielleicht, weil es ihm trotz allem immer noch nicht gelang, ihn als seinen Feind zu betrachten. Wenn Sendig recht hatte (verdammst noch mal, das *konnte* er nicht! Was er erzählte, war schlechte Science-fiction, mehr nicht), dann war Mark ungefähr so harmlos wie eine Bombe mit tickendem Zeitzünder, dessen Zifferblatt er nicht lesen konnte, und trotzdem war alles, was er für ihn empfand, ein Gefühl tiefen Mitleids, und wenn er überhaupt Zorn verspürte, dann nur auf die, die ihm das alles angetan hatten: Marks Vater, Löbach und die Männer in den blauen Wagen.

Dafür machte ihm etwas anderes zu schaffen, und das war vielleicht schlimmer. Er begann den Bezug zur Realität zu verlieren. Er wußte nicht mehr, was wirklich war und was Vision. Die Schatten, die ihn verfolgten, die Männer, gegen die er gekämpft hatte - was davon hatte er wirklich erlebt und was nicht? Für einen Moment fragte er sich, ob der ganze zurückliegende Tag vielleicht nicht mehr als ein Alpträum gewesen sei, ein Traum, aus dem er einfach nicht aufwachen konnte, ganz egal, wie sehr er es auch versuchte. Irrgend etwas kratzte an der Außenseite des Wagens. Das Geräusch war sehr leise, kaum wirklich hörbar, aber es jagte

Bremer einen eisigen Schauer über den Rücken. Er wußte, was es war.

Sendig sog wieder an seiner Zigarette, hustete und reagierte nun doch auf seine Worte. »Ja. Genauso unmöglich wie das, was Mogrod zugestochen ist. Oder Ihrem Kollegen Hansen. Oder Löbach. Artner... Soll ich weitermachen? Sie sind alle tot, Bremer. Alle, die damals dabei waren.«

»Alle außer Ihnen«, sagte Bremer. »Jetzt verstehe ich endlich. Das ist der Grund, weshalb Sie plötzlich Ihr Gewissen wiederentdeckt haben, nicht? Ihr Name steht auch auf der Liste. Und mittlerweile wahrscheinlich ganz oben!«

»Und wenn?« fragte Sendig. »Ist es ein Verbrechen, überleben zu wollen?«

»Manchmal ja«, antwortete Bremer. »Es kommt auf die Umstände an. Und darauf, was es kostet. Und ich habe Ihnen tatsächlich geglaubt! Sie haben mir etwas von Ihrem Gewissen erzählt und davon, daß Sie sich nicht noch einmal kaufen lassen wollen. Aber das war alles gelogen. Sie hatten einfach nur Angst.«

»Ja«, gestand Sendig. »Aber es war trotzdem nicht gelogen. Es war *einer* von *zwei* Gründen. Was ich Ihnen heute morgen erzählt habe, war die Wahrheit, glauben Sie es, oder lassen Sie es bleiben.«

»Sie sind ein verdammter Feigling«, murmelte Bremer. »Was mit dem Jungen passiert oder Hansen oder mir, ist Ihnen doch völlig egal!«

»Haben Sie den Ausdruck auf Mogrods Gesicht gesehen?« fragte Sendig leise. Bremer sah ihn fragend an.

»Ich habe ihn gesehen«, fuhr Sendig fort. »Und übrigens auch den auf dem Artners - und auf Ihrem eigenen, so ganz nebenbei. Begreifen Sie es immer noch nicht, Sie Trottel? Irgend jemand ist dabei, die große Schlußrechnung zu machen, und was all diesen anderen armen Hunden passiert ist, wird auch mir passieren. Und wahrscheinlich auch Ihnen. Und glauben Sie mir, was immer es ist, es ist schlimmer als der Tod.« Er machte eine zornige Handbewegung. »Möglicherweise passiert es gar nicht wirklich. Vielleicht bilden wir uns das tatsächlich alles nur ein. Aber wissen Sie was, Bremer? Ich

schätze, es ist egal. Das Ergebnis bleibt sich gleich, wenigstens für uns.«

Plötzlich schrie er, »Ich weiß nicht, *was* dieser Junge da ist, aber es ist mir auch egal! Ich werde jedenfalls nicht tatenlos zusehen, wie mir dasselbe passiert wie den anderen!«

»Und was wollen Sie tun?« fragte Bremer leise. »Auf Ge-
spenster schießen?«

Bevor Sendig antworten konnte, hörten sie ein leises Stöhnen. Bremer sprang so heftig auf, daß er fast gegen Sendig gerallt wäre, und beugte sich über die Trage auf der anderen Seite. Mark bewegte sich. Sein Gesicht war noch immer so unnatürlich bleich wie zuvor. Seine Hände öffneten und schlössen sich unentwegt, und seine Fingernägel verursachten ein unangenehmes kratzendes Geräusch auf dem Kunstlederbezug der Trage. Er zitterte am ganzen Leib, und Bremer fiel auf, daß sein Schweiß plötzlich durchdringend und sauer roch. Vielleicht stand er am Lager eines Sterbenden. Aber seine Lider waren jetzt nicht mehr ganz geschlossen. Seine Augäpfel blickten trüb.

»Mark?« fragte Sendig. »Sind Sie wach?«

Mark stöhnte wieder. Seine Fingernägel hörten auf, diese schrecklichen kratzenden Geräusche zu verursachen, und seine Hände schlössen sich mit einem Ruck zu Fäusten. Sendig legte ihm die Hand auf die Stirn und zog sie so hastig wieder zurück, als hätte er sich verbrannt.

»Können Sie mich verstehen, Mark?« fragte er. »Antworten Sie, wenn Sie es können. Versuchen Sie es! Es ist wichtig!«

Die Lider des Jungen hoben sich weiter. Sein Blick war noch immer verschleiert. Einen Moment lang irrten seine Augen haltlos hin und her, dann gelang es ihnen, sich auf Sendigs Gesicht zu fixieren. Ein dünner Speichelstrahl lief aus seinem Mund und zog eine glitzernde Spur über sein Gesicht, als er zu sprechen versuchte.

»Clau... wo... wo ist... sie?«

»Sie ist nicht hier«, antwortete Sendig. »Aber Sie lebt, keine Angst. Ihr ist nichts geschehen. Verstehen Sie mich?«

Mark war zu schwach, um zu nicken, aber er deutete es mit einer Bewegung der Augen an. »... lebt... zu ihr...«

»Wir bringen Sie zu ihr«, sagte Sendig. »Keine Angst. Es ist alles in Ordnung. Warten Sie einfach einen Moment. Sie werden sich bestimmt gleich besser fühlen.«

Bremer bezweifelte, daß Mark sich irgendwann noch einmal *besser* fühlen würde. Die Wunde in seinem Arm hatte wieder zu bluten begonnen, und einige der Instrumente, an die er angeschlossen war, begannen plötzlich hektischer zu blinken. Bremer verstand nichts von dem, was er da sah, aber er war ziemlich sicher, daß das *kein* gutes Zeichen war. »Was haben Sie vor, Sendig?« flüsterte er. »Wollen Sie ihn umbringen?«

Sendig brachte ihn mit einer herrischen Geste zum Schweigen. »Hören Sie mir zu, Mark«, sagte er. »Verstehen Sie, was ich sage?«

Mark nickte erneut; diesmal sichtbar. Seine Zungenspitze fuhr über seine Lippen und versuchte sie zu befeuchten, und er atmete bewußt tiefer. Vielleicht lag es tatsächlich an dem Mittel, das der Arzt ihm gespritzt hatte, vielleicht war da auch irgend etwas in ihm, das noch einmal alle Kräfte mobilisierte, auch wenn es vielleicht nur ein letztes verzweifeltes Aufbäumen sein würde - aber er erholte sich jetzt zusehends. Seine Augen waren klar.

»Erinnern Sie sich an mich?« fuhr Sendig fort. »Wir haben uns heute morgen gesehen. Im Haus Ihres Vaters.«

»Ich weiß«, sagte Mark schwach. Sein Blick löste sich von Sendigs Gesicht und fixierte Bremer. »Hallo, Herr Bremer. Ist das wieder ein Zufall, daß Sie hier sind?«

»Nein«, sagte Bremer. »Aber Sie sollten nicht reden. Sie - «

»Wir wollen Ihnen helfen, Mark«, fiel ihm Sendig ins Wort. »Ich weiß, daß es Ihnen schwerfallen muß, mir zu glauben, aber wir stehen auf Ihrer Seite.«

»So?« sagte Mark leise. Er versuchte zu lachen, aber es wurde ein Husten daraus. In den Speichel auf seinen Lippen mischten sich winzige Blutströpfchen. »Glauben Sie... wirklich?«

»Wir wissen alles«, sagte Sendig. »Ich weiß, was Ihr Vater und Löbach Ihnen angetan haben, und ich weiß auch von dem Mädchen.«

Marks Kopf fuhr mit einem Ruck herum. »Beate? Wo ist sie? Sie... sie haben sie weggebracht, und —«

»Ihr fehlt nichts«, sagte Sendig hastig, wobei er Bremer einen raschen, fast beschwörenden Blick zuwarf. »Ich kann Sie zu ihr bringen, aber zuerst...« Er zögerte fast unmerklich. Als er weitersprach, klang seine Stimme hörbar angespannter. »Zuerst müssen Sie uns ein paar Fragen beantworten. Einverstanden?«

»Fragen? Was für... Fragen?«

»Ich will Ihr Wort«, sagte Sendig. »Ich möchte, daß Sie mir glauben, daß wir nicht Ihre Feinde sind. Glauben Sie mir?«

Mark sah ihn verständnislos an.

»Ich hatte nichts mit dem zu tun, was damals geschehen ist«, fuhr Sendig fort. »Das ist alles, was ich will: daß Sie mir das glauben. Ich habe von allem nichts gewußt. Ich hätte es verhindert, wenn ich es auch nur geahnt hätte.«

»Warum... sagen Sie mir das?« murmelte Mark. »Was hätten Sie verhindert?«

Sendig wurde immer nervöser. Auch sein Hände zitterten jetzt, und er war fast so bleich wie Mark. »Ich hatte nichts damit zu tun«, sagte er. »Weder mit dem, was Ihr Vater und Löbach getan haben, noch mit der Vertuschungsaktion danach. Ich hätte es nie zugelassen. Das ist alles, was ich von Ihnen will: daß Sie mir das glauben.«

Er war jetzt in Panik, und Bremer begriff mit einem Gefühl plötzlichen kalten Entsetzens, daß er nicht weiterwußte. Er hatte keinen *Plan* - und schon gar keinen Ausweg aus dieser Situation.

Die Wahrheit war, daß er die ganze Zeit über in Panik gehandelt hatte. Nicht er hatte die Dinge bestimmt, sondern die Geschehnisse *sein* Handeln, bis hin zu dieser aberwitzigen Entführung. Vielleicht hatte er tatsächlich geglaubt, daß er einfach nur mit Mark reden müsse, um seinen Hals zu retten, aber jetzt, als er allmählich einsah, daß er sich getäuscht hatte, geriet er endgültig in Panik. Bremer war angespannt. Sendig hatte immer noch seine Waffe.

»Okay, ich glaube Ihnen«, sagte Mark verständnislos. »Aber ich verstehewirklich nicht -«

»Sie erinnern sich nicht«, sagte Bremer. Sendig starre ihn fast haßerfüllt an, doch diesmal ließ er sich davon nicht mehr beeindrucken. »Sie wissen gar nicht, wovon wir reden, habe ich recht?« Es kostete ihn große Mühe, weiterzusprechen.

»Wissen Sie, was mit Löbach passiert ist?«

Mark nickte. »Er ist tot. Er hat sich... umgebracht.«

»Und die anderen?«

»Welche anderen?« fragte Mark. Er versuchte sich aufzusetzen und hätte es vielleicht sogar geschafft, aber Bremer drückte ihn mit sanfter Gewalt zurück.

»Überanstrengen Sie sich nicht«, warnte er. »Sie haben da eine ziemlich üble Verletzung.«

Mark blickte an seinem Arm hinab, und allein die Art, wie er es tat, sagte Bremer, daß er die Wunde bisher weder bemerkt hatte, noch sich erklären konnte, woher sie stammte. Schließlich sah er wieder zu Bremer hoch.

»Welche anderen?« wiederholte er. »Wovon reden Sie?«

Auch Bremer fühlte sich plötzlich hilflos. Es erging ihm im Grunde ja nicht viel anders als Sendig - er versuchte Antworten zu bekommen, ohne die Fragen zu kennen.

Wenigstens hatte er jetzt keine Angst mehr. Irgendwann im Lauf des Gespräches war sie einfach erloschen. Die Vorstellung eines mörderischen Schattens, der den Wagen umschlich und nach einem Eingang suchte, schien ihm mit einem Male wieder ebenso irreal wie die kratzenden Laute, die er zu hören geglaubt hatte. Es war -

»Von Ihren Träumen«, sagte er.

Mark erschrak. »Woher wissen Sie...?« fragte er impulsiv.

Auch Sendig sah ihn überrascht an, aber Bremer hatte sich gut in der Gewalt. Er war auch gar nicht sehr überrascht. Nicht zum ersten Mal an diesem Abend hatte er das Gefühl, daß es ihm in dieser ganzen Geschichte so erging wie während dieses Gespräches jetzt: daß er die *Antworten* eigentlich kannte und ihm nur die passenden Fragen fehlten. Da war noch etwas, was er wußte: etwas ungeheuer Wichtiges. Aber *dieser* Gedanke entglitt ihm, als er danach zu greifen versuchte.

»Seit wann haben Sie sie?« fragte er. »Seit der vergangenen Nacht?«

»Ja«, antwortete Mark überrascht. »Können Sie Gedanken lesen?«

»Manchmal«, sagte Bremer lächelnd. »Das ist gar nicht so schwer, wie Sie vielleicht glauben. Aber Spaß beiseite, seit wann haben Sie diese Träume? Seit der vergangenen Nacht. So ungefähr gegen eins?« *Seit dem Moment, in dem Löbach sich vom Balkon seiner Wohnung gestürzt hatte.*

Mark nickte verblüfft, und Bremer wußte, daß Sendigs Gesicht jetzt noch ein bißchen mehr Farbe verloren hatte, auch ohne daß er ihn dazu ansehen mußte.

»Warum erzählen Sie uns nicht davon?« fragte er.

»Das... möchte ich nicht«, antwortete Mark stockend. »Ich kann es nicht.«

Aber schließlich konnte er es doch.

39. Kapitel

Berger hatte für einige Minuten das Bewußtsein verloren, und wahrscheinlich würde er sterben, wenn er nicht zu einem Arzt gebracht wurde. Die Kugel hatte sein Herz verfehlt, aber seine linke Schulter zerschmettert, und unter seinem Rücken bildete sich eine gewaltige Blutlache, deren süßlicher Geruch sich mit dem Staub in der Luft vermengte und den Keller endgültig wieder zu einem Grab werden ließ. Der Kreis begann sich zu schließen, dachte Sillmann. Dieser Raum war eine Gruft gewesen, als er ihn das letzte Mal betreten hatte. Der Tod hatte hinter ihnen die Tür geschlossen, und er war nicht gegangen. Er hatte nur hier gewartet.

»Sillmann, helfen Sie mir«, stöhnte Berger. »Ich sterbe!«

»Ich weiß«, sagte Sillmann leise. Er musterte die halb auf der Seite liegende Gestalt kühl und versuchte, irgendein Gefühl in sich zu finden. Er hatte geglaubt, Berger zu hassen, ihn und die namen- und gesichtslosen Männer, die hinter ihm standen, aber das stimmte nicht. In ihm war gar nichts. Er empfand weder Haß noch Groll, aber auch keine Zufriedenheit. Nicht einmal Erleichterung, daß es vorbei war. Vielleicht würde Berger sterben, vielleicht auch nicht. Es spielte keine Rolle.

»Ich flehe Sie an, Sillmann! Wollen Sie mich verbluten lassen?«

Er sagte nichts mehr darauf. Berger war schon tot, er wußte es nur noch nicht. Er war bereits tot gewesen, als er sich entschlossen hatte, hierherzukommen - und vielleicht schon eher, schon viel eher. Möglicherweise hatte er sein Recht auf Leben schon damals verwirkt, als er in sein Büro gekommen war und ihn dazu gebracht hatte, das zu tun, wofür sie nun bezahlten.

Sillmann versuchte nicht, ihm die Schuld daran zu geben; er beschäftigte sich für einen kurzen Moment nur mit der rein akademischen Frage, wann Berger das Todesurteil unter sein eigenes Leben gesetzt hatte.

Er wußte, wann *er* es getan hatte. Es war lange her. Auf den Tag genau vor achtzehn Jahren, im Moment von Marks Geburt. Der Gedanke war ihm im gleichen Augenblick gekommen, in dem er den neuen Menschen vor sich sah, ein Leben, das *er* geschaffen hatte und sonst niemand. Das ihm gehörte. Ein Leben, das er formen und gestalten konnte und mußte, das er - vielleicht als erster Mensch in der Geschichte dieser Welt überhaupt - buchstäblich gestalten konnte.

Sillmann lächelte, als ihm die Ironie dieses Gedankens zu Bewußtsein kam. Heute war Marks achtzehnter Geburtstag. Bis zu diesem Morgen hatte er ihm gehört, und heute war der erste Tag seines eigenen Lebens.

Er liebte Mark. Er wußte, daß das niemand glaubte, Mark am allerwenigsten, aber er hatte ihn vom ersten Moment seiner Existenz an geliebt, und er tat es noch immer. Er wußte, daß sein Sohn ihn wahrscheinlich töten würde, aber dieser Gedanke erschreckte ihn nicht. Er hatte vielleicht ein wenig Angst vor dem *wie*, aber nicht vor dem *dafß*.

Er sah das wimmernde, plötzlich so erbärmliche Häufchen in dem blutgetränkten Maßanzug vor sich an, dann hob er den Kopf, sah zu der gewölbten steinernen Decke hoch und wandte sich zum ersten Mal in seinem Leben an einen Gott, an den er niemals geglaubt hatte.

War es denn so schlimm gewesen? dachte er. War das, was er gewollt hatte, wirklich so schlimm gewesen, daß es eine solch furchtbare Strafe rechtfertigte?

Es war eine Frage, auf die er keine Antwort erwartet hatte, aber er bekam sie.

Sie lautete: ja.

40. Kapitel

Marks Geschichte dauerte nicht sehr lange, und er erzählte sie immer hektischer, mit immer kürzeren, immer hastiger hervorgestoßenen Sätzen und manchmal wie in einem Fieber, in dem er einfach nicht mehr aufhören konnte zu reden und Worte mehrfach wiederholte oder die Dinge durcheinanderwarf. Bremer hatte längst nicht alles verstanden; was unklar blieb, das vervollständigte er mit dem, was er von Sendig erfahren und selbst erlebt hatte, und plötzlich ergab alles einen Sinn - auch wenn er sich noch immer weigerte, diesen Sinn zu begreifen.

Am Ende war Mark so erschöpft, daß er auf die Trage zurück sank und die Augen schloß, so daß Bremer für einen Moment glaubte, er hätte wieder das Bewußtsein verloren. Aber als er die Hand ausstreckte, um nach seinem Puls zu fühlen, öffnete er kurz die Augen und sah ihn an. Bremer flehte innerlich, daß er wach blieb. Er würde nicht die Kraft haben, es noch einmal durchzustehen. Er wußte: Das nächste Mal, wenn er den Schatten sah, würde zugleich auch das letzte Mal sein.

»Ruhn Sie sich einen Moment aus«, sagte er.

Mark versuchte mit einem Lächeln zu antworten. Er war zu schwach dazu, aber Bremer...*fühlte* es irgendwie, ebenso wie er spürte, daß Mark nicht einschlafen würde. Es war beinahe unheimlich - wahrscheinlich lag es wirklich an dem, was Sendig ihm über die Droge erzählt hatte, und vielleicht daran, daß er diesen mißhandelten Jungen jetzt mehr denn je mochte, aber für einen Moment war es fast, als wären auch ihre Gefühle miteinander verschmolzen. Er spürte den Schmerz des Jungen wie einen eigenen, seine Unsicherheit, die Verzweiflung und die unendlich tiefe Sehnsucht nach einer Liebe und Geborgenheit, die er niemals im Leben erfahren hatte.

»Können Sie... mir helfen?« fragte Mark leise.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Bremer. *Wahrscheinlich kann das niemand mehr*; fügte er in Gedanken hinzu, und im glei-

chen Moment öffnete Mark die Augen und sah ihn wieder an, und Bremer wußte mit absoluter Sicherheit, daß er diesen Gedanken gespürt hatte.

»Ja«, sagte Sendig laut.

Bremer wandte überrascht den Kopf, und auch Mark blickte den Kommissar fragend an, mißtrauisch und voller Zweifel, aber auch von einer plötzlichen, jähnen Hoffnung erfüllt.

»Sendig«, begann Bremer, »Sie sind —«

»Wir können es wenigstens versuchen«, unterbrach ihn Sendig. »Und ich schätze, wir *können* es.«

»Was?« fragte Bremer scharf. »Ein Wunder vollbringen? Die Zeit zurückdrehen und ungeschehen machen, was sie mit ihm angestellt haben?«

»Das hat nichts mit Wundern zu tun«, behauptete Sendig. Etwas stimmte nicht mit ihm. In seinen Augen war wieder dieses wilde Flackern, aber es hatte sich verändert. Zu der Furcht war etwas hinzugekommen, das Bremer alarmierte. »Was mit ihm geschehen ist, haben ihm Menschen angetan, und alles, was Menschen tun, kann auch wieder rückgängig gemacht werden, oder?«

Bremers Blicke wurden beschwörend. Hatte Sendig jetzt endgültig den Verstand verloren? Der Junge konnte sich eindeutig an das meiste von dem, was mit ihm geschehen war, *nicht* erinnern. Von allen Beteiligten wußte er wahrscheinlich das wenigste. Sendig war nahe daran, eine Katastrophe auszulösen.

»Hören Sie, Mark«, fuhr Sendig in erregtem, fast schon hysterischem Ton fort, »ich verspreche Ihnen keine Wunder, aber wir werden tun, was wir können. Aber Sie müssen uns helfen - okay?«

»Und wie?« Mark ballte die Hände zu Fäusten. »Ich weiß ja nicht einmal, ob ich mir das alles nur einbilde oder nicht. Vielleicht werde ich einfach verrückt.«

»Unsinn«, sagte Sendig. »Sie sind nicht verrückter als ich. Wir müssen herausfinden, was damals wirklich geschehen ist. Ich fürchte allerdings, Ihr Vater wird uns das nicht freiwillig sagen. Aber das kriegen wir schon hin.«

»Und... Beate?« fragte Mark.

Bremers Herz begann zu hämmern. Er hatte diese Frage befürchtet, von dem Moment an, in dem Sendig das Mädchen das erste Mal erwähnt hatte. Vielleicht geschah die Katastrophe, die er vorausgeahnt hatte, jetzt.

»Ich weiß nicht, wo sie ist«, antwortete Sendig. »Nicht genau. Aber sie ist am Leben, und wir finden sie, das verspreche ich Ihnen. Schließlich ist das unser Job. Und was Ihre Angst angeht, den Verstand zu verlieren, mein lieber Junge, da kann ich Sie beruhigen. Sie haben sich das alles nicht nur eingebildet. Ich kann es Ihnen beweisen.«

Er warf Bremer einen raschen, beinahe beschwörenden Blick zu, dann wandte er sich mit einem gezwungenen Lächeln wieder an Mark. »Der Keller, von dem Sie geträumt haben, Mark - er existiert. Und ich weiß, wo er ist.«

Bremer wußte nicht, wie lange er sich noch beherrschen konnte. Was hatte Sendig vor? Wollte er einfach sehen, wie weit er gehen konnte, oder war er es jetzt, der den Verstand verlor?

»Sie wissen, wo er ist?« fragte Mark erregt. »Wo?«

»Langsam.« Sendig machte eine entsprechende Handbewegung. »Wir bringen Sie hin, das verspreche ich. Aber zuvor verlange ich ein Versprechen von *Ihnen*.«

»Welches?«

»Schließen wir ein Bündnis«, sagte Sendig. »Sie und ich - und Bremer hier - zusammen. Wir finden heraus, was passiert ist. Und wir finden heraus, wie wir Ihnen helfen können.«

Mark sah ihn lange und ernst an, und Bremer spürte, daß es mehr als nur ein Blick war. Etwas geschah in ihm, etwas Gewaltiges und Endgültiges, und als er schließlich nickte, da war es mehr als eine bloße Bewegung. Mit dieser kleinen Geste schlössen Sendig und er einen Pakt für die Ewigkeit. Und Bremer hatte das unangenehme Gefühl, daß er Teil dieses Paktes war, ob er wollte oder nicht.

Er ertrug es nicht mehr. Wäre er noch eine Sekunde länger geblieben, dann hätte er Sendig angeschrien oder ihn niedergeschlagen, und er hätte Mark gesagt, mit wem er es *wirklich* zu tun hatte - nämlich mit einem Mann, der wahrscheinlich gar nicht wußte, was das Wort *Gewissen* bedeutete, und der

um sein Leben redete. Mit einem Ruck stand er auf, eilte zur Tür und stieß sie mit solcher Wucht auf, daß sie zurückförderte und ihn fast getroffen hätte.

Erst als er sich einige Schritte vom Wagen entfernt hatte, kam ihm zu Bewußtsein, wie leichtsinnig er sich verhielt - seine Chancen hätten gerade nicht schlecht gestanden, unversehens in ein Dutzend Gewehrläufe zu blicken. Sie standen seit einer guten Viertelstunde hier. Die rechtmäßigen Besitzer des Krankenwagens hatten vermutlich längst die Polizei alarmiert. Daß sie es mit einer mit herkömmlicher Logik nicht zu erklärenden Bedrohung zu tun hatten, verleitete ihn offenbar dazu, ihre *realen* Verfolger zu vergessen.

Sendig kam hinter ihm aus dem Wagen und zündete sich die letzte Zigarette aus seiner Packung an. Seine Hände zitterten so heftig, daß er sie kaum halten konnte. Er wich Bremers direktem Blick aus, kam aber langsam näher.

»Sind Sie verrückt geworden?« fuhr Bremer ihn an, ehe er auch nur Gelegenheit fand, ein einziges Wort zu sagen.

»Wieso?«

»Wieso?« keuchte Bremer. Er gestikulierte heftig zu der offnenstehenden Tür des Wagens. »Was glauben Sie, was passiert, wenn er herausfindet, daß Sie ihn angelogen haben?«

»Das habe ich nicht«, sagte Sendig ruhig.

»Ach? Sie -«

»Sie meinen den Keller?« Sendig wedelte so heftig mit seiner Zigarette, daß sie eine Spur hellroter Funken hinter sich herzog, die auf halbem Weg zum Boden verloschen. »Ich weiß tatsächlich, wo er ist. Und Sie auch.«

»Ich?«

»Das können Sie doch nicht vergessen haben!« sagte Sendig mit schlecht gespielter Verblüffung. »Wir waren dort, Bremer. Sie und ich und eine Menge anderer.«

Bremer riß ungläubig die Augen auf. »Sie... Sie meinen den Keller -«

»In Sillmanns Labor, genau«, sagte Sendig. »Also, man muß nun wirklich kein Tiefenpsychologe sein, um zu erkennen, daß er von dem Ort träumt, an dem alles angefangen hat. Sie erinnern sich wirklich nicht? Der Tisch, die vielen Kerzen...«

Bremer schwieg betroffen. Natürlich erinnerte er sich. Wie hatte er es vergessen können?

»Und das Mädchen?« fragte er. »Was ist, wenn er herausfindet, daß sie nicht mehr am Leben ist?«

»Ist sie das denn nicht?«

»Sie wissen genauso gut wie ich, daß sie tot ist«, sagte Bremer. »Sie ist in einem der Wagen verbrannt.«

»Wer sagt das?« fragte Sendig. »Mark hat nur erzählt, daß sie sie in den Wagen gezerrt haben. An das, was danach geschehen ist, kann er sich nicht erinnern. Und das sollte auch so bleiben, wenigstens für eine Weile.«

»Früher oder später wird er die Wahrheit herausfinden.«

»Wahrscheinlich«, gestand Sendig. »Aber so gewinnen wir wenigstens etwas Zeit.«

»Zeit wofür?«

»Verdammst noch mal, ich weiß es nicht!« Plötzlich war Sendigs Ruhe wie fortgeblasen. Er warf die Zigarette auf den Boden und stampfte wütend mit dem Absatz darauf. »Ist Ihnen eigentlich klar, womit wir es hier zu tun haben? Haben Sie überhaupt zugehört?! Dieser harmlose arme Junge dort drinnen ist ein *Killer!* Er hat wahrscheinlich an einem einzigen Tag ein halbes Dutzend Leute umgebracht!«

»Es ist nicht seine Schuld«, sagte Bremer.

»Klasse«, antwortete Sendig höhnisch. »Das werde ich auf unsere Grabsteine meißeln lassen: *Esva nicht seine Schuld.* Zum Teufel, Bremer, begreifen Sie doch: Dieser Junge tötet im Schlaf. Vielleicht erinnert er sich wirklich nicht mehr an das, was damals geschehen ist, aber irgend etwas in ihm tut es. Und dieses *Etwas* ist gerade beim Großreinemachen! Er bringt jeden um, der irgendwie mit der Sache damals zu tun hatte. Ich weiß nicht, was dieser Löbach und sein Vater mit ihm gemacht haben, aber er rächt sich dafür. So einfach ist das.«

»Das ist doch völlig verrückt!« widersprach Bremer - obwohl er ganz genau wußte, daß es die Wahrheit war. Er wußte es sogar sehr viel besser als Sendig.

Er bewegte sich zwei Schritte von Sendig und dem Wagen weg und sah sich um. Die Nacht war sternenklar, aber trotzdem sehr dunkel. Die Mauern der aufgelassenen Fabrik erhö-

ben sich absolut schwarz rings um sie herum, und er kam sich eingesperrt vor, gefangen in einer Nacht, die nie wieder enden würde. Noch vor vierundzwanzig Stunden hätte er sich geweigert, auch nur über die bloße *Möglichkeit* nachzudenken, daß es Dinge wie diese geben konnte - und jetzt stand er hier und unterhielt sich ernsthaft mit Sendig darüber, wie sie einen achtzehnjährigen Jungen davon abbringen konnten, sie zu töten, indem er *träumte*.

»Ja«, sagte Sendig. »Wahrscheinlich ist es das sogar. Aber haben Sie eine bessere Idee?«

»Nein«, sagte Bremer. Er starnte in die Dunkelheit vor sich, und für ein paar Sekunden wünschte er sich beinahe, daß der Schatten wiederkäme und es endlich ein Ende hätte.

»Sehen Sie«, sagte Sendig. »Ich auch nicht. Und jetzt steigen Sie ein, und fahren Sie uns zu Sillmanns Fabrik.«

»Und Sie?«

Sendig deutete auf die offenstehenden Hecktüren. »Ich bleibe bei ihm und passe auf, daß er nicht einschläft.«

41. Kapitel

Sillmann hatte angefangen, die Kerzen zu entzünden. Es waren sehr viele - längst nicht mehr so viele wie damals, in jener furchtbaren Nacht, als Petri und er hergekommen waren und Mark schreiend und um sich schlagend inmitten eines Raumes voller Toter und Sterbender vorgefunden hatten, aber immer noch Dutzende, vielleicht Hunderte. Die Polizei hatte den Keller damals versiegelt, und alles war so geblieben, wie es war. Nur ein paar Kleinigkeiten waren verändert worden.

Er tat alles, um diese Änderungen rückgängig zu machen. Er hätte selbst nicht sagen können, warum, aber mit einem Male erschien es ihm ungeheuer wichtig, daß alles hier wieder so war, wie sie es damals vorgefunden hatten. Vielleicht aus dem absurd Gedanken heraus, die Ereignisse sich zwangsläufig wiederholen zu lassen, ganz einfach, indem er die gleichen Voraussetzungen schuf.

Und die Parallelen waren unübersehbar. Das Verhältnis zwischen toten Toten und lebenden Toten war anders - diesmal hatte der barmherzige Tod die Oberhand behalten, während sein dunkler Bruder, der die Körper der Menschen unaugentastet ließ, nur ein einziges Opfer gefunden hatte, aber beide waren sie da. Die Parallelen waren unübersehbar, und vielleicht war es mehr als ein morbider Zufall. Vielleicht war es ein Zeichen.

Berger wimmerte manchmal leise. Sillmann wunderte sich ein wenig, daß er noch lebte. Er verblutete, aber es dauerte viel länger, als er erwartet hatte. Er hätte gerne etwas für ihn getan - nicht aus Mitleid oder gar Schuldgefühl, sondern einfach aus dem Wissen heraus, daß ihm eine Verlängerung seiner Qual keinen Vorteil mehr brachte und auch keine innere Befriedigung. Aber er konnte es nicht. Es konnte es nicht wagen, nach oben zu gehen und Hilfe zu holen, und hier unten hatte er nicht die Möglichkeit, ihm irgendwie zu helfen. Er hätte seine Qualen beenden können, indem er ihn tötete, aber dazu fehlte ihm der Mut.

Und er hatte nicht mehr viel Zeit. Er spürte, daß es bald so weit war. Mark war auf dem Weg hierher, und bis er kam, mußte er bereit sein.

Sillmann schritt von Kerze zu Kerze und zündete die ausgetrockneten Dochte an. Manche zerfielen einfach zu Staub, aber die meisten brannten nach all der Zeit noch überraschend kräftig. Schließlich trat er an den Sekretär, der an der Wand neben der Tür stand, um auch die Kerzen darauf anzuzünden. Es waren nur drei Stück. Zwei brannten sofort, aber die dritte war mürbe geworden - als er sie berührte, fing der Docht zwar Feuer, aber die Kerze zerbrach in zwei Stücke. Flüssiges Wachs tropfte auf das Durcheinander von Papieren und Büchern, das den Sekretär bedeckte, und eines der Blätter begann zu schwelen. Sillmann schlug die Funken rasch mit der bloßen Hand aus und fegte das Blatt zu Boden, um ganz sicherzugehen.

Darunter kam ein aufgeschlagenes Buch zum Vorschein. Es hatte die letzten sechs Jahre verborgen dort gelegen, ebenso wie an jenem Abend, als Petri und er gekommen waren. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, die Papiere beiseite zu räumen, um es anzusehen. Sillmann tat es jetzt. Sein Blick fiel auf die aufgeschlagenen Seiten, verharrte einen Moment darauf, schweifte ab und kehrte dann abrupt zurück.

Für eine kurze Zeit stand er einfach da, starre die engbedruckten Blätter an und dachte nichts. Er konnte es nicht mehr. Ein Gefühl eisiger, lähmender Kälte begann sich in ihm breitzumachen, eine Empfindung, die weit jenseits normalen Entsetzens und vorstellbarer Furcht lag.

»Oh mein Gott!« flüsterte er. »Großer Gott!« Immer und immer wieder.

42. Kapitel

Er hatte sich verschaltet, so daß der Wagen plötzlich und sehr viel heftiger abbremste, als Bremer erwartet hatte. Der Motor heulte auf, und Bremer reagierte überhastet und zum zweiten Mal falsch und hatte um ein Haar zu allem Überfluß auch noch die Lenkung verrissen, so daß der Krankenwagen auf kreischenden Reifen um die Kurve schlingerte. Hinter ihm quietschten Bremsen. Ein greller Lichtreflex huschte über den Rückspiegel, und nur einen Augenblick später schoß ein Wagen an dem Krankentransporter vorüber. Der Fahrer drückte abwechselnd auf Hupe und Lichthupe, aber er fand im Vorbeifahren noch immer Zeit, ihm einen Vogel zu zeigen. Bremer tat so, als hätte er es gar nicht bemerkt, aber er schickte dem Mann in Gedanken eine Entschuldigung hinterher - und sich selbst einen scharfen Verweis. Er zog es vor, lieber nicht darüber nachzudenken, wie nahe die Scheinwerfer im Rückspiegel gewesen waren.

Sendig meldete sich über die Sprechanlage: »Was ist los?«

»Nichts«, antwortete Bremer. »Ich war ein bißchen unaufmerksam. Entschuldigung. Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«

»Im Moment noch«, sagte Sendig.

Täuschte sich Bremer, oder hörte er in seiner Stimme einen nervösen Unterton, der das genaue Gegenteil behauptete? Offensichtlich schon, denn nach einem winzigen Moment des Zögerns fügte Sendig hinzu: »Aber wir sollten uns ein bißchen beeilen.«

Bremer verkniff sich im letzten Moment die Frage, ob irgend etwas mit Mark nicht in Ordnung sei. Sie wäre ziemlich überflüssig gewesen. Die Frage war vielmehr, was mit Mark noch *stimmte*, nicht umgekehrt.

»Wie lange brauchen wir noch?«

»Zehn Minuten«, antwortete Bremer - aber das war eigentlich mehr geraten als eine realistische Schätzung. Er kannte sich in diesem Teil der Stadt nicht besonders gut aus; Berlin war schließlich kein Dorf, und sein Revier lag fast am anderen

Ende. Er war seit Jahren nicht mehr hiergewesen. Außerdem mußte er sich zusammenreißen, wenn er nicht riskieren wollte, daß ihre Fahrt abrupt an einem Baum oder dem Kühlerrgrill eines entgegenkommenden Wagens endete. Der Fehler gerade war vielleicht sein bisher größter gewesen, aber nicht der erste.

»Zehn Minuten«, wiederholte Sendig. »Das ist lang.« Diesmal war der panische Ton in seiner Stimme auch beim besten Willen nicht mehr zu überhören. *Was zum Teufel ging dort hinten vor?* Bremer sah nervös auf den Tachometer. Sie fuhren schon achtzig, selbst in einem Krankenwagen eine ziemlich sichere Methode, von der ersten Polizeistreife angehalten zu werden, der sie begegneten. Vor allem in einem *gestohlenen* Krankenwagen, der mit ausgeschalteter Sirene und ohne Blaulicht fuhr. Bremer berührte die entsprechenden Schalter und korrigierte diese Fehler.

Er konnte Sendigs erschrockenes Keuchen über die Sprech-anlage hinweg deutlich hören. »Bremer, sind Sie verrückt geworden? Was... was tun Sie?«

»Ich verschaffe uns ein bißchen Zeit«, antwortete Bremer. Er gab Gas. Der Wagen beschleunigte auf neunzig, dann auf fast hundert Stundenkilometer. Die heulende Sirene und das zuckende blaue Licht scheuchten den Verkehr vor ihnen zwar zur Seite, aber noch schneller zu fahren wagte er trotzdem nicht.

»Sie verschaffen uns die Aufmerksamkeit der gesamten Berliner Polizei«, stöhnte Sendig.

»Aber die haben wir doch sowieso schon«, antwortete Bremer. Natürlich hatte Sendig recht - es war schon ein kleines Wunder, daß sie überhaupt so weit gekommen waren. Seit sie den Fabrikhof verlassen hatten, war praktisch keine Sekunde vergangen, in der er nicht damit gerechnet hatte, das Blaulicht eines Streifenwagens im Rückspiegel auftauchen zu sehen oder gleich den Scheinwerfer eines Polizeihubschraubers am Himmel. Wie sich die Dinge doch änderten, dachte Bremer spöttisch. Gestern um diese Zeit hatte er noch zu den guten Jungs gehört, und jetzt wurde er von seinen eigenen Kollegen gejagt.

»Wahrscheinlich kommt es darauf auch schon nicht mehr an«, murmelte Sendig. »Also gut - aber wenn Sie schon schnell fahren müssen, dann beeilen Sie sich *wirklich*. Und geben Sie Bescheid, wenn wir uns der Fabrik nähern.«

Er schaltete ab, und Bremer gab noch ein bißchen mehr Gas, allerdings nicht sehr viel. Die Sirene verschaffte ihnen ein wenig Luft, aber sie machte sie nicht unverwundbar. Für die nächsten Minuten mußte er seine gesamte Konzentration darauf verwenden, den Wagen heil durch den Verkehr zu bekommen: eine Aufgabe, die beinahe mehr von ihm verlangte, als er noch zu leisten imstande war. Zu der geistigen Erschöpfung kam nun allmählich auch ganz profane körperliche Müdigkeit. Trotzdem war er irgendwie froh darüber - auf diese Weise mußte er wenigstens für ein paar Minuten nicht über Sendig, Mark und die Schatten nachdenken. Und das, was sie erwartete.

Seine Schätzung war aber trotz allem noch zu optimistisch gewesen. Obwohl er so schnell fuhr, wie er nur konnte, brauchten sie annähernd zehn Minuten, um Sillmanns Fabrik zu erreichen - und dann wäre er um ein Haar noch daran vorbeigerast. Im buchstäblich allerletzten Moment erkannte er die pappelgesäumte Zufahrt wieder und trat so hart auf die Bremse, daß im hinteren Teil des Wagens irgend etwas umfiel und klirrend zerbrach.

Sendig selbst meldete sich eine halbe Sekunde später über die Sprechanlage. »Ich nehme an, das heißtt, daß wir da sind«, sagte er säuerlich.

»Ich sollte Ihnen doch Bescheid sagen, oder?« Bremer kurvete heftig am Lenkrad und brachte das Kunststück fertig, den Wagen doch noch in die Einfahrt zu lenken, ohne die Hälfte der Pappeln auf der linken Seite abzurasieren. »Ist irgend etwas passiert?«

»Nein«, sagte Sendig. »Aber halten Sie trotzdem für einen Moment an. Ich komme nach vorne. Ich will es genießen, wenn wir einen Looping schlagen.«

Bremer bremste behutsam ab. Er ließ das Blaulicht laufen, schaltete aber die Sirene ab und lenkte den Wagen an den rechten Straßenrand. Der Weg war nicht mehr sehr weit, aber

er konnte die Fabrik trotzdem noch nicht sehen. Vor dem dunklen Hintergrund der Nacht erhob sich nur ein Gebirge aus Schatten, das ebensogut fünfzig Meter wie eine Million Meilen entfernt sein konnte. Er wußte, daß Sillmanns Fabrik zum größten Teil in den Gebäuden eines ehemaligen Gutshofes untergebracht war, aber die Schatten dort vorne deckten sich auf eine unheimliche Weise *nicht* mit seinen Erinnerungen. Sie waren zu schwarz und zu groß und sahen auf eine bedrohliche Art fast *organisch* aus, als wäre es etwas Lebendiges, das am Ende der Straße auf sie wartete. Wenn er genau hinsah, konnte er sogar Bewegung erkennen. Der Scharten schien zu fließen, wie ein zäher Ölleck in schwarzem Wasser, und hier und da in dieser klobigen, finsternen Masse funkelten kleine Lichter, die manchmal erloschen, wieder angingen oder auch ihre Positionen veränderten, als wären es tatsächlich Augen, die ihm zublinzelten.

Gerade, als diese Vorstellung die Grenze zwischen *unangenehm* und *angsteinflößend* zu überschreiten drohte, erkannte er, was es wirklich war: Das Fabrikgelände war von einem Ring hoher Bäume umgeben, deren Äste sich im Wind bewegten. So einfach war das.

Bremer lächelte verkrampt. Er war *wirklich* nervös. Aber er hatte wahrscheinlich auch allen Grund dazu.

Wo blieb eigentlich Sendig? Er hatte gesagt, daß er nach vorne kommen wollte, aber sie standen nun schon fast eine Minute hier, und hinten im Wagen rührte sich nichts. Bremer streckte die Hand nach der Sprechtaste aus, ließ den Arm aber dann wieder sinken und stieg statt dessen aus. Rasch umkreiste er den Wagen und öffnete die hintere Tür. »Sendig, wo blei -«

Verblüfft hielt er inne. Sendig drehte ihm den Rücken zu und stand halb über Marks Liege gebeugt da. Seine Schultern verdeckten Marks Gesicht, so daß Bremer nicht sehen konnte, ob er wach war oder schlief, aber dafür sah er etwas anderes: Sendig zog gerade in diesem Moment die dünne Nadel einer Injektionsspritze aus Marks Vene. Als er das Geräusch der Tür hörte, fuhr er erschrocken zusammen und versuchte, mit einer hastigen Bewegung die Spritze verschwinden zu lassen.

»Was tun Sie da?« fragte Bremer scharf.

Sendig stand das schlechte Gewissen ins Gesicht geschrieben. Vollkommen absurd führte er seine Bewegung noch ein kleines Stück weiter und versuchte die Spritze in der Hand zu verbergen. »Er... er hat plötzlich das Bewußtsein verloren«, sagte er stockend. »Vor zwei Minuten. Ich wollte Sie nicht beruhigen, deshalb habe ich nichts gesagt.«

Bremer trat mit einem energischen Schritt in den Wagen hinein, packte Sendigs Hand und verdrehte sie so, daß die Spritze wieder sichtbar wurde. »Was ist das?«

Sendig riß seine Hand los. »Dasselbe, was ihm der Arzt gegeben hat«, sagte er trotzig. »Was dachten Sie denn?«

»Ich wußte gar nicht, daß Sie im Nebenberuf Arzt sind«, erwiderte Bremer. Er sah auf Mark hinab. Der Junge lag wieder schlaff und mit geschlossenen Augen da. Sein Atem ging gleichmäßig, aber sehr flach.

»Das bin ich auch nicht«, sagte Sendig. »Aber ich habe Augen im Kopf. Ich habe mir einfach *gemerkt*, welches Mittel er genommen hat.« Er machte eine Kopfbewegung zu der Schublade hinter sich. »Gott sei Dank ist das hier ein sehr ordentlicher Laden.«

Bremer glaubte ihm kein Wort. Seine Behauptung klang durchaus logisch, und doch: In diesem Moment war Bremer hundertprozentig davon überzeugt, daß Sendig Mark umbringen wollte. Möglicherweise hatte er es schon getan.

»Was hätte ich denn tun sollen?« fuhr Sendig fort. »Er ist plötzlich zusammengebrochen. Sie wissen, was passiert, wenn er einschläft.«

»Ja - da wäre es doch ganz praktisch, wenn er sterben würde, wie?« fragte Bremer kalt.

»Unsinn!« sagte Sendig. »Denken Sie nach, Mann! Wenn ich ihn umbringen wollte, hätte ich das einfacher haben können.« Er atmete tief ein, fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen und sah einen Moment auf Mark hinab, ehe er in leiserem Tonfall fortfuhr: »Außerdem bin ich nicht einmal sicher, daß das etwas ändert. Denken Sie an das Mädchen.«

Seine Worte machten Bremer schlagartig wieder klar, in welcher Lage sie sich *wirklich* befanden. Es spielte wahr-

scheinlich gar keine Rolle, was Sendig *beabsichtigt* hatte oder nicht. Sie durchlebten einen Alpträum, in dem die Gesetze von Ursache und Wirkung nicht mehr unbedingt galten.

Marks linke Hand bewegte sich. Seine Lider zitterten, ohne sich zu heben. Trotzdem begriff Bremer, daß er dabei war, aufzuwachen. Wie es aussah, hatte er Sendig unrecht getan.

»Sehen Sie?« sagte Sendig. »Er wacht auf.«

»Bedauern Sie es?« Bremer starre sein Gegenüber durchdringend an, aber alles, was er außer Nervosität und der noch immer glimmenden Panik in seinen Augen las, war echte Erleichterung, das gleiche Gefühl, das auch er jetzt empfand. Der Gedanke, daß Mark sterben könnte, erschreckte ihn, aber erst im nachhinein wurde ihm wirklich klar, was die Alternative gewesen wäre. Möglicherweise war ein toter Mark Sillmann gefährlicher als ein lebender - aber ein *schlafender* war es ganz bestimmt.

»Entschuldigung«, murmelte er.

Sendig winkte ab. »Vergessen Sie's. Los jetzt. Wir haben genug Zeit verloren.«

43. Kapitel

Fuck it!« brummte Haymar kopfschüttelnd. »Der Kerl muß seinen Führerschein im Lotto gewonnen haben!« Er ließ das Nachtwglas sinken, schüttelte ein paarmal heftig den Kopf und setzte das klobige Instrument dann wieder an. Der elektronische Restlichtverstärker färbte das Bild darin grün und übersteigerte die Konturen ebenso wie die Unterschiede zwischen Licht und Dunkelheit. Der Krankenwagen hob sich in Neon-grün vor einem smaragdfarbenen Hintergrund ab, aber jedesmal, wenn das rotierende Blaulicht ins Bild geriet, schien sich eine dünne, glühende Nadel in seine Augen zu bohren. Das Gerät war nicht richtig eingestellt. Aber wenn er die Empfindlichkeit dämpfte, lief er Gefahr, den Wagen aus den Augen zu verlieren. Sie hatten Befehl, den größtmöglichen Sicherheitsabstand zu halten. Er hatte wenige Sätze mit Berger gewechselt, aber die Worte seines Vorgesetzten hatten an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen. Konkret waren sie sogar *sehr viel* deutlicher gewesen, als Haymar sich gewünscht hätte. Einen zweiten Fehler wie den vorhin würde Berger ihm nicht durchgehen lassen. Wenn er den Wagen verlor oder die Polizisten bemerkten, daß sie verfolgt wurden, würde seine Arbeit in Zukunft darin bestehen, Papier in Reißwölfe zu stopfen.

»Was tun sie da?« fragte Brauss, der neben ihm hinter dem Steuer saß und vergeblich versuchte, den Krankenwagen mit bloßem Auge zu erkennen. Sie waren einen guten Kilometer an der Abzweigung vorbeigefahren, ehe Haymar ihm bedeutet hatte, zu wenden und anzuhalten. Selbst das Blaulicht war nur als gelegentliches Funkeln zwischen den Bäumen zu erkennen, die die Zufahrt zu Sillmanns Fabrik säumten. Haymar überlegte einen Moment, ob er überhaupt antworten sollte. Brauss war ebenso neu wie der Wagen, in dem sie saßen; und so wie er gehörte er eindeutig zur zweiten Garnitur, zu den Leuten, die völlig zu Recht Papier in Reißwölfe stopften. Haymar wäre sehr viel wohler gewesen, wenn er einen *wirklich* guten Mann neben sich gewußt hätte. Leider

war im Moment keiner greifbar -was von der ersten Garnitur in dieser Stadt noch übrig war, das waren er und Bergers persönliche Wache. Der Rest lag zu Asche verbrannt in einer schäbigen Gasse auf der anderen Seite der Stadt.

Schließlich antwortete er doch. »Ich habe keine Ahnung. Wahrscheinlich sprechen sie sich gegenseitig Mut zu... Verdammt, fahrt endlich weiter!« Den letzten Satz hatte er geflüstert, aber er kam von Herzen. Sie und die beiden anderen Einheiten, die im Abstand von fünfhundert Metern vor und hinter ihnen angehalten hatten, taten ihr Bestes, um den Wagen abzuschirmen, aber sehr lange würde die Geschichte nicht mehr gutgehen. Haymar wunderte sich sowieso immer mehr, daß die beiden in dem Wagen dort drüben bisher noch nichts gemerkt hatten. Die größte Schwierigkeit während dieser Fahrt quer durch die Stadt war nicht gewesen, von Sendig und Bremer unbemerkt zu bleiben. Sie hatte darin bestanden, dafür zu sorgen, daß ihnen nicht auffiel, daß niemand versuchte, sie anzuhalten. Es gab etliche tausend Polizeibeamte in dieser Stadt. Sie konnten sie nicht alle im Auge behalten. Früher oder später würde garantiert irgendein übereifriger Streifenpolizist auftauchen und den gestohlenen Krankenwagen erkennen, nach dem die ganze Stadt suchte.

Er beobachtete, wie die Fahrertür des Krankenwagens aufgestoßen wurde, eine Gestalt ins Freie sprang und verschwand. Ein Teil des Bildes glühte in hellem Grün auf, als die Türen geöffnet wurden und Licht aus dem Inneren des Krankenwagens ins Freie fiel. Haymar fluchte, ließ hastig das Glas sinken und fuhr sich mit den Handknöcheln über die Augen.

»Warum schnappen wir uns die beiden nicht einfach?« fragte Brauss. »Es sind doch nur zwei dämliche Bullen.«

Haymar schluckte die zynische Antwort herunter, die ihm auf der Zunge lag. Brauss konnte schließlich nichts dafür, daß er ein Idiot war. »Tun Sie sich keinen Zwang an«, sagte er. »Aber sagen Sie mir rechtzeitig Bescheid, damit ich nicht in der Nähe bin, wenn Sie Berger davon erzählen. Wir sollen sie *beobachten*, mehr nicht.«

Vor seinen Augen tanzten keine Lichtpunkte mehr. Vorsichtig setzte er das Glas wieder an und sah hindurch, nachdem

er die Empfindlichkeit der Elektronik ein wenig gesenkt hatte. Er konnte den Krankenwagen jetzt nur noch als Schermen erkennen, aber die Straße, auf der er stand, führte nur in eine Richtung, und er wußte, was an ihrem Ende lag, so daß kaum noch die Gefahr bestand, den Wagen zu verlieren. Das Licht, das aus den offenstehenden Hecktüren des Wagens fiel, war noch immer unangenehm hell, aber es tat jetzt wenigstens nicht mehr weh.

»Außerdem sollten Sie diese *dämlichen Bullen* nicht unterschätzen«, fuhr er leise fort. »Sie sind nicht ganz so - «

Brauss drehte den Kopf und sah ihn stirnrunzelnd an, als er mitten im Satz stockte. »Ja?«

Haymar blickte konzentriert durch sein Glas. Für einen Moment hatte er geglaubt, etwas zu sehen, irgend etwas... sehr Sonderbares und Großes, das sich hinter dem Krankenwagen bewegte. Aber er mußte sich wohl getäuscht haben. Mit zusammengebissenen Zähnen stellte er den Empfindlichkeitsregler wieder auf die höchste Stufe, obwohl ihm das Licht aus dem Wagen dadurch beinahe die Tränen in die Augen trieb, aber da war nichts Außergewöhnliches.

»Was ist?« fragte Brauss noch einmal.

»Nichts.« Haymar ließ das Glas sinken und blinzelte ein paarmal, um seine Augen wieder an die veränderten Lichtverhältnisse zu gewöhnen. Er war jetzt ganz sicher, *nichts* gesehen zu haben, und das, was er sich eingebildet hatte, hatte nicht einmal eine klar erkennbare Form gehabt. Es war nur eine Art Schatten. Wieso beunruhigte es ihn dann so?

»Ich habe mich geirrt«, sagte er - so laut und mit solchem Nachdruck, als müsse er nicht nur Brauss, sondern vielmehr sich selbst davon überzeugen. »Und was diese *dämlichen Bullen* angeht, Brauss - unterschätzen Sie sie nicht.«

Er sah Brauss bei diesen Worten scharf an, aber dessen Reaktion verriet nicht, ob er wußte, was Haymars Kollegen zugeschlagen war. Wahrscheinlich nicht. Es gehörte nicht zu Bergers Politik, jeden seiner Mitarbeiter sofort und umfassend über alles zu informieren. Schon gar nicht über Fehlschläge. Oder Katastrophen. Die einzige Bestätigung seiner Worte kam von seinem rechten Bein. Es war nicht gebrochen, wie er

im ersten Moment fast befürchtet hatte, aber es tat noch immer weh. Nun, was das anging, würde er sich zu gegebener Zeit mit diesem Bremer noch einmal unterhalten...

»Ich glaube, sie fahren weiter«, sagte Brauss. Er deutete auf das blaue Funkeln, das in regelmäßigen Abständen zwischen den Bäumen aufblitzte, und griff gleichzeitig nach dem Zündschlüssel. Haymar hob rasch die Hand.

»Warten Sie. Noch nicht.« Gleichzeitig setzte er das Fernglas wieder an.

Haymar schrie gellend auf. Etwas raste auf ihn zu, etwas Gigantisches, Schwarzes, mit Schuppen und glänzenden Krallen und einem gewaltigen, gierig aufgerissenen Maul und Augen, in denen das Feuer der Hölle loderte. Es war das *Ding*, das er hinter dem Krankenwagen gesehen hatte, aber plötzlich war es nicht mehr dahinter, nicht einmal mehr auf der anderen Seite der Straße, sondern unmittelbar vor ihm, als hätte es sämtliche Gesetze der Physik außer Kraft gesetzt und wäre in einem Moment dort verschwunden und im nächsten im Inneren des Fernglases wieder aufgetaucht. Mörderische Klauen streckten sich nach Haymar aus. Er spürte einen heißen, übelriechenden Hauch. Zähne wie geschliffene spitze Dolche schnappten nach seinem Gesicht.

Mit einer entsetzten Bewegung riß er das Fernglas herunter.

Brauss hatte sich neben ihm kerzengerade aufgerichtet und instinktiv nach seiner Waffe gegriffen. »Was ist los?« fragte er alarmiert. »Was haben Sie?!!«

Haymar atmete mühsam ein und aus. Sein Herz jagte, und seine Finger zitterten plötzlich so stark, daß er Mühe hatte, das Fernglas zu halten. Die Straße vor ihm war leer. Da war kein Ungeheuer. Weder hier noch dort drüben zwischen den Bäumen. »Ich habe mich nur erschrocken. Es war nichts.«

Beinahe gegen seinen Willen sah er auf den Feldstecher in seinen Fingern hinab, dann wieder zu dem winzigen blauen Licht drüben zwischen den Bäumen. *Nichts?* dachte er hysterisch. Das war alles gewesen, nur nicht *nichts*.

»Erschrocken?« fragte Brauss ungläubig. »Wovor? Sie —«

»Ich sagte doch, es war nichts«, unterbrach ihn Haymar grob. »Und jetzt fahren Sie endlich los! Aber vorsichtig.«

44. Kapitel

Was machen wir, wenn sie uns nicht durchlassen?«

fragte Bremer, während er um den Wagen herumging und die Tür auf der Beifahrerseite öffnete. Er hatte ganz automatisch wieder hinter dem Steuer Platz nehmen wollen, aber Sendig hatte abgewinkt Aus irgendeinem Grund wollte er das letzte Stück nicht nur vorne mitfahren, sondern *selbst* das Steuer übernehmen. Bremer konnte sich nicht erklären, wieso - aber er hatte das Gefühl, daß ihm die Antwort nicht besonders gefallen hätte, hätte er sie gekannt. Sendig war ganz in der Stimmung, etwas sehr Dummes zu tun. Noch während er sich auf den Beifahrersitz hinaufzog und die Tür schloß, spielte er ernsthaft mit dem Gedanken, einfach darauf zu bestehen, selbst zu fahren. Aber er sprach diesen Wunsch nicht laut aus. Sendig war noch immer sein Vorgesetzter. Das hieß - mit ziemlicher Sicherheit war er es nicht mehr, aber die alten Spielregeln von Gehorchen und Befehlen funktionierten noch immer. Niemand legte eine zwanzig Jahre alte Gewohnheit innerhalb weniger Stunden einfach so ab.

»Was sollen wir schon tun?« Sendig drehte einen Moment vergebens am Zündschlüssel, bis er begriff, daß sie in einem betagten Diesel saßen, und den Daumen auf den Startknopf preßte. Der Motor sprang sofort an. »Sie wissen doch, wie das in amerikanischen Krimis läuft, oder? Wir brechen durch das Tor. Was sonst?«

»Ich finde das nicht im geringsten komisch«, sagte Bremer. Das entsprach der Wahrheit. Er war nicht nur im Zweifel - er war *ziemlich sicher*, daß Sendig diese Worte ernst meinte.

»Ich auch nicht. Entschuldigen Sie.« Sendig legte den Gang ein, fuhr aber noch nicht los. Sein Blick tastete durch die Fahrerkabine und blieb an einem Punkt hinter und über Bremer hängen. »Wie ich schon sagte - gottlob ist das hier ein sehr ordentlicher Haushalt. Geben Sie mir eine davon.«

Bremer sah in die gleiche Richtung und entdeckte zwei signalrote Jacken, die an einem Haken hinter ihm hingen. Er

tat, worum Sendig ihn gebeten hatte, und gab ihm eines der Kleidungsstücke. Sendig nahm den Gang wieder heraus und begann umständlich, die Jacke über seinen Mantel zu streifen, ein Vorhaben, das hinter dem Steuer des Wagens nahezu zu einem akrobatischen Kunststück geriet. Das Ergebnis sah einigermaßen lächerlich aus. Die Jacke war Sendig um mindestens drei Nummern zu groß, und man sah deutlich, daß er darunter einen Mantel und ein zweites Jackett trug. Diese Verkleidung würde nicht einmal einem flüchtigen Blick standhalten, geschweige denn irgend jemanden täuschen. Trotzdem schlüpfte er nach kurzem Zögern selbst in die zweite Jacke - und stellte fest, daß sie ihm viel zu klein war.

»Tauschen wir?« fragte er.

»Wozu?« Sendig bedachte Bremer mit einem breiten Grinsen, legte den Gang wieder ein und ließ den Wagen langsam losrollen. »Das lohnt nicht. Außerdem - da fühlt man sich doch wieder richtig jung, oder? Wie damals beim Bund. Einheitsgröße - und paßt! Waren Sie bei der Bundeswehr, Bremer?«

»Nein«, antwortete Bremer einsilbig. Sendigs Verhalten irritierte ihn immer mehr. Er hatte Verständnis dafür und erwartete sogar, daß er nervös war und Angst hatte — aber Sendig benahm sich vollkommen verrückt. Zum ersten Mal fragte er sich allen Ernstes, ob Sendig vielleicht tatsächlich den Verstand verloren hatte.

»So, Sie haben nicht gedient?« Sendig schüttelte in gespielter Empörung den Kopf. »Ich bin erschüttert.«

Bremer sah ihn durchdringend an. »Ist mit Ihnen alles in Ordnung?« fragte er.

»Alles in Ordnung?« Sendig grinste noch breiter. »Natürlich ist mit mir alles in Ordnung. Was soll denn nicht stimmen?«

Bremer schwieg, und auch Sendig war einige Sekunden lang still. Aber als er weitersprach, war sein Lächeln irgendwie eingefroren und sah aus wie die geschminkten Züge eines Harlekins. »Nein, es ist nicht alles in Ordnung. *Ganz und gar nichts* ist in Ordnung, Bremer. Ich habe eine verdammte Scheißangst.«

Bremer hätte ihn gerne gefragt, wovor, aber es war zu spät. Die Einfahrt der Fabrik tauchte im Scheinwerferlicht auf, und Bremer sah, daß zumindest *eine* seiner Sorgen unbegründet gewesen war - das schmiedeeiserne Rolltor stand weit offen. In dem kleinen Pförtnerhäuschen daneben brannte das trübe Licht einer almodischen Schreibtischlampe, aber der Pförtner selbst war bereits aus seiner Loge herausgetreten und leuchtete mit einer Taschenlampe in ihre Richtung. Wahrscheinlich hatte er sie schon bemerkt, als sie von der Straße abgebogen waren, und sich gewundert, warum sie mit laufendem Blaulicht noch einmal auf halbem Wege angehalten hatten.

Sendig trat leicht auf die Bremse, schaltete das Blaulicht aus und kurbelte gleichzeitig das Fenster auf seiner Seite herunter. »Sagen Sie nichts, Bremer«, sagte er. »Ich regle das.«

Er bremste weiter ab und hielt unmittelbar neben dem Pförtner an. Der Lichtstrahl der Taschenlampe richtete sich für einen Moment direkt auf sein Gesicht und erlosch, als Sendig die Hand hob und übertrieben blinzelte. Bremer hörte, wie der Pförtner näher kam. Sehen konnte er ihn nicht, dazu war es zu dunkel draußen. Alles, was er wahrnahm, war ein gesichtsloser Schatten.

»Guten Abend«, sagte der Pförtner. Seine Stimme verriet, daß er schon ziemlich alt sein mußte. »Was ist denn los? Ist was passiert? Ich habe euch nicht gerufen, und -«

»Es ist nichts passiert«, unterbrach ihn Sendig. »Keine Angst - wir sind nicht im Einsatz. Direktor Sillmann hat uns angerufen. Ist er hier?«

»Direktor Sillmann?« Der Pförtner kam noch näher und stand nun unmittelbar neben der Tür, so daß Bremer sein Gesicht nun erkennen konnte. Er war so alt, wie er erwartet hatte, und sah sehr verwirrt aus, aber auch ein bißchen mißtrauisch. Wahrscheinlich war ihm Sendigs Aufzug bereits aufgefallen. Bremer betete, daß die bloße Autorität des Krankenwagens ausreichen möchte, ihn nicht *zu* intensiv über dessen sonderbare Insassen nachdenken zu lassen.

»Er erwartet uns«, bestätigte Sendig. »Ist er schon da?«

»Ange...« Der Pförtner stockte mitten im Wort. Sein Gesicht hellte sich auf. »Jetzt versteh ich. Natürlich ist er da -

entschuldigen Sie. Er wartet schon *auf* Sie. Tut mir leid - ich habe die anderen durchgelassen, aber ich wußte nicht, daß noch jemand kommt. Was ist denn eigentlich los?«

Sendig ignorierte die Frage. »Wo finden wir ihn?«

»Im Labor.« Der Pförtner schaltete seine Lampe wieder ein und deutete mit dem Lichtstrahl nach rechts. Bremers Blick folgte der Geste. Das Gebäude, auf das der Mann wies, war zu weit entfernt, um mehr als ein Schatten zu sein, aber hinter einer offenstehenden Tür im Erdgeschoß brannte Licht. Ein Stück daneben war ein Wagen abgestellt. »Sehen Sie die Tür? Einfach den Gang bis zum Ende und dann die Treppe hinunter. Normalerweise ist abgeschlossen, aber wenn der Herr Direktor Sie erwartet, ist die Tür bestimmt auf. Wenn nicht, rufen Sie mich. Ich habe einen Hauptschlüssel.«

Sendig bedankte sich, drehte das Fenster wieder hoch und fuhr weiter. Die Scheinwerferstrahlen beschrieben einen asymmetrischen Viertelkreis vor ihnen auf dem Boden, als er den Wagen durch das Tor und dann nach rechts lenkte, und wurden länger, als er aufblendete. Die offenstehende Tür im Laborgebäude verlor deutlich an Leuchtkraft, aber dafür sah Bremer, daß hinter dem Wagen, der daneben abgestellt war, ein zweites Fahrzeug stand: ein auffälliger schwarzer Mercedes mit abgedunkelten Scheiben und einer sonderbaren, wie ein Bumerang geformten Antenne auf dem Kofferraumdeckel. Das mußten die anderen sein, von denen der Pförtner gesprochen hatte.

Auf der anderen Seite des Wagens mit der seltsamen Kofferraumverzierung lehnte ein Mann. Er trug einen dunklen Anzug und rauchte. In der linken Hand hielt er etwas, das Bremer nicht genau erkennen konnte, von dem er aber ziemlich sicher war, daß es sich um ein Walkie-talkie handelte. Als das Licht den Wagen erfaßte, erschien sein Schatten riesig und verzerrt an der weißgestrichenen Wand hinter ihm. Er drehte den Kopf und sah blinzelnd in ihre Richtung, machte aber keine Anstalten, vom Kotflügel des Wagens herunterzgleiten, auf dem er halb saß, halb lehnte.

Sendig gab ein wenig mehr Gas. Er fuhr nicht sehr schnell, aber sie waren auch keine zehn Meter mehr von den beiden

Wagen entfernt. Wenn er es nicht unbedingt darauf anlegte, die Bremsen des Krankenwagens zu testen, sollte er vielleicht allmählich wenigstens aufhören, Gas zu geben, dachte Bremer.

»Nicht so schnell«, sagte er.

Aber Sendig bremste nicht ab, sondern grinste plötzlich wieder - und trat das Gaspedal mit einem Ruck bis zum Anschlag durch.

Der Motor unter Bremers Füßen heulte auf. Der Wagen machte einen regelrechten Satz, überwand die verbliebenen fünf oder sechs Meter im Bruchteil einer Sekunde und krachte mit solcher Wucht in die Hanke des Mercedes, daß Bremer nach vorne geschleudert wurde und erst im letzten Moment die Arme vor das Gesicht riß, um sich nicht am Armaturenbrett die Zähne einzuschlagen. Glas splitterte, und beide Scheinwerfer des Krankenwagens erloschen im gleichen Augenblick. Der Mercedes wurde ein Stück in die Höhe gehoben und drohte beinahe umzukippen, dann stürzte er mit einem schmetternden Schlag zurück, wobei er die Stoßstange und einen guten Teil der Motorhaube des Krankenwagens abriß.

Bremer hatte den größten Teil des Aufpralles irgendwie abgefangen, ohne dabei ein paar Zähne einzubüßen oder sich die Handgelenke zu brechen; aber die verbliebene Wucht war noch immer groß genug, ihn vom Sitz zu reißen und zu Boden zu schleudern. Benommen blieb er einige Augenblicke liegen. Als er sich wieder in die Höhe stemmte, kroch Sendig ebenfalls gerade unter dem Lenkrad hervor. Er hatte weniger Glück gehabt und blutete heftig aus der Nase, grinste aber trotzdem wie ein Schuljunge, dem ein besonders lustiger Streich gelungen war.

»Ups!« sagte er. »Wie ungeschickt von mir!«

»Sind... sind Sie verrückt geworden?« keuchte Bremer.

Sendig lachte, riß die Tür auf und sprang aus dem Wagen. Bremer vergeudete eine halbe Sekunde damit, ihm fassungslos nachzustarren, dann drehte er sich hastig herum und stieß die Tür auf der anderen Seite auf. So schnell er nur konnte, stolperte er hinter Sendig her, holte ihn aber trotzdem erst ein,

als er den halbzertrümmerten Mercedes bereits umrundet hatte.

Der Mann, der auf dem Kotflügel gesessen hatte, lag jetzt stöhnen neben dem Wagen auf den Knien und hielt sich das Gesicht. Er blutete heftig aus Mund und Nase. Sendig rannte auf ihn zu, hielt abrupt an und sah einen Herzschlag lang wortlos - aber sichtlich amüsiert - auf ihn hinunter.

»Na so was!« sagte er kopfschüttelnd. »Sind euch die BMWs ausgegangen?«

Der Verletzte hob mühsam den Kopf und sah zu ihm hoch. Er blutete heftig aus Mund und Nase, und wahrscheinlich hatte er auch noch andere, schlimmere Verletzungen, denn sein Gesichtsausdruck spiegelte nur vollkommenes Unverständnis und Schmerz. Dann blitzte etwas in seinen Augen auf, aber die Erkenntnis kam zu spät. Noch immer grinsend streckte Sendig blitzschnell die Hand aus, grub die Finger in sein Haar und knallte seine Stirn so heftig gegen den Kotflügel, daß der Wagen um eine weitere Delle bereichert wurde. Der Mann verdrehte die Augen und sank bewußtlos zu Boden, als Sendig seine Haare losließ.

»Sendig!« keuchte Bremer. »Sind Sie wahnsinnig?!« Instinktiv trat er auf Sendig zu, hob die Arme, wie um ihn zu packen - und erstarrte mitten in der Bewegung. In Sendigs Hand lag plötzlich wieder die Pistole. Und sein Lächeln war wie weggeblasen.

»Behalten Sie die Nerven, Bremer«, sagte er. »Wir haben jetzt wirklich keine Zeit für Gefühlsduseleien. Holen Sie den Jungen.«

»Gefühlsduseleien?« Bremer starnte aus vor Schrecken geweiteten Augen auf den bewußtlosen Mann zu Sendigs Füßen hinunter. »Sind Sie verrückt? Sie hätten ihn umbringen können!«

»Und?« fragte Sendig. »Sind Sie so naiv, oder tun Sie nur so, Bremer? Glauben Sie im Ernst, daß die uns am Leben lassen, wenn sie uns zu fassen kriegen? Bestimmt nicht! Und jetzt holen Sie endlich den Jungen. Wir müssen weg hier. Wahrscheinlich sind noch einige mehr von diesen Kerlen in der Nähe!«

Bremer fühlte sich für einen Moment wie vor den Kopf geschlagen. Sendigs völlig überraschende Brutalität schockierte ihn, aber zugleich begriff er auch, daß er wahrscheinlich recht hatte. Wenn das, was Sendig ihm über die Drogे und Sillmanns geheimnisvolle Beschützer erzählt hatte, die Wahrheit war, dann stand hier mittlerweile zuviel auf dem Spiel, als daß sie noch Rücksicht auf zwei kleine Polizeibeamte nehmen würden, vor allem dann nicht, wenn sie sich als lästige Mitwisser entpuppten. Hätte er auch nur einen Moment lang über diese Frage nachgedacht, dann wäre er wahrscheinlich von selbst darauf gekommen - aber aus irgendeinem Grund hatte er das bisher nicht getan. Wahrscheinlich, weil er es gar nicht wissen wollte.

»Los schon!« sagte Sendig ungeduldig. »Wir haben wahrscheinlich nur ein paar Minuten!«

Bremer drehte sich widerwillig herum und ging ein paar Schritte, aber dann rannte er zum Krankenwagen zurück. Er war plötzlich sehr zornig, vor allem auf sich selbst. Er hätte wissen müssen, daß es so oder so ähnlich enden würde - verdammt, er hatte es gewußt. Wieso hatte er es zugelassen? Mit einer viel zu heftigen Bewegung riß er die Türen auf und sprang in den Wagen hinein.

Auch die Innenbeleuchtung war ausgefallen, so daß er im ersten Moment kaum etwas sah. Immerhin erkannte er, daß Mark sich aufgerichtet hatte und vornübergesunken auf der Trage saß. Er stöhnte leise, hob aber den Kopf, als er Bremer bemerkte, und sah ihn an. »Was... was ist passiert?«

»Nichts«, antwortete Bremer hastig. »Ein kleiner Unfall, nichts Schlimmes. Ist Ihnen etwas passiert?«

Mark schüttelte den Kopf. Er versuchte aufzustehen, aber er war so schwach, daß es ihm ohne Bremers Hilfe nicht gelang. »Sind wir... da?« fragte er stockend.

»Ich glaube«, antwortete Bremer. Dann fügte er, hörbar (wenn auch gelogen) überzeugter hinzu: »Ja. Noch ein paar Schritte. Können Sie gehen?«

»Ja«, behauptete Mark. Es gelang ihm tatsächlich, einen Fuß vor den anderen zu setzen und sich zur Tür zu schleppen, aber nur, weil Bremer ihn dabei stützte. An der Tür ange-

kommen, ergriff Bremer ihn kurzerhand unter den Armen und setzte ihn einen halben Meter tiefer wie ein Kind zu Boden. Mark stöhnte. Die Berührung mußte an seinem verletzten Arm höllische Schmerzen verursachen.

Bremer sprang hinter ihm aus dem Wagen, nahm kurz entschlossen seinen unverletzten Arm und legte ihn sich über Schultern und Nacken. Er hätte ihn getragen - der Junge war zwar groß, wog aber nicht besonders viel - und wäre auf diese Weise bestimmt schneller vorangekommen, aber er war ziemlich sicher, daß Marks Stolz das nicht zugelassen hätte, ganz gleich, wie elend er sich auch fühlte. So stützte er ihn, so gut er konnte, schlang den linken Arm um seine Hüfte und hakte die Finger unter seinen Gürtel, um auf diese Weise noch einen Teil seines Gewichts abzufangen.

Mark zitterte vor Anstrengung und Schmerz, als sie den zertrümmerten Mercedes umrundeten. Bremer sah, daß Sendig mittlerweile die Tür des Wagens geöffnet und den Bewußtlosen auf den Beifahrersitz verfrachtet hatte. Er fragte sich, warum, verschwendete aber keine Zeit auf diese Frage, sondern fuhr Sendig grob an: »Helfen Sie mir, verdammt noch mal!«

Sendig tauchte rückwärts wieder aus dem Wagen auf, aber er rührte keinen Finger, um Bremer zu helfen, sondern musterte nur Mark, auf eine Weise, die Bremer einen eisigen Schauer über den Rücken jagte. »Wie fühlen Sie sich?« fragte er. »Geht es?«

»Das ist die dämlichste Frage des Tages«, sagte Bremer wütend. »Helfen Sie mir, zum Teufel! Sie sehen doch, daß er gleich zusammenbricht.«

»Das ist... nicht nötig«, sagte Mark schwach. »Wirklich, ich... ich fühle mich schon besser.«

Um seine Worte zu beweisen, nahm er die Hand von Bremers Schulter und versuchte, aus eigener Kraft zu stehen. Es gelang ihm nicht ganz; er mußte sich gegen den Kotflügel des Wagens lehnen, um nicht zu stürzen. Aber er hatte trotzdem recht - er war schon weitaus kräftiger als drinnen im Wagen, und Bremer konnte regelrecht *sehen*, wie er sich erholt. Es war das zweite Mal innerhalb kurzer Zeit, und diesmal wirkte es noch unheimlicher.

»He, was ist denn da los?« Der Pförtner kam mit weit ausgreifenden Schritten herangestürmt. Sein Gesicht war eine einzige Maske der Empörung. »Was treibt ihr denn da? Was ist los?«

Er blieb abrupt stehen, als er nahe genug war, um die beiden ineinander verkeilten Wagen richtig zu erkennen. Seine Augen weiteten sich. »Aber das... Was habt ihr denn nur gemacht?«

»Nichts«, antwortete Sendig. »Ein kleiner Unfall. Es ist alles in Ordnung, danke. Nichts passiert.«

»Nichts passiert?!« keuchte der Mann. Dann schlug der Ausdruck von Fassungslosigkeit auf seinen Zügen in jähes Erschrecken um. »He - ihr... ihr seid überhaupt keine Sanitäter. Hier stimmt doch was nicht!«

»Ich sagte doch, es ist alles in Ordnung«, wiederholte Sendig. Er wandte sich dem Mann vollends zu, und diesmal hielt seine Verkleidung nicht einmal mehr einem flüchtigen Blick stand. Unter der viel zu großen orangeroten Jacke sah die Hälfte seines Mantels hervor, und er hielt immer noch die Pistole in der linken Hand.

»Ihr... ihr seid gar keine Sanitäter!« wiederholte der Pförtner hysterisch. »Hier ist doch was faul. Ich... ich rufe die Polizei!«

»Tun Sie das«, riet ihm Sendig. »Aber verschwinden Sie endlich.«

Er hob seine Waffe, nicht einmal sehr weit, vielleicht um zehn Zentimeter, so daß sie noch lange nicht auf sein Gegenüber deutete, aber die Bewegung reichte trotzdem, den Mann aus seiner Erstarrung zu reißen. Er keuchte erschrocken, ließ die Taschenlampe fallen und stürmte davon.

»Los jetzt!« sagte Sendig. »Bremer!«

Bremer verstand. Ohne auf Marks schwache Proteste zu achten, ergriff er ihn wieder auf die gleiche Art wie gerade und zog ihn auf die offenstehende Tür des Laborgebäudes zu. Sendig folgte ihnen in einem Schritt Abstand, sah sich aber im Laufen immer wieder um. Von irgendwelchen Verfolgern war noch nichts zu sehen, aber daß sie niemanden sahen, mußte nicht bedeuten, daß sie nicht *gesehen wurden*. Außerdem

wurde in der Fabrik gearbeitet. Hinter einigen Fenstern brannte Lacht, und Bremer hörte das Geräusch ferner laufender Maschinen, Er ertappte sich bei dem Gedanken, daß es ein Fehler gewesen war, den Pförtner gehen zu lassen. Er machte sich keine Sorgen darum, daß er die Polizei rief - was immer dort unten im Keller auf sie wartete, sie würden garantiert zu spät kommen, um noch irgend etwas zu ändern -, aber er hatte wenig Lust, sich mit einem Dutzend aufgebrachter Arbeiter herumzuschlagen, die ihre helle Freude daran hatten, zwei vermeintliche Einbrecher auf frischer Tat zu schnappen.

Kurz bevor sie die Tür erreichten, blieb Mark plötzlich stehen. Bremer spürte, wie er sich für einen Sekundenbruchteil verstiefe und dann am ganzen Leib zu zittern begann. »Was ist los?« fragte er erschrocken.

»Sie... sie kommen«, murmelte Mark. »Sie kommen hierher!«

Bremer sah sich instinktiv erschrocken um. Der Pförtner verschwand gerade in diesem Moment in seinem Torhäuschen, aber der Hof war immer noch leer. »Wer?« fragte er.

»Sie kommen«, wiederholte Mark. »Sie... sie kommen mich wieder holen.«

45. Kapitel

Haymar gab auf. Mit einer Wucht, die das eigentlich sehr stabile Plastikgehäuse knirschen ließ, rammte er das Funkgerät in den Halter am Armaturenbrett zurück.

»Meldet er sich nicht?« fragte Brauss.

Nein, dachte Haymar wütend. *Das ist es nicht, Idiot. Ich habe aus purer Langeweile ungefähr fünfundzwanzig Mal versucht, den Wagen zu erreichen, und immer im letzten Moment abgeschaltet.* Irgendwann in nicht mehr allzu ferner Zukunft würde er Brauss beiseite nehmen und sich mit ihm von Mann zu Mann unterhalten. Und sollte Brauss danach noch in der Lage sein, seinen derzeitigen Beruf auszuüben, würde er sich garantiert einen anderen Partner suchen.

»Irgendwas stimmt da nicht«, murmelte Brauss. »Jetzt haben sie auch das Licht ausgeschaltet. Wir sollten nachsehen.«

»Kommt nicht in Frage«, erwiderte Haymar. »Berger war ziemlich eindeutig. Wir beobachten, mehr nicht. Bis wir andere Befehle bekommen«, fügte er mit einer Kopfbewegung auf das Funkgerät hinzu, mit dem er seit gut fünf Minuten vergeblich versucht hatte, genau diese anderen Befehle zu hören. Oder wenigstens irgend etwas.

Das schlimmste war, daß er Brauss insgeheim recht geben mußte. Irgend etwas stimmte dort vorne auf dem Fabrikgelände wirklich nicht. Haymar arbeitete jetzt seit annähernd zehn Jahren für die Abteilung und für Berger, und wenn er eines über seinen Chef wußte, dann, daß er ein Sicherheitsfanatiker war. Er ging nie ohne seine drei Bodyguards aus dem Haus, und er ließ prinzipiell einen der Männer als Eingreifreserve zurück - und ein eingeschaltetes Funkgerät. Den Apparat nicht ununterbrochen empfangsbereit und die Ohren auf weniger als hundertfünfzig Prozent Aufmerksamkeit zu haben war eine ziemlich sichere Methode, am nächsten Tag *nicht* mehr als Leibwächter des Chefs zu arbeiten. Haymar war es vor nicht allzu langer Zeit genauso gegangen.

Jetzt meldete sich der Posten seit fünf Minuten nicht mehr.

Brauss hatte recht. Irgendwas war faul. Trotzdem sagte er noch einmal: »Wir warten.«

Er sah seinem jungen Kollegen an, wie gerne er widersprochen hätte. Daß er es nicht tat, lag einzig an seinem - Haymars - Ruf. Er stand in der Hackordnung der Abteilung noch ein gutes Stück unter Berger, aber er war dafür bekannt, das, was er an Brutalität und Streitlust zuviel hatte, mit einem Mangel an Geduld zu kompensieren. Haymar wußte, daß ihn einige seiner Kollegen für einen Psychopathen hielten, aber das empfand er eher als Kompliment - solange niemand den Fehler beging, es ihm ins Gesicht zu sagen, allerdings.

Aber Brauss mußte entweder mutiger - oder noch dümmer - sein, als Haymar erwartet hatte, denn nach einigen weiteren Sekunden sagte er: »Und was ist, wenn sie verschwinden?«

»Wohin denn?« fragte Haymar abfällig. Er teilte zwar Brauss' Sorge, daß dort vorne irgend etwas schiefgegangen sein könnte, aber nicht die, daß Sillmann und diese beiden Polizisten ihnen entkamen. Es gab nur diesen einen Weg in die Fabrik hinein oder heraus, und den blockierten sie vollkommen. Natürlich konnten sie theoretisch versuchen, den Wagen stehenzulassen und auf der Rückseite des Geländes über den Zaun zu klettern, aber wirklich nur *theoretisch*. Haymar hatte mit eigenen Augen gesehen, in welchem Zustand der Junge war. Zu Fuß kam er keine hundert Meter weit.

»Wir sollten wenigstens *nachsehen*«, beharrte Brauss. Er streckte die Hand nach dem Fernglas aus, zögerte eine Sekunde und ergriff es dann, als Haymar nicht protestierte.

Haymar hielt den Atem an, als er das Gerät an die Augen hob. Nichts geschah. Natürlich nicht. Trotzdem war er nahe daran, Brauss zu warnen oder ihm den Feldstecher gleich aus der Hand zu schlagen. Statt dessen ließ er ein paar Sekunden verstrecken, dann sagte er: »Sie müssen es einschalten.«

Brauss ließ das Gerät verdattert sinken, sah Haymar einen Herzschlag lang verlegen an und drückte dann überhastet die entsprechende Taste. Ein winziges grünes Licht glomm an der Unken Seite des Apparates auf. »Danke«, murmelte er.

Hastig setzte er das Gerät wieder an, schwenkte es in Richtung der Fabrik und drehte an der Feineinstellung.

Dann explodierte sein Gesicht. Haymar konnte *hören*, wie irgend etwas mit furchtbarer Gewalt direkt durch die Optik des Gerätes hindurch in seine Augen fuhr und sie zerriß.

Brauss schrie auf. Sein Kopf wurde wie von einem Hammerschlag getroffen und gegen die Kopfstütze geschleudert. Zwischen dem Okular des Fernglases und seinen Augen schoß eine Blutfontäne hervor, besudelte die Sitze, die Scheiben und Haymars Gesicht. Brauss' ganzer Körper bäumte sich mit solcher Gewalt auf, daß das untere Viertel des Lenkrades einfach wegsplitterte und Haymar hören konnte, wie seine Oberschenkel brachen, und Brauss schrie noch immer. Seine Hände fuhren unkontrolliert durch die Luft, zerschmetterten das Seitenfenster und trafen Haymar mit solcher Wucht, daß er benommen gegen die Beifahrertür sank.

Dann, endlich, hörte Brauss auf zu schreien. Sein Oberkörper sank nach vorne, und seine Stirn schlug auf dem zerschmetterten Lenkrad auf. Aber noch im Tode rollte sein Kopf zur Seite, als wäre ihm im nachhinein aufgefallen, daß da noch etwas war, was er Haymar zeigen wollte.

Sein Gesicht war verzerrt und so voller Blut, daß es wie eine bizarre rote Faschingsmaske aussah, nur daß sie anstelle von Augen zwei faustgroße, blutige Krater mit zerfetzten Rändern hatte, aus denen grauer Rauch aufstieg.

Haymar starnte das grauenhafte Bild eine geschlagene halbe Minute lang an, ehe er ganz langsam den Blick senkte und auf das Fernglas herabblickte, das in einer rasch größer werdenden Blutlache zwischen Brauss' Füßen lag, und plötzlich sah er noch einmal ganz deutlich das furchtbare klauenbewehrte Ding, das so jäh in der Optik aufgetaucht war. Hätte er nur eine halbe Sekunde später reagiert...

Brauss' Körper rutschte mit einigen Sekunden Verspätung seitlich vom Lenkrad herunter und prallte gegen die Tür, und das dumpfe Geräusch holte Haymar endgültig in die Realität zurück. Mit zitternden Fingern riß er das Funkgerät aus der Halterung, schaltete es ein und wechselte auf eine andere Frequenz als die, auf der er gerade noch versucht hatte, Berger zu erreichen.

46. Kapitel

Das Gebäude schien vollkommen verlassen zu sein. Der Korridor, durch den sie kamen, führte an einem Dutzend Türen vorbei, die fast allesamt offenstanden: Büros, Konferenz- und Laborräume, von denen sie nur die durch das aus dem Gang hereinfallende Licht erhelltten winzigen Ausschnitte sehen konnten. Hier und da blinzelte das grüne Lämpchen eines Telefons oder Computerterminals, das von seinem Besitzer nicht ausgeschaltet worden war, aber die kurze Schreckensvision, die Bremer für einen Moment gehabt hatte, als sie ins Haus hineingingen, wurde nicht wahr: Niemand sprang plötzlich hinter einer Tür hervor und richtete eine Waffe auf sie oder eröffnete gleich das Feuer. Der Posten draußen war offensichtlich allein gewesen.

Wie der Pförtner gesagt hatte, führte der Korridor schnurgerade fast durch das gesamte Gebäude hindurch und endete vor einer wuchtigen, mit Schnitzereien verzierten Eichertür. Sie klemmte ein wenig, so daß sich Sendig zweimal mit der Schulter dagegenwerfen mußte, um sie aufzubekommen, und die kurze Verzögerung gab Bremers Phantasie Gelegenheit zu einer zweiten, witzigen Vision: Die Tür sah massiv genug aus, um den Beschuß einer Panzerfaust standzuhalten. Wäre sie abgeschlossen gewesen, dann wäre ihre Flucht nach allem, was sie geschafft hatten, hier zu Ende - ein grotesker, aber irgendwie beinahe auch schon wieder passender Ausgang dieser aberwitzigen Geschichte.

Die Tür war nicht verschlossen. Als Sendig das zweite Mal mit der Schulter dagegenstieß, ging sie so plötzlich auf, daß er, vom übriggebliebenen Schwung seiner eigenen Bewegung mitgerissen, hindurchstolperte und um ein Haar gestürzt wäre.

Bremer folgte ihm hastig, aber er nahm sich trotzdem die Zeit, die Tür hinter sich wieder ins Schloß zu schieben. Er sah nicht ein, daß er ihren Verfolgern die Zeit schenken sollte, die sie durch die Tür verloren hatten.

Daß sie verfolgt wurden, daran bestand mittlerweile kein Zweifel mehr - und zwar ganz bestimmt *nicht* von seinen ehemaligen Kollegen oder einer Meute Fabrikarbeiter, die auf eine Schlägerei aus waren. Mark hatte seine unheimlichen Worte nicht wiederholt, aber Bremer *spürte* es einfach. Irgend jemand - *irgend* ETWAS - verfolgte sie. Und es kam näher. Rasend schnell.

»Bremer, wo bleiben Sie?« schrie Sendig. Er hatte sich wieder gefangen und war bereits weitergelaufen. Der Korridor setzte sich vor ihnen nur noch ein paar Meter weit fort und ging dann in eine breite, mit einem grünen Läufer belegte Holztreppe über, die in eine von Neonlicht erhellt Tiefe führte. »Beeilen Sie sich, verdammt noch mal!«

Bremer rückte Marks Gewicht auf seiner Schulter hastig zu-
rech und lief los. Mark stöhnte. Vermutlich bereitete ihm die Bewegung unerträgliche Schmerzen, denn er versuchte schwach, sich loszureißen, aber Bremer nahm nun keine Rücksicht mehr. Die zweite Injektion, die Sendig ihm gegeben hatte, hatte noch weniger lange vorgehalten als die erste. Die Kräfte des Jungen waren so rasch wieder geschwunden, wie er sich erholt hatte; Bremer schleifte ihn mehr neben sich her, als er ihn stützte. Über Bremers Schulter lief klebrige Wärme. Die Wunde in Marks Arm hatte wieder zu bluten begonnen. Seine Chancen, mit einem Toten im Arm unten anzukommen, standen wirklich nicht schlecht. Er erreichte die Treppe und warf einen hastigen Blick über die Schulter zurück, ehe er die Stufen hinuntertastete. Die Tür war noch geschlossen, aber was immer ihnen folgte, es war jetzt nahe. Und es war kein Mensch. Vielleicht nicht einmal etwas Lebendiges. Vielleicht hatte sich Sendig getäuscht, als er vermutete, daß Mark nur wirklich gefährlich war, wenn er schlief; vielleicht reichte der fast komatöse Zustand des Jungen auch aus, um die unheimlichen Kräfte seines Geistes schon jetzt zu entfesseln, aber vielleicht war es auch ganz anders, als sie beide geglaubt hatten. Er würde es herausfinden. Sehr bald.

Sie stolperten die Treppe hinab und fanden sich unversehens in einer vollkommen veränderten Umgebung wieder. Hatten die Architekten oben wenigstens noch versucht, das

Ambiente des alten Gutshofes beizubehalten, der dieses Gebäude früher einmal gewesen war, herrschte hier unten nichts als kalte Funktionalität. An der Decke leuchteten Neonröhren, und vor ihnen lag ein langer, weißgestrichener Gang, von dem ein halbes Dutzend Glastüren abzweigten. Sämtliche Räume dahinter waren taghell erleuchtet. Es waren Laboratorien voller unverständlicher Gerätschaften, Chrom und blinkender Monitore.

Es war beinahe zuviel. Bisher hatte Bremer sich erfolgreich dagegen gewehrt, sich zu erinnern, aber dieser Anblick weckte die Geister der Vergangenheit. Er war schon einmal hiergewesen, vor sechs Jahren, aber es hätten auch sechzig Jahre sein können, und er hätte sich genauso gut erinnert. Er würde dieses Gebäude nie vergessen, ganz egal, wieviel Zeit auch verging. Außerdem schien sich absolut nichts verändert zu haben. Damals wie heute kam ihm dieser unter der Erde gelegene Gang wie die Kulisse eines Science-fiction-Filmes vor, in der die Zeit mindestens fünfzig Jahre übersprungen hatte; aber zugleich schien sie auch stehengeblieben zu sein, wie um auf die verlorenen Jahre zu warten. Damals wie heute gab es nur einzige Tür in diesem futuristischen Gang, die nicht aus Glas bestand, sondern aus massivem, weißlackiertem Stahl, und mit gleich zwei Schlössern gesichert war. Und damals wie heute waren die Schlosser geöffnet, und die Tür stand einen Spaltbreit auf. Voll kalten Entsetzens fragte er sich, ob er dahinter auch heute wieder das gleiche finden würde wie vor sechs Jahren: den absoluten Terror.

Sendig schob die zentnerschwere Tür weiter auf und wedelte ungeduldig mit beiden Händen, damit sie schneller liefen. Bremer wollte es sogar, aber er wurde im Gegenteil eher langsamer. Mark versuchte jetzt gar nicht mehr, zu gehen, sondern ließ sich wie eine leblose Last von ihm mitschleifen. Hätte er nicht ab und zu ein leises Stöhnen ausgestoßen, Bremer wäre davon überzeugt gewesen, daß er auch genau das war. Sie waren dabei, ihn umzubringen. *Er* war dabei, ihn umzubringen.

An der Tür angekommen, sah er wieder über die Schulter zurück. Er spürte den Verfolger jetzt immer deutlicher, aber

noch konnte er nichts sehen. Der Gang hinter ihnen war leer. Vielleicht würde er ihn diesmal überhaupt nicht sehen.

Er verscheuchte den Gedanken und trat hinter Sendig durch die Tür, und wieder änderte sich ihre Umgebung so radikal, wie es nur ging. Das Pendel schlug zurück. Aus der renovierten Pracht der Gründerzeit waren sie ein Stück weit in die Zukunft gesprungen und jäh im finsternen Mittelalter gelandet. Vor ihnen lag ein steil in die Tiefe führender, gewölbter Gang, dessen Wände und Decke aus nur roh behauenen Natursteinquadern bestanden, ebenso wie die Treppenstufen, die so ausgetreten waren, daß es selbst unter normalen Umständen schon riskant gewesen wäre, sie hinunterzugehen. Mit einem halbtoten Jungen auf der Schulter und einem Verfolger im Nacken wurde es zu einem lebensgefährlichen Abenteuer.

Ungeachtet dessen hüpfte Sendig wie ein roter Gummiball die Stufen hinunter und gewann rasch einen immer größer werdenden Vorsprung. Die Treppe war nur halb erleuchtet - unter der gewölbten Decke brannten zwei Neonröhren, deren untere jedoch ununterbrochen flackerte und weitaus länger *aus* als *an* war; als Sendig in diesen Bereich zweifach halbiert Helligkeit eintauchte, begann er selbst zu flackern. Er ging nicht mehr die Treppe hinunter, sondern verschwand von einer Stufe und tauchte auf der nächsten wieder auf. Plötzlich hatte Bremer unvorstellbare Angst davor, in diese blinzelnde Dunkelheit hineinzutreten, panische Angst.

Trotzdem beschleunigte er seine Schritte ein wenig. Sein Herz machte einen entsetzten Sprung, als er den hell erleuchteten Teil der Treppe verließ, und als die Dunkelheit das erste Mal über ihm zusammenschlug, hatte er tatsächlich das Gefühl, körperlich von etwas berührt zu werden.

Natürlich war es Einbildung. Es war nicht einmal wirklich dunkel, nur schartig. Bremer raffte das letzte bißchen Selbstbeherrschung zusammen, das er in sich fand, scheuchte die Angst noch einmal zurück und kam schwer atmend und mit hämmerndem Pulsschlag neben Sendig an, der sich mit einer weiteren, zwar ebenfalls nicht verschlossenen, aber offenbar noch schwereren Eisentür abmühte, die die untere Begren-

zung der Treppe bildete. Dahinter lag der Keller. Während Sendig sich gegen die Tür stemmte und sie mühsam Zentimeter für Zentimeter aufschob, hob Bremer den Kopf und sah zum oberen Ende der Treppe hinauf.

Er war da.

Vor dem strahlend hell erleuchteten Rechteck der Tür stand ein gigantischer schwarzer Schatten und blickte zu ihnen herab. Ein Schatten mit einem Paar riesiger stählerner Schwingen und tödlichen Klauen. Er rührte sich nicht. Er kam nicht näher, sondern stand einfach da und starre Bremer an; aber Bremer wußte, was sein Erscheinen bedeutete. Sie hatten ihr Ziel erreicht, und obwohl er noch nicht einen einzigen Blick in den Raum hinter der Tür geworfen hatte, wußte Bremer plötzlich, daß das, was *heute* auf sie wartete, nicht genauso schlimm sein würde wie damals.

Sondern schlimmer.

47. Kapitel

Morell trat so hart auf die Bremse, daß der Wagen ausbrach und sich mit kreischenden Reifen querstellte. Das Heck beschrieb einen Viertelkreis und verfehlte das andere Fahrzeug nur um Zentimeter, ehe Morell sich endlich wieder an das erinnerte, was er in der Fahrerschulung gelernt hatte, und den Wagen zum Stehen brachte.

»Mein Gott, was... was war das?« keuchte Zöhler. Er hatte die linke Hand gegen das Armaturenbrett gestemmt und den Arm durchgedrückt, um den erwarteten Zusammenprall abzufangen, sich gleichzeitig aber auch halb auf dem Beifahrersitz herumgedreht und sah aus dem Fenster.

»War das Brauss?« stammelte er. »Großer Gott, das... das war doch Brauss! Was ist mit seinem Gesicht passiert?«

Morell drehte sich nicht herum wie er, sondern begnügte sich damit, in den Rückspiegel zu starren. Alles, was er darin sehen konnte, war die offenstehende Tür des Wagens und eine Hand, die darunter hervorlugte. Trotzdem war das schon fast mehr, als er sehen wollte. Er hatte nur im Vorbeischleudern einen kurzen Blick auf Brauss' Gesicht erhascht, aber das reichte ihm vollkommen. Was immer Brauss zugeschlagen war - er wollte es gar nicht wissen.

»Das... das war er doch, oder?« stammelte Zöhler.

Natürlich war es Brauss, dachte Morell. In dem Wagen hatten nur Haymar und er gesessen, und da sie Haymars Stimme noch vor ein paar Sekunden deutlich im Funkgerät gehört hatten, war die Auswahl nicht mehr sehr groß. Aber er wußte, daß Zöhler und Brauss befreundet waren, und so beließ er es bei einem Achselzucken.

»Ich bin nicht sicher«, sagte er.

»Einheit drei!« Haymars Stimme drang verzerrt aus dem Funkempfänger. Das Gerät arbeitete eigentlich störungsfrei, vor allem auf eine so kurze Distanz. Offensichtlich schrie Haymar laut genug, um das Mikrofon zu überlasten. »Wo bleibt ihr? Beeilt euch gefälligst!«

Morell hämmerte mit einer fast erschrockenen Bewegung den Gang wieder hinein und gab Gas, so daß der Wagen mit durchdrehenden Reifen losschoß und eine Spur aus verbranntem Gummi auf dem Asphalt zurückließ. Sie hatten einen guten Kilometer zurückgelegen, als der Einsatzbefehl über Funk kam, diese Distanz aber beinahe aufgeholt, während der andere Wagen kurz anhielt, um Haymar aufzunehmen. Jetzt hatte Einheit zwei wieder gut fünfhundert Meter Vorsprung - der Wagen schoß bereits durch das Fabriktor und verschwand in diesem Moment mit aufflammenden Bremslichtern auf dem Hof.

Morell fluchte und gab noch mehr Gas - aber er wußte selbst nicht genau, ob er es nun tat, um möglichst schnell zu Haymar und den beiden anderen aufzuschließen oder um möglichst schnell eine möglichst große Distanz zwischen sich und Brauss' entsetzliches Gesicht zu legen. Der Wagen schoß mit heulendem Motor auf das Fabriktor zu. Die Distanz betrug noch zweihundert Meter, dann hundert. Als sie noch fünfzig Meter entfernt waren, erschien eine Gestalt zwischen ihnen und dem Tor.

Sie trat nicht etwa aus der erleuchteten Pförtnerloge daneben heraus oder aus dem Schutz der Dunkelheit. Morell sah keine Bewegung.

Die Gestalt war *einfach da*, von einem Sekundenbruchteil auf den anderen.

Zöhler schrie neben ihm hysterisch auf und stemmte sich jetzt mit beiden Händen gegen das Armaturenbrett, während Morell mit aller Gewalt gleichzeitig auf Kupplung und Bremse trat und versuchte, zwei Gänge herunterzuschalten. Die Reifen blockierten. Grauer Rauch schoß unter allen vier Rädern hervor, und Morell hörte, wie beide Hinterreifen im gleichen Moment platzten. Das Lenkrad begann wild unter seinen Händen zu bocken, aber der Wagen schoß trotzdem weiter auf die schwarze Gestalt zu, und Morell wußte, daß sie nicht mehr rechtzeitig zum Stehen kommen würden. *Warum sprang der Kerl nicht endlich beiseite? Noch zwei Sekunden, und der Wagen würde ihn zermalmen!*

Dann sah er, daß es nicht die Gestalt eines Menschen war.

Sie war zwar menschenähnlich, aber viel zu groß und zu breitschultrig, und sie hatte nicht nur Arme und Beine, sondern zusätzlich noch ein Paar gewaltiger schwarzer Flügel von sonderbar eckiger Form. Sie hatte kein erkennbares Gesicht. Wo es sein sollte, war nur Schwärze. Und sie machte nicht die kleinste Bewegung, um dem heranschießenden Wagen auszuweichen, sondern stand einfach mit leicht erhobenen und halb ausgebreiteten Armen da. Der Wagen schlitterte auf blockierenden Rädern auf sie zu, erfaßte sie -

aber die Gestalt fiel nicht. Statt dessen glitt sie *einfach durch die Kühlerhaube des BMW hindurch*, als wäre sie wirklich nicht mehr als ein Schatten, und nur den Bruchteil einer Sekunde später durchdrangen Arme und Brust die Windschutzscheibe und waren plötzlich im Inneren des Wagens. Ihre Hände legten sich um Morells und Zöhlers Kehlen.

Und die waren keine Schemen mehr. Sie waren massiv, so hart und gnadenlos wie stählerne Baggerschaufeln. Die beiden Agenten starben im Bruchteil einer Sekunde, als ihre Körper jäh von diesen furchtbaren Klauen gepackt und festgehalten wurden, während der Wagen mit ungebremstem Tempo weiterschoß.

Die beiden Sitze zerbrachen. Morells kopfloser Torso flog nach hinten und wurde aus dem zersplitternden Heckfenster geschleudert, während der plötzlich fahrerlose Wagen ausbrach, eine komplette und dann noch eine halbe Pirouette vollführte und schließlich mit ungeheurer Wucht in das Pförtnerhäuschen neben dem Tor krachte. Praktisch in der gleichen Sekunde explodierte der Tank, und der Wagen, die Pförtnerloge und ein Teil des angrenzenden Zaunes wurden von einem orangefarbenen Feuerball verschlungen, der sich brüllend in den Himmel wälzte...

48. Kapitel

*E*s war kein wirklicher Herzschlag, sondern das Geräusch der Maschinen, die in einem anderen Teil der Fabrik arbeiteten, das seinen Weg durch den Boden bis hierher fand, aber Mark gefiel die Vorstellung - sie hatte etwas Unheimliches, aber nichts Erstreckendes, sondern genau jene Art von sanftem Grusel, die er mochte.

Der Gedanke ließ ein leises Lächeln auf seinem Gesicht entstehen. Er war nicht der einzige, der Gruselgeschichten mochte, von Claudia vielleicht einmal abgesehen, die seine Begeisterung für solcherlei Dinge nie geteilt hatte. Aber nach dem heutigen Abend würde sie sie bestimmt auch mögen. Er würde ihr eine Geschichte zeigen, daß es ihr den Atem verschlug. Und nicht nur ihr.

Mark sah ungeduldig auf die Uhr. Es war fast zwölf. Er hatte den anderen gesagt, daß sie um Mitternacht hier sein sollten - die einzige passende Uhrzeit für das, was er vorhatte -, aber nun war es fast so weit, und noch ließ sich keiner der anderen sehen. Mark hoffte, daß sie alle kommen würden. Er hatte mit jedem einzelnen telefoniert und ihnen klargemacht, wie wichtig es war, daß sie kamen, und sie alle hatten zugesagt.

Andererseits wußte er, daß er sich nicht darauf verlassen konnte. Es war nicht das erste Mal, daß sie sich heimlich hier trafen, ohne daß sein Vater oder Onkel Löbach etwas davon erfuhren, aber meistens wurde der eine oder andere doch aufgehalten. Mark war mit seinen zwölf Jahren zwar nicht der älteste der Gruppe, aber doch einer der reifsten. Von dem knappen Dutzend, das sie waren, zählte keiner mehr als fünfzehn Jahre, und das war ein Alter, in dem es manchmal nicht einfach war, sich mitten in der Nacht aus dem Haus zu schleichen, noch dazu, ohne daß die Erwachsenen etwas merkten. Stefan und Klaus zum Beispiel waren gar nicht begeistert davon gewesen, daß er sie so überraschend hierherzitiert hatte, und noch dazu, ohne daß er ihnen sagte, warum eigentlich. Die beiden waren nicht nur Mitglieder ihrer Meditationsgruppe, sondern nebenbei auch noch aktive Fußballspieler - Mark verachtete Fußball - und hatten morgen ein anstrengendes Turnier vor sich, und

sie hatten ihm ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß das, weshalb wegen er sie hierherbeorderte, besser wirklich wichtig sein sollte, wenn er sich nicht gehörigen Ärger einhandeln wollte.

Was das anging, machte sich Mark keine Sorgen. Wenn sie erst einmal sahen, was er ihnen zu bieten hatte, würden sie ihren bescheuerten Fußball garantiert auf der Stelle vergessen.

Marks Hände strichen fast liebkosend über den Einband des Buches, das auf seinem Schoß lag. Er hatte ein Stück Papier als Lesezeichen hineingelegt, so daß er es gleich an der richtigen Stelle aufklappen konnte. Nicht, daß das nötig gewesen wäre. In den letzten zwei Tagen hatte Mark die entsprechende Seite so oft aufgeschlagen, daß er sie wahrscheinlich sogar mit verbundenen Augen gefunden hätte. Sein Blick fiel zum unzähligsten Male auf die kunstvolle Zeichnung, die das obere Drittel des Blattes bedeckte, und dann las er den Text darunter. Er hatte ihn rot eingekreist, um ihn schneller wiederzufinden, aber mittlerweile kannte er ihn auswendig.

Fast behutsam klappte er das Buch wieder zu, stand auf und trug es zu dem kleinen Sekretär neben der Tür. Er legte es aufgeschlagen darauf, breitete aber einige Papiere darüber aus, damit keiner der anderen es durch Zufall sah, wenn er hereinkam. Schließlich wollte er sich nicht selbst den Spaß verderben — und ihnen die Überraschung.

Sein Blick glitt ein letztes Mal prüfend durch den Raum. Er war mit seinen Vorbereitungen zufrieden - aber es war ja schließlich auch genug Arbeit gewesen. Er hatte allein zwei Tage gebraucht, um die benötigte Anzahl von Kerzen zusammenzubekommen; und gute drei Stunden, um sie alle anzuzünden. Es waren genau sechshundertsiechsundsechzig. Ihr Licht war zusammengenommen, nicht einmal so hell wie das der beiden Neonröhren unter der Decke, aber viel wärmer, und die zahllosen brennenden Döchte erfüllten die Luft mit einem sonderbaren, fast berauschen Aroma. Auf dem niedrigen Holzpodest am anderen Ende des Kellers hatte er ein Kreuz aufgestellt, das er selbst - zugegeben, nicht besonders kunstvoll - aus zwei Latten zusammengebastelt hatte. Auf den ersten Blick wirkte es gleichschenklig, aber das war eine ganz bewußte Täuschung. Der obere Balken war einen halben Zentimeter länger als der untere, was es zu einem umgedrehten Kruzifix machte. Das war sehr wichtig für das, was Mark vorhatte. Gleichzeitig konnten die anderen es nicht sofort sehen. Er mußte ein bißchen aufpassen,

damit sie nicht vorher Verdacht schöpften und ihm den Spaß verdarben. Ja — alles war bereit. Jetzt fehlten nur noch die anderen.

Als wäre dieser Gedanke ein Stichwort gewesen, hörte er Schritte draußen im Vorraum, und einen Augenblick später betrat Claudia den Keller. Sie blieb überrascht stehen, als sie sah, welche Vorbereitungen er getroffen hatte, und blickte sich blinzelnd um.

»He, was ist... «

»Hübsch, nicht?« fiel ihr Mark grinsend ins Wort. »War auch eine Menge Arbeit.«

»Hübsch?« Claudia runzelte die Stirn, als suchte sie nach einem anderen, zutreffenderen Ausdruck für das, was sie sah. »Also ich weiß nicht... Was soll denn das? Ist das etwa der Grund, aus dem wir alle so dringend hierherkommen mußten?«

»Auch«, bestätigte Mark. Er mußte sich plötzlich beherrschen, um ihr nicht sofort alles zu erzählen, aber das hätte ihm die Freude verdorben. Später würde sie von dem, was er ihnen zeigte, zweifellos genauso begeistert sein wie die anderen, aber zuerst wollte er ihr noch einen kleinen Schrecken einjagen. Ihr vor allem. Claudia und er waren jetzt seit einem Jahr zusammen in Löbachs Gruppe. Sie kannten sich, so lange er denken konnte — schließlich war ihr Vater ein guter Freund seines Vaters —, aber wirklich eng befriedet waren sie eigentlich erst, seit sie ihr gemeinsames Talent entdeckt hatten. Seither waren sie allerdings unzertrennlich, auch über die monatlichen Treffen mit Claudias Vater und den anderen hinaus.

Aber das änderte nichts daran, daß sie trotzdem auf eine Art Konkurrenten geblieben waren, jetzt vielleicht mehr denn je. Claudia und er waren unbestritten die beiden talentiertesten Schüler, die die Gruppe je gehabt hatte. Selbst Marcus, der der älteste war und die größte Erfahrung im Umgang mit AZRAEL hatte, gab neidlos zu, daß ihre Visionen die besten waren, und zwar mit Abstand. Aber Claudia und er teilten sich diese Führerrolle; und auch wenn keiner von ihnen das laut zugegeben hätte - es paßte weder ihm noch ihr.

Nun, dachte Mark, nach heute abend würde Claudia es schwerhaben. Das, was er den anderen zu bieten hatte, mußte sie erst einmal besser machen.

»Was ist so komisch?« fragte Claudia. Offenbar hatte Mark sich nicht gut genug in der Gewalt, sich seine Vorfreude nicht anmerken zu lassen.

»Nichts«, sagte er. Fast hastig fügte er hinzu: »Hast du es?«

Claudia zögerte einen Moment, dann griff sie in die Tasche ihrer knapsitzenden weißen Jeansjacke und zog eine kleine Papiertüte hervor. Mark nahm sie entgegen, schüttete ihren Inhalt auf seine ausgestreckte Hand und zählte die farblosen Kapseln: Es waren zwölf. Nicht viel, aber genug.

»Mehr war nicht drin«, sagte sie. »Ich habe sowieso kein gutes Gefühl dabei.«

»Wieso?« fragte Mark.

Claudia zuckte mit den Schultern. »Ich glaube, mein Vater beginnt Verdacht zu schöpfen. Er hat zwar nichts gesagt, aber so komische Andeutungen gemacht.«

»Was für Andeutungen?« fragte Mark alarmiert.

Claudia drückste einen Moment herum. »Andeutungen eben«, sagte sie schließlich. »Ich glaube jedenfalls nicht, daß er sehr begeistert ist, wenn er herauskriegt, daß wir uns heimlich hier treffen.«

Mark schwieg dazu. Das war ein Thema, über das sie schon öfter gesprochen hatten, aber Mark hatte im Augenblick keine Lust, die alte Diskussion erneut aufflammen zu lassen. Claudia war ebenfalls nicht begeistert davon, daß sie sich zusätzlich zu ihren monatlichen Sitzungen, die unter strenger Kontrolle ihres Vaters stattfanden, auch noch manchmal heimlich hier trafen. Er war sogar ziemlich sicher, daß es nur einen einzigen Grund gab, aus dem sie überhaupt kam - nämlich um ihm einen Gefallen zu tun. Und, natürlich, irgendwann einmal den Beweis anzutreten, daß sie doch die bessere war. Während ihrer normalen Sitzungen würde ihr das bestimmt nicht gelingen. Ihr Vater achtete streng darauf, daß sie bei ihren geistigen Ausflügen einen bestimmten Punkt niemals überschritten - was sie natürlich ungehemmt taten, wenn sie allein waren. Nein, er würde bestimmt nicht begeistert sein, wenn er wüßte, was sie hier taten. Und in Zukunft sehr viel besser darauf achten, daß seine Tochter sich nicht in sein Arbeitszimmer schllich und eine Extrapolation AZRAEL aus seinem Schrank nahm...

»Also was soll das alles hier?« fragte Claudia, nachdem Mark eine Weile geschwiegen und sie sich weiter in dem von Kerzenschein erfüllten Raum umgesehen hatte. »Was hast du vor? Eine schwarze Messe abzuhalten?«

Mark grinste. »Etwas viel Besseres«, sagte er. »Wart's ab. Nebenbei - hast du die anderen gesehen?«

Claudia nickte. »Sie sind oben. Sie kommen gleich nach, aber im Moment geht es noch nicht.« Sie lachte. »Bruno hat wieder einmal verschlafen und ist noch nicht auf seiner Runde.«

»Und wie bist du vorbeigekommen?« fragte Mark.

»Nun laß mir doch meine kleinen Geheimnisse«, kicherte Claudia. »Du weißt doch, daß einer Frau gewisse Möglichkeiten offenstehen, ihre Ziele zu erreichen.«

Mark sah sie mit gespieltem Entsetzen an. Er grinste ebenfalls, aber er verspürte auch ein rasches, völlig absurdes Gefühl von Eifersucht.

Sie gingen jetzt ein halbes Jahr miteinander, und er wußte, daß Claudia ihm treu war - wer gemeinsam AZRAEL nahm, der hatte keine Geheimnisse voreinander - und Bruno nun wirklich keine Konkurrenz darstellte. Trotzdem ärgerte ihn die Bemerkung ein bißchen.

Ehe der Gedanke weiter in ihm bohren konnte, ging die Tür auf, und die anderen kamen herein. Offensichtlich war der Nachtwächter mittlerweile wach geworden und hatte seine Runde begonnen, was ihnen endlich Gelegenheit gab, durch die präparierte Stelle im Zaun gleich neben dem Tor zu schlüpfen. Es gab ein großes Hallo und eine Reihe spöttischer oder auch mißtrauischer Bemerkungen, als sie sahen, was er vorbereitet hatte, und vor allem Stefan konnte es sich nicht verkneifen, ihm noch einmal unter die Nase zu reiben, wie schwierig es gewesen war, aus dem Haus zu kommen, ohne daß seine Eltern es merkten.

»Ich hoffe, es lohnt sich«, schloß er in grollendem Tonfall. »Wir haben morgen ein anstrengendes Spiel. Wehe, du hast mich umsonst um meinen Nachtschlaf gebracht.«

»Du wirst es nicht bereuen«, versprach Mark. »Aber jetzt laß uns anfangen. Es ist schon spät.«

Er sah auf die Uhr — Mitternacht war seit zehn Minuten vorbei, und er mußte weitere zehn Minuten einkalkulieren, ehe das Mittel bei allen wirkte. Dazu noch einige Minuten, um die Trance zu erreichen ... Alles in allem blieb ihm gerade eine halbe Stunde, wenn er die Zeit zwischen zwölf und eins ausnutzen wollte. Die Geisterstunde.

»Also, jetzt mal raus mit der Sprache!« verlangte Marcus. »Was ist so ungeheuer wichtig, daß wir mitten in der Nacht herkommen mußten?«

»Das werdet ihr gleich erfahren«, sagte Mark. Er wartete, bis sich alle im Kreis auf den Boden gesetzt und an den Händen ergriffen hatten, ehe er selbst den Platz in der Mitte des Kreises einnahm, an dem normalerweise Onkel Löbach saß. Er übernahm auch weiter dessen Rolle, indem er heute die Rationen verteilte. Einige machten überraschte Gesichter, als sie sahen, daß jeder eine ganze Kapsel bekam — Löbach gestattete ihnen nie mehr als ein Drittel, und selbst das nicht immer. Aber für das, was Mark vorhatte, war es wichtig, ein besonders intensives Stadium der geistigen Vereinigung zu erreichen.

Mark nahm seine Kapsel als letzter, zerbiß sie mit einer kräftigen Bewegung und schluckte das geschmacklose Pulver mit etwas Speichel herunter. »Also«, begann er. »Ihr platzt wahrscheinlich alle schon vor Neugier, aber ich verspreche euch, daß ihr nicht enttäuscht werdet. Ich habe etwas herausgefunden.«

Er machte eine entsprechende Geste, und alle ergriffen sich an den Händen. Aber er ließ auch dann noch eine bewußte dramatische Pause verstrecken, ehe er fortfuhr: »Ich weiß jetzt, was AZRAEL wirklich heißt.«

»Was?« fragte Claudia mißtrauisch.

Mark lächelte. »Ich zeige es euch«, sagte er.

49. Kapitel

Bruno sah die Katastrophe kommen, aber er war nicht in der Lage, etwas dagegen zu tun. Der Wagen drehte sich anderthalbmal um seine Achse und schoß gleichzeitig auf das Pförtnerhäuschen zu, und Bruno wußte mit absoluter Gewißheit, daß er ihn treffen würde - obwohl er gleichzeitig ein verzweifeltes Stoßgebet zum Himmel schickte, daß er vielleicht ein weiteres Mal seinen Kurs ändern, gegen ein unsichtbares Hindernis stoßen oder einfach noch eine Vierteldrehung vollführen würde, die ihn an seinem Ziel vorbeischleuderte. Nichts von alledem geschah.

Er war in seine Pförtnerloge zurückgeeilt, so schnell er konnte, und hatte die Polizei angerufen - viel zu spät, wie ihm jetzt klar wurde. Er hatte den Kerlen in dem Krankenwagen von Anfang an nicht getraut. Der Ältere in seiner viel zu großen Jacke hatte einfach nicht *ausgesehen* wie ein Krankenwagenfahrer, und der andere Bursche war für Brunos Geschmack ein bißchen zu nervös gewesen, auch wenn er nichts gesagt hatte. Aber Direktor Sillmann hatte ja Besuch angekündigt; er bekam öfter sonderbare Gäste, und Bruno hatte keine Lust gehabt, sich an einem Tag gleich zwei Zigarren einzuhandeln. Sillmann war zwar ein Chef, der gut zahlte und normalerweise zu der angenehmen Sorte gehörte — die, die man selten sah —, aber auch launisch sein konnte, und Bruno wollte seinen Job behalten. Nach fünfundzwanzig Jahren setzte man nicht alles aufs Spiel, nur wegen eines *dummen Gefühls*.

Hätte er nur darauf gehört! Er hatte ganz genau gesehen, daß sie den Wagen, der kurz nach dem des Direktors auf den Hof gerollt war - Bruno hatte ihn durchgewinkt, genau wie Sillmann es befohlen hatte -, *absichtlich* gerammt hatten! Und dann hatten sie ihn noch mit einer Waffe bedroht! Wahrscheinlich hatte er Glück, daß sie nicht auf ihn geschossen hatten. Was allerdings nicht hieß, daß sie das nicht nachholen würden, zum Beispiel, wenn sie wieder herauskamen. Wenn die Kerle wirklich das waren, wofür er sie hielt - Terroristen,

Industriespione oder vielleicht auch Mafia-Typen, die hinter Drogen her waren, von denen es unten im Labor bestimmt genug gab -, waren sie bestimmt nicht versessen darauf, Zeugen zu hinterlassen, die sie identifizieren konnten. Er hatte die Polizei angerufen, den Eingang und die drei Wagen dabei aber keine Sekunde aus den Augen gelassen. Sollte sich dort drüben irgend etwas rühren, *bevor* die Polizei eintraf, würde er weglauen und sich irgendwo in der Dunkelheit auf dem Fabrikgelände verstecken. Vermutlich wäre es sehr viel klüger gewesen, dies sofort zu tun, aber fünfundzwanzig Jahre Dienst als Nachtwächter und Pförtner hinderten ihn dann doch daran, seinen Posten zu verlassen.

Jetzt würde ihn sein Diensteifer wahrscheinlich das Leben kosten.

Die Polizei war nach weniger als zwei Minuten gekommen - wenigstens *dachte* er, daß es die Polizei war, als er die beiden Wagen die Zufahrt heraufkommen sah. Sie hatten zwar weder Sirene noch Blaulicht, aber das lag wahrscheinlich daran, daß sie die Typen nicht frühzeitig warnen wollten. Bruno war hinter seinem Schreibtisch aufgestanden und hatte sich bereit gemacht, hinauszugehen und ihnen zu sagen, wo sie suchen sollten, hatte es aber dann doch nicht getan - der Wagen war mit mindestens achtzig Sachen einfach durch das Tor geschossen und abgebogen, so daß er ihn nicht einmal richtig erkannt hatte. Immerhin sah er, daß es kein Streifenwagen war, sondern ein ziemlich großer, dunkler PKW - ein Mercedes oder BMW - mit getönten Scheiben und einer Funkantenne auf dem Dach. Kripo, vielleicht sogar Geheimdienst. Möglicherweise hatte er mit seiner Vermutung, was die Mafia anging, gar nicht so falsch gelegen. Nur einen Augenblick später raste ein zweiter, noch schnellerer Wagen heran.

Dreißig oder vierzig Meter, bevor er das Tor erreichte, trat der Fahrer plötzlich auf die Bremse. Es gab absolut keinen Grund dafür - die Straße war vollkommen frei, und das Tor stand weit offen. Der Wagen schleuderte, brach aus, rutschte auf zerfetzten Reifen weiter und schoß auf die Pförtnerloge zu. Irgend etwas flog aus der Heckscheibe heraus, aber Bruno konnte nicht erkennen, was. Der Wagen schlingerte weiter

und begann eine zweite Drehung, und erst in diesem Moment begriff Bruno *wirklich*, daß er ihn treffen mußte. Er versuchte sich in die Höhe zu stemmen und gleichzeitig irgendwie vom Schreibtisch wegzukommen, aber er war viel zu langsam. Die beiden geplatzten Hinterreifen des BMW flogen in Fetzen davon, und die nackten Felgen schlugten Funken auf der Straße. Der Wagen raste wie ein Berg aus Metall und Glas heran, hüpfte beinahe elegant über den niedrigen Bordstein und traf das Pförtnerhäuschen wie ein vier Meter großer Hammer. Wie in einer bizarren Zeitlupenaufnahme sah Bruno, wie die dünne Sperrholzwand eingedrückt wurde und auf ihn zuflog. Holzsplitter, abgerissene Drähte und Nägel explodierten ihm ins Gesicht. Die Scheibe verwandelte sich in ein Gespenst aus Milliarden ineinanderlaufender Risse und milchiger Splitter, das einen Augenblick später in sich zusammenfiel, und der gesamte Schreibtisch machte einen Satz auf ihn zu. Bruno wurde die Luft aus den Lungen gepreßt, als die zer-schrammte Schreibtischkante seinen Leib dicht oberhalb des Magens traf und sich anschickte, ihn zu halbieren. Gleichzeitig kippte er nach vorne, tauchte mit dem Gesicht in den Regen niederprasselnder Glasscherben ein und spürte, wie irgend etwas sein Bein traf und auf grausame Weise verdrehte. Der Wagen pflügte immer noch auf ihn zu, wie der stählerne Bug eines Eisbrechers, der dem infernalischen Vorspiel ein brutales Ende setzen würde.

Das War also der Tod, dachte Bruno, während er hilflos dabei zusah, wie ein gezackter Holzsplitter sich seinen Augen näherte. Gleichzeitig wurden seine Rippen immer weiter zusammengequetscht, und -

und dann war etwas *da*.

Etwas Großes, Schwarzes, das sich im Bruchteil einer Sekunde hinter ihm materialisierte und ihn mit unvorstellbarer Kraft ergriff. Hände, stark wie die eines griechischen Gottes und schnell wie ein Blitz, packten ihn und rissen ihn im allerletzten Moment aus den Trümmern der zusammenbrechenden Pförtnerloge heraus. Etwas Riesiges, Dunkles hüllte ihn ein, und er glaubte das Rauschen mächtiger Flügel zu hören, die die Luft teilten, und für einen winzigen Moment war es ihm wirk-

ließ, als *flöge* er - was natürlich unmöglich war. Dann sah er Feuerschein: ein blendendes, weißes Licht, das ihn einhüllte und für Augenblicke blind machte. Eine Woge furchtbarer Hitze strich kochend über sein Gesicht und seine Hände, grausam genug, ihn aufzschreien zu lassen, aber zu schnell, um ihn wirklich zu verletzen. Bruno schrie, krümmte sich und wartete auf den Aufprall, der allem ein Ende setzen würde.

Er kam nicht. Es gab keinen Aufprall. Statt dessen war es, als würde er von unsichtbaren Händen gehalten und beinahe sanft zu Boden gesetzt. Unter ihm war plötzlich Gras, und durch seine geschlossenen Lider drang noch immer greller Feuerschein. Irgend etwas explodierte mit einem ungeheuren Krachen, und wieder traf ihn eine Hitzewelle, vor der ihn diesmal nichts schützte, so daß er zu Boden geschleudert wurde und hastig die Arme über den Kopf schlug.

Als er die Augen öffnete, schien die ganze Welt in Flammen zu stehen. Er lag gut zehn Meter von der brennenden Pförtnerloge entfernt im Gras und blutete aus etlichen Dutzend winziger Schnitt- und Rißwunden im Gesicht und den Händen, und er hatte starke Schmerzen - aber er lebte. Er konnte sich nicht erklären, wieso: Alles, was links von ihm war, brannte. Die Flammen hatten das Pförtnerhäuschen und den Wagen vollkommen eingehüllt und lecken bereits gierig nach den Ästen eines Baumes, der danebenstand, und die Hitze war selbst hier so gewaltig, daß er keine Luft bekam. Aber er *lebte*.

Während sich Bruno auf Hände und Knie erhob und hastig von den Flammen fortzukriechen begann, meldete sich seine Logik, die ihm einzureden versuchte, daß er einfach von der Wucht der Explosion erfaßt und davongeschleudert worden sei, und das war auch die Version, die er später erzählte, als die Polizei eintraf und die Feuerwehr und alle anderen. Aber tief in seinem Innern wußte er, daß das nicht stimmte. Der Wagen war explodiert, *nachdem* er das Pförtnerhäuschen zerstört hatte. Hätte ihn die Explosion hierhergeschleudert, dann hätten sie allerhöchstens einen verkohlten Leichnam gefunden, dem jeder Knochen im Leib zerbrochen worden war. Etwas hatte ihn gerettet. Es gab Schutzengel. Und er hatte seinen getroffen.

50. Kapitel

Der Keller war hergerichtet wie die Kulisse eines billigen Horrorfilmes. Bremer schätzte, daß von den über fünf-hundert Kerzen, die sie damals gezählt hatten, mindestens die Hälfte jetzt wieder brannte. Ihr Geruch vermischt sich mit dem Staub und dem Moder in der Luft zu etwas, das ihm fast den Atem nahm, und der flackernde Lichtschein erweckte Millionen huschender kleiner Schatten im Raum zum Leben.

Die Erinnerungen hatten ihn mit solcher Wucht getroffen, daß er unmittelbar hinter der Tür stehenblieb und für ein paar Sekunden einfach nicht weitergehen konnte. Alles war wie damals - die Kerzen, die Wärme, das umgedrehte Kreuz auf dem hölzernen Podest. Selbst die Toten schienen wieder dazusein. Ihre Umriss waren an den verblichenen, aber noch immer sichtbaren Kreidestrichen auf dem Boden zu erkennen, und was die Leichen anging - sie lagen nicht in den Kreidekonturen, aber sie *waren* da.

Es gab auch heute wieder vier Tote in diesem Raum.

Drei von ihnen lagen in großen, bereits im Eintrocknen begriffenen Blutlachen unweit der Tür auf dem Boden, und ein vierter hockte vornübergesunken an der gegenüberliegenden Wand. Er blutete nicht, und als Bremer ein zweites Mal hinsah, war er auch nicht mehr sicher, daß er wirklich tot war. Er saß völlig reglos da, und sein Gesicht war schlaff und schneeweiß, aber in seinen offenstehenden Augen *war* etwas. Allerdings kein Leben, sondern nur Grauen.

Die drei anderen hingegen waren tot, daran bestand kein Zweifel. Es waren auch keine Kinder, wie damals, sondern erwachsene Männer - zwei von ihnen in einem schwer zu definierenden Alter zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig, während der dritte ungefähr in Sendigs Alter sein mußte. Alle drei waren erschossen worden, und das wahrscheinlich erst vor ganz kurzer Zeit. In dem süßlichen Blutgeruch, der von ihren Leichen aufstieg, glaubte er noch Pulverdampf zu identifizieren.

Ganz allmählich fand er in die Wirklichkeit zurück. Es fiel ihm schwer. Die Mischung aus erinnertem und gegenwärtigem Grauen, die ihn empfangen hatte, war schlimmer als alles andere bisher. Er mußte sich bewußt konzentrieren, um sich zu fragen, wer die drei Toten sein mochten - obwohl er die Antwort eigentlich kannte. Einer von ihnen hielt eine Pistole in der Hand, die er noch sterbend gezogen hatte, und sowohl ihre Gesichter als auch die Art, sich zu kleiden, wiesen gewisse Ähnlichkeiten auf. Sie gehörten zu den Männern in den blauen BMW. Sendigs *Dienstausweise*. Sie mochten mächtig sein, aber sie waren nicht kugelfest.

»Sillmann?« Sendigs Stimme riß ihn endgültig wieder in die Wirklichkeit zurück. Er war an ihm vorbeigetreten, aber nur einen einzigen Schritt, ehe er wieder stehengeblieben war. Seine Stimme hatte einen hohlen Klang, den Bremer im ersten Moment auf die Akustik des Kellerraumes schob. Dann wurde ihm klar, daß es pures Entsetzen war, was er darin hörte.

Außer den vier Toten gab es noch eine weitere Gestalt im Raum. Bremer konnte nur ihren Rücken erkennen, aber er hätte auch ohne Sendigs Worte gewußt, daß es Sillmann war. Irgend etwas ging von diesem Mann aus, das ihn unverwechselbar machte, selbst wenn man sein Gesicht nicht sah.

Sillmann drehte sich schwerfällig herum. Er brauchte mehrere Sekunden für diese einfache Bewegung, und Bremer hatte den Eindruck, daß sie seine Kräfte fast überstieg. Sein Gesicht war grau, und in seinen Augen glomm eine Furcht, die beinahe so schlimm war wie die des Mannes, der drüben an der Wand hockte. Er trug einen teuren Kaschmirmantel, in dessen rechter Tasche sich vier kleine schwarze Löcher mit verbrannten Rändern befanden. Die linke Hand hatte er in der Manteltasche, in der anderen hielt er ein großformatiges Buch mit dunkelbraunem Ledereinband.

Es schien ihn Mühe zu kosten, Sendig zu erkennen. Einige Sekunden lang starre er ihnverständnislos an, dann löste sich sein Blick von ihm, irrte suchend durch den Raum und blieb schließlich auf Marks Gesicht hängen. Irgend etwas geschah hinter seiner Stirn, das konnte Bremer deutlich sehen. Er wußte nicht, was, aber es war nichts Gutes.

Der Junge stöhnte leise, als hätte er das Wort verstanden und versuchte darauf zu antworten - was Bremer allerdings bezweifelte. Seit sie den Keller betreten hatten, hatte Mark kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben, aber er konnte durch den Stoff seiner Kleidung hindurch spüren, wie schnell sein Puls hämmerte. Trotzdem bewegte er sich jetzt wieder. Er versuchte den Kopf zu heben und die Augen zu öffnen, hatte aber zu beidem nicht mehr die Kraft.

Bremer sah zum Eingang zurück. Der schwarze Engel hatte sie nicht verfolgt, aber er wußte, daß er noch irgendwo dort draußen stand und wartete. Vielleicht darauf, daß Mark endgültig das Bewußtsein verlor. Sillmann machte einen schwerfälligen Schritt, und Sendig hob seine Waffe.

»Bleiben Sie stehen!« sagte er.

Sillmann gehorchte tatsächlich, aber erst nach einem weiteren Schritt. Er sah nicht einmal in Sendigs Richtung, sondern starrte nur seinen Sohn an. »Was.. .was ist mit ihm?« fragte er leise. »Was haben Sie mit ihm —«

»Gar nichts«, unterbrach ihn Sendig. »Das haben Sie ihm ganz allein angetan. *Sie sollen stehenbleiben, habe ich gesagt!*«

Sillmann hatte einen weiteren Schritt gemacht und blieb jetzt wieder stehen. Zum ersten Mal überhaupt schien er die Waffe in Sendigs Hand zu bemerken. Er lächelte. »Und nehmen Sie die Hand aus der Tasche!« verlangte Sendig.

Sillmann tat nichts dergleichen. Statt dessen wandte er den Kopf und sah die zusammengekauerte Gestalt an der Wand neben sich an, dann die drei Toten. Sein Gesicht blieb ausdruckslos. »Haben Sie sie erschossen?« fragte Sendig.

Sillmann nickte. Er atmete hörbar ein, und Bremer konnte ihm regelrecht ansehen, wie seine Gedanken ein kleines Stück weit in die Realität zurückfanden. »Ja«, sagte er, ohne irgend ein hörbares Gefühl in der Stimme. Dann lachte er leise.

»Wollen Sie mich deswegen verhaften?«

Sendig schnaubte. »Wenn Sie es nicht getan hätten, hätte ich es getan«, sagte er kalt. »Ich habe nicht vor, Sie zu verhaften, Sillmann. Ich habe vor, Sie zu töten.« Er richtete die Waffe direkt auf Sillmanns Gesicht, und Bremer hielt instinktiv den Atem an, als sich sein Finger um den Abzug krümmte.

51. Kapitel

Haymar hob geblendet die Hand über die Augen, als das Pförtnerhäuschen explodierte. Er hatte alles genau gesehen, obwohl die gesamte Katastrophe weniger als zwei Sekunden in Anspruch genommen hatte - der Wagen war plötzlich ins Schleudern gekommen, hatte sich anderthalbmal um seine eigene Achse gedreht und dann die Pförtnerloge so mühelos zertrümmert wie ein Panzer, der eine Campingtoilette plattwalzte. Das allein hätten Morell und sein Begleiter noch gut überleben können- die Wagen, die Haymar und seine Männer fuhren, waren gut genug gepanzert, um noch eine ganze Menge mehr auszuhalten -, aber dann explodierte der Wagen plötzlich und mit unvorstellbarer Gewalt, als hätte ihn etwas gesprengt, das sehr viel mächtiger war als die Wucht der hundert Liter Benzin im Tank. Selbst Haymar und die beiden anderen Agenten spürten noch die Hitzewelle der Explosion, obwohl sie mindestens dreißig Meter entfernt waren.

»Ach du Scheiße!« entfuhr es Andres. Er war hinter Haymar halb aus dem Wagen gestiegen und dann mitten in der Bewegung erstarrt, als die Explosion erfolgte. »Was ist denn da los?« Lech, der auf der anderen Seite aus dem Wagen gesprungen war und seinem Ruf, schießwütig zu sein, wieder einmal alle Ehre machte, indem er bereits seine MPi in Händen hielt und den Sicherungshebel herumlegte, sagte gar nichts, sondern starrte nur aus schreckgeweiteten Augen auf die lodernde Feuersäule, die sich neben dem Tor in den Himmel hinaufwälzte. Keiner von ihnen machte auch nur eine Bewegung, um zurückzulaufen. Man mußte kein Spezialist in solchen Dingen sein, um zu wissen, daß dort drüben jede Hilfe zu spät kam. Morell, Zöhler und der Pförtner waren tot.

»Dieser Idiot!« sagte Andres mit Nachdruck. »Ich hab' immer schon gesagt, daß er ein beschissener Autofahrer ist!«

Haymar schwieg dazu. Im Moment war es ihm nur recht, wenn Andres glaubte, daß Morell einfach einen Fehler gemacht oder die Gewalt über den Wagen verloren hätte. Er

wußte es besser. Er wußte nicht, *was* dort drüben passiert war, aber er dachte an Brauss' augenloses Gesicht und das *Ding* im Fernglas und an zwei weitere ausgebrannte Wagen, drüben am anderen Ende der Stadt, und plötzlich hatte er Angst. *Worauf hatten sie sich da eingelassen?*

Er verscheuchte den Gedanken, beugte sich noch einmal in den Wagen hinein und nahm eine Maschinenpistole aus dem Geheimfach unter dem Rücksitz. Anders als Lech wählte er keine der kleinen UZIs, die zu ihrer Standardausrüstung gehörten, sondern ein größeres Modell, klobiger, schwer zu handhaben und lauter, aber auch mit wesentlich mehr Durchschlagskraft und einem größeren Magazin. Er hatte das Gefühl, sie zu brauchen.

Während er sich bewaffnete, hatte Lech die beiden ineinandergekeilten Wagen umkreist und die Beifahrertür des demolierten Mercedes aufgerissen. Er stieß einen Fluch aus, beugte sich vor und begann einen reglosen Körper aus dem Wagen zu ziehen. Haymar und Andres beeilten sich, zu ihm zu kommen, aber Haymar versäumte es auch nicht, einen raschen Blick ins Innere des Krankenwagens zu werfen. Er hatte nicht vor, sich ein zweites Mal übertölpeln zu lassen.

Der Krankenwagen war leer, und als er als letzter auf der anderen Seite ankam und sah, wen Lech da aus den Überresten von Bergers Wagen herausgezerrt hatte, fluchte Haymar erneut, und diesmal sehr viel lauter. Es war Olbrich, einer von Bergers Leibwächtern. Einer seiner *Ex-Leibwächter*, genauer gesagt, denn jemand hatte ihm säuberlich die Kehle durchgeschnitten.

»Verdammte Sauerei!« fluchte Lech. Er fingerte nervös an seiner MPi herum. »Was geht hier vor.«

»Der Junge«, sagte Haymar düster. »Das war der Junge. Oder diese verdammten Bullen.«

Lech blickte ihn zweifelnd an. Er war zwar ein Hitzkopf, aber das bedeutete schließlich nicht, daß er auch *dumm* war. »Irgendwas stimmt hier doch nicht«, sagte er. »Verdammtd, was geht hier überhaupt vor? Ich denke, wir haben es mit zwei Polizisten und einem dummen Jungen zu tun? Das hier waren Profis!«

Das war etwas ganz anderes, dachte Haymar. Und ich glaube nicht, daß du wirklich wissen willst, was. Laut sagte er: »Ich weiß es nicht. Aber in einem hast du recht. Hier stimmt was nicht. Los jetzt - in den Keller.«

Lech drehte sich zwar gehorsam um, machte aber nur einen einzigen Schritt und blieb dann wieder stehen. »Berger sagte—«

»Berger«, unterbrach ihn Haymar schneidend, »ist wahrscheinlich schon tot. Und wenn nicht, dann wird er es sein, wenn wir noch lange hier herumtrödeln.«

Hintereinander stürmten sie in das Haus und den langen Korridor entlang. Lech und Andres warfen im Vorüberrennen hastige Blicke in die Zimmer, die vom Gang abzweigten, und zumindest einmal schien Lech irgend etwas Verdächtiges gesehen zu haben, denn er jagte einen kurzen Feuerstoß aus seiner Waffe durch die Tür. Glas splitterte, und etwas fiel polternd um, aber Haymar machte sich nicht einmal die Mühe, nachzusehen, was Lech getroffen hatte. Sollte er ruhig schießen, wenn er wollte. Es würde nicht viel nutzen. Sie waren in Gefahr, das spürte er, aber was immer es war, das sie verfolgte - sie wurden es ganz bestimmt nicht *mit diesen* Waffen erledigen können.

52. Kapitel

Sendig schoß nicht. Vielleicht hätte er es getan, vielleicht war es auch nur ein Bluff, aber die Antwort auf diese Frage sollte Bremer nie bekommen, denn in diesem Moment drang von draußen das dumpfe, nachhallende Grollen einer Explosion herein, die den Boden spürbar erzittern ließ. Sendig fuhr zusammen und sah alarmiert auf, und praktisch im gleichen Augenblick konnte Bremer spüren, wie irgend etwas mit Mark *geschah*. Sein Körper spannte sich. Bremer konnte fast *sehen*, wie die verlorene Kraft in ihn zurückfloß, das Leben sich noch einmal seinen Platz behauptete und den Ansturm des Todes zurückdrängte. Mark keuchte wie unter einem grausamen Schmerz, öffnete die Augen und riß sich mit einem Ruck aus seiner Umklammerung los.

»Bremer!« schrie Sendig. »Halten Sie ihm fest!«

Bremer versuchte es, aber er hatte keine Chance. Mark trat einen Schritt auf seinen Vater und Sendig zu. Bremer griff nach ihm, aber Mark schlug seine Hand einfach beiseite, mit einer fast beiläufigen Bewegung und so schnell, daß Bremer es nicht einmal wirklich sah, aber zugleich so hart, daß er mit einem Schmerzensschrei gegen die Wand taumelte und die Hand an den Leib preßte.

Sendig wirbelte herum. Er riß die Pistole hoch, und diesmal wußte Bremer, daß er schießen würde, aber er hatte ebensowenig eine Chance wie er. Mark ergriff mit dem verletzten Arm sein Handgelenk, drehte es herum und drückte so kraftvoll zu, daß Sendig die Waffe fallen ließ und Bremer hören konnte, wie seine Knochen knackten.

Mark schleuderte ihn achtlos zur Seite und bewegte sich weiter. Sein Vater war stehengeblieben und sah ihm aufmerksam entgegen. Auf seinem Gesicht lag noch immer diese unheimliche Mischung aus Furcht und Entschlossenheit, die Bremer schon vorhin beobachtet hatte.

»Mark«, sagte er. »Komm zu mir. Es wird alles gut, das verspreche ich dir.«

Mark ging langsam weiter. Er bewegte sich wie in Trance, zugleich aber auch sehr sicher und auf eine schwer in Worte zu fassende Weise *unaufhaltsam*. Sein Arm blutete wieder und hinterließ eine dünne Tropfenspur auf dem Boden, die sich mit dem eingetrockneten Blut der Toten vermischtet. *Er stirbt*, dachte Bremer. Er mußte verbluten. Er hatte zu viel Blut verloren. Das Mittel, das Sendig ihm gespritzt hatte, spiegelte seinem Körper vielleicht noch einmal die Illusion von Kraft vor, und sie und der unglaubliche Wille dieses Jungen gaben ihm noch irgendwie die Energie, sich zu bewegen. Aber irgendwann würde sein Körper einfach aufgeben wie eine ausgebrannte Maschine.

Und vielleicht war das das Schlimmste, was ihnen passieren konnte. Instinktiv sah er zur Tür. Der schwarze Engel war noch nicht da. Aber er kam näher. Bremer konnte seine Nähe mit körperlicher Intensität spüren.

Als er sich herumdrehte, hatte sich Sendig auf Hände und Knie erhoben, und Mark hatte seinen Vater fast erreicht. Er hob die Arme und streckte sie in seine Richtung aus (*um ihn zu umarmen oder zu erwürgen?*), und in Sillmanns Augen erschienen Tränen.

»Mark«, sagte er. »Komm her. Ich kann dir helfen.«

Mark ging weiter. Seine Hände berührten das Gesicht seines Vaters, strichen fast liebkosend darüber und schmieгten sich um seinen Hals. Bremer sah, wie sich seine Finger mit gnadenloser Kraft um Sillmanns Kehle schlössen und zudrückten.

Sillmann versteifte sich. Er versuchte nicht, sich zu wehren. Er stand einfach da und sah Mark in die Augen. Auf seinem Gesicht erschien ein schwaches Echo des körperlichen Schmerzes, den er spüren mochte, aber kein Entsetzen oder Zorn. Vielleicht war er aus diesem einzigen Grund hierhergekommen, dachte Bremer - um zu bezahlen.

Sekunden verstrichen. Sillmanns Gesicht färbte sich blau, und er begann zu zittern, Marks Hände schlössen sich immer fester um seine Kehle, und der große Mann begann ganz langsam in die Knie zu sinken. Das Buch, das er in der Hand hielt, polterte zu Boden und klappte auf.

Plötzlich schoß Sillmanns Hand aus der Manteltasche. Sie hielt etwas Kleines, Silbernes, das er mit aller Kraft von unten gegen Marks Arm rammte. Mark taumelte. Seine Arme begannen zu zittern. Vielleicht noch eine halbe Sekunde lang blieben seine Hände um den Hals seines Vaters gelegt, dann öffnete sich sein Griff. Er wankte. Mit einem Ausdruck vollkommener Verblüffung sah er auf seinen linken Arm herab, aus dem eine winzige, verchromte Spritze ragte. Zitternd hob er die andere Hand, zog die Nadel aus seinem Arm und sah seinen Vater an, der keuchend und mühsam nach Luft ringend vor ihm kniete. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte keinen Laut hervor.

Mark taumelte. Er ließ die Spritze fallen, die klirrend zerbrach.

Dann erlosch das Leben in seinen Augen, und er stürzte. Sein Vater versuchte ihn aufzufangen, aber er war noch zu schwach, um ihn zu halten. Mark begrub ihn unter sich.

53. Kapitel

Hintereinander stürmten sie die Treppe hinab. Weiter oben war das Haus noch eine Mischung aus Büro und altem Bauernhof gewesen, aber hier unten bot sich ihnen ein gänzlich anderes Bild: Der Gang, der sich an die steile Holztreppe anschloß, trennte ein halbes Dutzend ultramodern eingerichteter Laborräume voneinander, in die große Scheiben aus entspiegeltem Sicherheitsglas einen fast vollkommenen Einblick gewährten. Obwohl sie menschenleer waren, schienen sie nicht wirklich verlassen: Hier und da arbeitete ein fleißiger Computer, drehte sich eine Zentrifuge oder hüpften grün leuchtende Lichtpunkte über Bildschirme, und in der Luft lag ein geschäftiges Raunen und Wispern, wie das Flüstern unsichtbarer Kinder, fast wie Gelächter. Darunter, noch leiser, aber deutlich hörbar, schien etwas wie ein Herzschlag zu pochen: das Geräusch größerer Maschinen, die irgendwo in einem anderen Teil der Fabrik arbeiteten.

Aber das war nicht alles.

Außer ihm und den beiden anderen Agenten war kein Mensch hier, und trotzdem war etwas da. Etwas war mit ihnen hereingekommen, etwas Tödliches und Gewaltiges, und Haymar konnte fast körperlich spüren, wie sich eine düstere Kraft rings um sie herum zusammenballte, wie unsichtbare Energienlinien, die Luft durchzogen und ein Netz bildeten, dessen Maschen immer enger wurden. Es war dasselbe Etwas, das Brauss getötet und den Wagen zum Explodieren gebracht hatte. Es war vielleicht nicht mächtig genug, sie alle auf einmal zu erwischen, aber es holte sie einen nach dem anderen, und es war schnell. Vielleicht spielte es sogar nur mit ihnen.

Haymar war nicht der einzige, der es spürte. Auch Andres und Lech sahen sich öfter um, und Lechs Zeigefinger strich immer nervöser über den Abzug seiner UZI, was Haymar instinktiv dazu brachte, etwas weiter hinter ihn zurückzufallen. Er hatte wenig Lust, vor dem Lauf seiner Waffe zu stehen, wenn dem Kerl die Nerven durchgingen.

»Was... was ist das hier?« fragte Andres nervös.

Im ersten Moment kam Haymar die Frage ziemlich dumm vor, dann fiel ihm ein, daß er und Berger ja die einzigen waren, die damals dabeigewesen waren - die einzigen, die noch lebten, hieß das. Vielleicht galt das sogar nur noch für ihn. »Sillmanns Labor«, sagte er knapp. »Das meine ich nicht«, sagte Andres nervös. »Irgend etwas... geht hier vor.«

Sie spürten es also auch, dachte Haymar. Er wußte nicht, ob er über diese Erkenntnis wirklich erleichtert sein sollte. Sie bewies ihm zwar, daß er nicht verrückt war - aber sie machte das unsichtbare Etwas, das sie verfolgte, auch ein ganzes Stück realer. »Das ist der Junge«, sagte er.

»Der Junge? Sillmann?«

»Berger, dieser Idiot«, murmelte Haymar. »Ich habe ihm damals schon gesagt, er soll dieses Monsterbaby erledigen. Aber er hat nicht auf mich gehört.« *Wir werden das nachholen*, fügte er grimmig in Gedanken hinzu. *Jetzt*.

Er ignorierte Andres' verwirrte Blicke, eilte rasch an ihm und Lech vorbei und erreichte als erster die weißlackierte Tür am anderen Ende des Korridors. Sie war so schwer, daß er beide Hände zu Hilfe nahmen mußte, um sie zu öffnen. Dahinter begann eine weitere, steil nach unten führende Treppe. Sie war von zwei Neonleuchten erhellt, deren untere jedoch einen defekten Starter zu haben schien, denn sie ging immer wieder aus. Trotzdem konnte Haymar die Eisentür erkennen, die sich am unteren Ende der Treppe befand. Das flackernde Licht und die unheimlichen Geräusche, die sie umgaben, verliehen der Szenerie zusätzlich etwas Gespenstisches.

»Also gut«, sagte er. »Hört mir zu: Gebt auf den Jungen acht - er ist die größere Gefahr. Wenn er irgend etwas tut, und wenn er nur hustet, dann schießt!«

»Berger hat gesagt, er wäre tabu«, erinnerte Andres. »Außerdem ist er fast noch ein Kind.«

»Berger ist mit ziemlicher Sicherheit tot«, antwortete Haymar grimmig. »Und dieser Junge ist alles andere als ein Kind, glaub mir. Er ist ein Killer. Wenn Berger noch lebt, bringen wir ihn hier raus. Wenn nicht, erschießt den Jungen und die beiden Bullen, und dann verschwinden wir. Los!«

54. Kapitel

Sillmann weinte. Er tat es lautlos und nicht so, wie andere es vielleicht getan hätten - sein Gesicht war eine steinerne Maske, und er vergoß nicht eine einzige Träne, und trotzdem konnte Bremer den unvorstellbaren Schmerz spüren, den dieser große, massive Mann empfand, während er seinen sterbenden Sohn in den Armen wiegte.

Bremer wußte nicht, ob Mark bereits tot war oder im Sterben lag, aber wenn das überhaupt ein Unterschied war, dann war er nur in Sekunden zu messen. Im Augenblick, in dem Mark gestürzt war, hatte er zur Tür gesehen, und er war vollkommen davon überzeugt gewesen, daß der Schatten erscheinen mußte. Für einen Moment hatte er sich sogar eingebildet, ihn zu *sehen* - aber diesmal war es tatsächlich nur Einbildung gewesen. Von draußen drang Lärm herein - Geräusche, die wie Schreie klangen, vielleicht auch wie Schüsse -, aber das alles war bedeutungslos. Vielleicht hatten sie sich getäuscht, und mit Marks Tod war wirklich alles vorbei.

Er hörte, wie Sendig sich erhob und mit schleppenden Schritten näher kam, und sah auf. Was er erblickte, erschreckte ihn. Sendigs Gesicht war das eines Wahnsinnigen: eine verzerrte Grimasse mit brennenden Augen und hektisch geröteten Wangen. Speichel lief aus seinen Mundwinkeln, und er knirschte mit den Zähnen. Er hatte seine Waffe wieder aufgehoben. Ihre Mündung schwankte zwischen Sillmann, seinem Sohn und Bremer hin und her.

»Ist er... tot?« fragte er. »Ist es vorbei?«

Sillmann hob den Kopf. Seine Hand strich immer wieder über Marks Wangen und Stirn, als hielte er ein fieberndes Baby in den Armen, das er trösten wollte, und in den unsagbaren Schmerz in seinen Augen mischte sich - vielleicht zum letzten Mal - noch einmal eine Empfindung, die er so lange und so perfekt gespielt hatte. »Nein«, sagte er. »Er lebt. Aber er wird sterben.« Er machte eine Kopfbewegung auf die Waffe in Sendigs Hand. »Das ist nicht mehr nötig.«

»Sie wissen nicht, was Sie da reden!« keuchte Sendig. Die Pistole richtete sich zitternd auf Marks Stirn, und sein Finger krümmte sich um den Abzug. Bremer spannte sich. »Er wird uns alle umbringen!«

»Er stirbt, Sendig!« sagte Bremer. »Sehen Sie das denn nicht!«

»Nein!« keuchte Sendig. »Er lebt noch! Er lebt, und solange er am Leben ist, kann er *uns* umbringen. Er muß — «

»Aber er ist doch schon tot«, sagte Sillmann beinahe sanft. »Sein Körper lebt noch, aber das ist auch alles.« Er deutete auf die zerbrochene Spritze am Boden. »Ich habe ihn umgebracht, Sendig. Zum zweiten Mal.«

Bremers Blick folgte der Geste. Langsam streckte er die Hand aus, aber er wagte es nicht, die Spritze zu berühren. Ir-gend etwas sagte ihm, daß er Sillmann damit verletzt hätte, und trotz allem wollte er ihm nicht weh tun. Jetzt nicht mehr. Fragend sah er Sillmann an.

»Ich bin zu spät gekommen«, flüsterte Sillmann. »Zu spät. Ich hätte ihn nicht wegschicken dürfen. Ein Vater sollte nie seinen Sohn wegschicken, ganz gleich, was er getan hat.« Plötzlich hob er mit einem Ruck den Kopf und starre Bremer an, und jetzt füllten sich seine Augen mit Tränen.

»Ich hätte ihn retten können. Wenn ich ihn nicht weggeschickt hätte, hätte ich ihn retten können. Wir haben es schon einmal getan, und wir hätten es wieder tun können.«

Die Worte lösten etwas in Bremer aus, eine Erinnerung an ein Gesicht, das er vergessen hatte. Er sah zu dem Mann hinter Sillmann, und jetzt wußte er, wer er war.

»Erzählen Sie es mir«, sagte er leise.

»Petri hatte mich gewarnt«, flüsterte Sillmann. »Er hatte immer gesagt, daß es passieren wird. Das Mittel wirkt nicht auf Dauer. Wir wußten, daß es geschieht, aber wir... mein Gott, ich wußte doch nicht, daß es so schlimm wird. Wir konnten es doch nicht wissen!«

Bremer sah auf die zerbrochene Spritze herab. »Haben Sie *damit* seine Erinnerungen ausgelöscht?«

»Wir wußten doch nicht, was wir taten!« stöhnte Sillmann. »Begreifen Sie denn nicht? Es... es war die ganze Zeit in ihm.

Wir haben es nur betäubt, nicht getötet. Und es ist stärker geworden!«

Mark stöhnte leise. Er bewegte die Hände, drehte den Kopf und erschlaffte wieder, aber seine linke Hand zuckte immer heftiger. Es war unvorstellbar, aber in diesem zerschlagenen, vergifteten, ausgebluteten Körper war noch immer etwas, das sich mit verzweifelter Kraft an das Leben krallte.

»Hören Sie mir zu«, sagte Bremer. »Ich verspreche Ihnen etwas, Sillmann. Ich werde jetzt hinaufgehen und einen Krankenwagen rufen, und wenn es irgendwie möglich ist, werden wir Ihren Sohn am Leben erhalten. Wir lassen ihn nicht sterben. Aber Sie müssen uns alles sagen. Wir müssen alles wissen, um uns zu schützen - und um ihn vor sich selbst zu schützen. Verstehen Sie das?«

Das war eine Lüge. Bremer wußte, daß Mark die nächsten Minuten nicht überleben konnte. Aber wenn er starb, bevor Sillmann ihnen die *ganze* Geschichte erzählt hatte, würden sie die volle Wahrheit vielleicht nie erfahren. Und er würde niemals wissen, ob er in Sicherheit war.

»Versprechen Sie mir das?« flüsterte Sillmann.

Bremer nickte. »Ja«, sagte er ernst. »Sie haben mein Wort. Was haben Sie ihm gegeben?«

»Dasselbe wie vor sechs Jahren«, sagte Sillmann leise. »Petri... Petri hat es entwickelt. Ein Psychopharmakon, das seine Erinnerungen blockiert. Es ist verboten, aber wirksam. Wir dachten, daß es ihm hilft, alles zu vergessen, aber... mein Gott, wir... wir *wußten es doch nicht!*«

»Was wußten Sie nicht, Sie Narr?« fragte Sendig. »Daß Sie aus Ihrem eigenen Sohn ein Ungeheuer gemacht haben? Daß Sie sich an Dingen vergangen haben, mit denen niemand herumspielen darf? Wissen Sie überhaupt, was Sie getan haben?«

»Ja«, antwortete Sillmann. Sendigs scharfer Ton war eindeutig der falsche gewesen. Er weckte nur seinen Trotz. »Wir wußten es, damals. Wir wollten etwas erschaffen. Etwas Großes und Einmaliges, das ein Segen für die gesamte Menschheit hätte werden können?«

»Ein Monster?« fragte Sendig. »Sie... Sie haben Monster aus diesen Kindern gemacht! Ungeheuer, die mit der bloßen

Kraft ihrer Gedanken töten können! *Aus Ihren eigenen Kindern!*«

Sillmann lachte. »Sie wissen ja nicht einmal, wovon Sie reden«, sagte er. »Ich habe den ersten Menschen auf dieser Welt erschaffen, der sein geistiges Potential wirklich nutzen kann! Er wäre ein Übermensch geworden! Vielleicht ein neuer Messias! Vielleicht der erste *wirkliche* Messias!«

»Und warum hat es nicht funktioniert?« fragte Sendig hämisch.

Sillmann sah ihn sekundenlang voller Trauer und Schmerz an, und deutete dann auf das Buch, das zwischen ihnen auf dem Boden lag.

»Deshalb«, sagte er.

55. Kapitel

Haymar betrat die Treppe als erster. Die Stufen waren so ausgetreten und glatt, daß er nicht so schnell laufen konnte, wie er es wollte - ein einziger Fehlritt auf dieser Treppe konnte fatale Folgen haben, und ein gebrochenes Genick war schließlich auch tödlich. Trotzdem brauchte er nur wenige Augenblicke, um die Grenze zwischen gleichmäßiger und flackernder Helligkeit zu erreichen, die die Treppe in zwei ungleiche Hälften teilte. Er sah zurück, um nach Andres und Lech Ausschau zu halten. Lech war dicht hinter ihm, während Andres ein gutes Stück zurückgefallen war und immer langsamer ging.

In der Tür über ihm erschien ein Schatten. Er war eigentlich viel zu groß, um in die Tür hineinzupassen: ein Riese von mehr als zwei Metern, die noch einmal um ein gutes Stück vom gewaltigen Schwingenpaar übertroffen wurden, das sich über seinen Schultern spannte, aber er stand trotzdem dort oben, aller Logik zum Spott. Er war vollkommen dunkel, nicht schwarz, sondern dunkel, wie ein Wesen, das nicht in dieses Universum gehörte und von dessen Licht nicht erhellt werden konnte.

Lech sah das *Ding* im gleichen Augenblick wie er und schrie entsetzt auf, riß aber zugleich auch seine Waffe in die Höhe. Haymar wollte sie beiseite schlagen, aber der Anblick des geflügelten Kolosses dort oben lahmt ihn für einen Sekundenbruchteil. Seine Bewegung kam zu spät. Lech riß den Abzug durch, und der Feuerstoß jagte heulend und nur um Haarsbreite an Andres vorbei. Mindestens eine der Kugeln traf ihn, denn er schrie ebenfalls auf und taumelte gegen die Wand, während die übrigen Geschosse rechts und links des schwarzen Ungeheuers gegen den Stein prallten und Funken schlügen. Falls das Monstrum getroffen worden war, zeigten diese Treffer nicht die mindeste Wirkung.

Andres begann an der Wand zusammenzusacken, aber bevor er den Boden erreicht hatte, hob der schwarze Riese den Arm und streckte die Hand in einer zornig deutenden Bewe-

gung nach ihm aus, und plötzlich erstrahlte die Treppe in loderndem Feuerschein. Eine gleißende Lohe hüllte Andres ein, riß ihn in die Höhe und schleuderte ihn brennend und mit weit ausgebreiteten Armen in die Tiefe.

Haymar warf sich entsetzt zur Seite, als Andres wie ein lebendes Feuerkreuz auf ihn zuflog, prallte gegen die Wand und riß die Arme vor das Gesicht. Etwas Weiches, unglaublich *Heißes* streifte seine Hüfte und riß ihn von den Beinen. Er fiel, hörte Lech schreien und sah aus den Augenwinkeln, wie Andres' Leichnam weit unter ihnen auf den Treppenstufen aufschlug und brennend weiterrollte. Seine Arme und Beine pendelten wie die Glieder einer Stoffpuppe, was für einen Moment den grauenhaften Eindruck erweckte, als lebe er noch. Aber er *konnte* nicht mehr leben. Lechs Schüsse mußten ihn getötet haben, und wenn nicht sie, dann spätestens der furchterliche Aufprall auf der Steintreppe. Er *durfte* nicht mehr leben. Haymar gestattete sich nicht, diesen Gedanken auch nur zu *denken*.

Keuchend stemmte er sich hoch und sah nach oben. Der Schatten war verschwunden, die Tür wieder nichts als ein helles, von weißem Licht erfülltes Rechteck. Wäre da nicht der Feuerschein gewesen, der Andres' brennenden Leichnam umgab, hätte alles nur ein Alptraum sein können.

»Haymar!« wimmerte Lech. »Was... was war das? Was ist das für ein Ding?«

Er war am Ende seiner Kraft. Wie Haymar war er an der Wand zu Boden gesunken. Er zitterte am ganzen Leib, und in seinen Augen flackerte etwas, das fast so heiß und verzehrend war wie das Feuer unter ihnen.

»Reiß dich zusammen!« fuhr Haymar ihn an. »Es ist der Junge, verstehst du? Wir müssen ihn erwischen! Wir müssen ihn umbringen, *oder er tötet uns!*«

Die letzten Worte hatte er geschrien, aber er war nicht sicher, ob Lech sie überhaupt gehört hatte. Er hockte noch immer zitternd am Boden und starnte aus weit aufgerissenen Augen dorthin, wo der schwarze Engel gestanden hatte.

Haymar versuchte nicht noch einmal, ihn aus seiner Erstarrung zu reißen. So schnell er konnte, richtete er sich auf, fuhr herum und begann die Treppe hinunterzurennen.

56. Kapitel

Bremer starrte fassungslos auf das Buch. Es war an der Stelle aufgeklappt, an der es jahrelang aufgeschlagen irgendwo hier gelegen haben mußte, ohne daß irgend jemand es bemerkte oder begriff, was er da sah. Bremer begriff es nur zu gut.

Die Zeichnung zeigte den Engel. *Seinen* Engel. Den schwarzen Giganten, den er gesehen und der ihn gejagt hatte. Es mußte ein Holzstich aus dem Mittelalter sein, oder zumindest eine sehr geschickte Kopie, denn das Bild wirkte auf jene Weise zugleich ungelenk und grob wie auch ungemein dynamisch und lebendig, wie es manchen dieser alten Stiche eigen war. Eine hochgewachsene, dunkle Gestalt mit Klauenhänden und riesigen schwarzen Flügeln, die wie aus Stahl geschmiedet aussahen, eher Klingen als Federn. Sie trug ein bodenlanges Gewand, das nur die nackten Füße sichtbar ließ, und das Gesicht war nicht zu erkennen. In kalligraphischen, geschwungenen Buchstaben stand darunter: AZRAEL.

»Der biblische Würgeengel«, flüsterte er erschüttert.

»Er muß dieses Buch in meiner Bibliothek gefunden haben«, sagte Sillmann leise. Er lachte bitter. Es hörte sich an wie ein erstickter Schrei. »Ist das nicht eine besondere Ironie? Es ist sehr wertvoll, und deshalb habe ich ihm immer verboten, es anzufassen. Aber irgendwann hat er es doch getan und dieses Bild entdeckt.«

»Sie... haben es ihm gesagt?« fragte Bremer ungläubig. »Er wußte, daß Sie mit ihm experimentieren?«

Sillmann schüttelte den Kopf. »Es war ein Spiel«, sagte er. »Für ihn und die anderen war es nichts als ein Spiel. Sie hatten Träume. Wunderschöne Träume. Aber er... er wußte den Namen des Medikaments.«

»Der Drogen«, verbesserte ihn Sendig.

Sillmann hörte es nicht einmal. »Er ist mir einmal herausgerutscht. Ich habe mir nichts dabei gedacht. Warum auch? Aber dann... dann hat er dieses Buch gefunden und dieses Bild,

und... Verstehen Sie denn nicht? Sie waren *Kinder!* Sie hatten Träume, das war alles.«

Ja, dachte Bremer. Und dann hat er dieses Bild gesehen und das Wort gelesen, und bei seinem nächsten Traum war er Azrael. Der Todesengel. Er sagte nichts. Nach allem, was bisher geschehen war, hatte er geglaubt, daß ihn nichts mehr erschüttern könnte, aber das war nicht die Wahrheit. Gab es eine schlimmere Strafe als das, was Sillmann zugestoßen war?

»Wir wußten, daß sie sich manchmal heimlich trafen«, fuhr Sillmann leise fort. »Ich war dagegen, aber Löbach hat es zugelassen, und ich habe mich nicht gegen ihn durchsetzen können. In dieser Nacht haben sie sich wieder getroffen, und Mark hat das Buch mitgebracht. Ich habe es hier gefunden. Ebensogut hätte ich ihn selbst erschießen können. Ihn und alle anderen. Mein Gott, was habe ich getan?«

»Was Sie getan haben?« Sendig schnaubte. »Das haben Sie immer noch nicht begriffen, Sie Narr?« Er versetzte dem Buch einen Fußtritt, der es davonschlittern ließ.

»Wissen Sie, wie viele Menschen gestorben sind, *nützlos* werden? Sie... Sie haben etwas in ihm geweckt, das nicht geweckt werden darf. Und bei alledem hatten Sie noch Glück, daß Ihr Sohn halbwegs normal ist. Was glauben Sie, wäre passiert, wenn das Zeug in die Hände eines echten Psychopathen geraten wäre? Besser gesagt, in seinen Geist!«

Sillmann sah ihn verwirrt an, und Sendig fuhr fort: »Sie wissen es nicht, wie?«

»Was?«

»Es betrifft nicht nur ihn oder Sie und uns und Löbach«, antwortete Sendig erregt. Er deutete heftig gestikulierend auf Mark hinab. »Er hat angefangen, sich zu rächen. Er hat in den letzten vierundzwanzig Stunden alle getötet, die irgendwie mit der Sache von damals zu tun hatten. Einfach, weil er es wollte.«

»Aber das... das ist unmöglich«, sagte Sillmann verwirrt. »Das ist vollkommen ausgeschlossen! Er... er hat nur Einfluß auf Menschen, die ebenfalls AZRAEL genommen haben.«

»Ach?« fragte Sendig hämisch. »Wie auf Löbach, meinen Sie?«

»Ja.«

»Sie irren sich«, sagte Sendig. »Sie sind alle tot. Mogrod - der Fotograf, der damals überall herumgeschnüffelt hat -, der Pathologe, der die Leichen untersucht hat, ein paar unserer Kollegen, Artner... und wahrscheinlich noch viele mehr.«

»Ich spüre es auch«, sagte Bremer leise. Er deutete auf das Buch, das zwar weiter entfernt, aber noch immer auf die gleiche Weise aufgeschlagen dalag. »Ich habe ihn gesehen.«

Sillmann erbleichte. Seine Lippen begannen zu zittern. »Mein Gott«, sagte er. »Das... das kann nicht sein. Petri hatte recht.«

»Womit?« fragte Bremer.

»Aber das ist unmöglich«, flüsterte Sillmann. »Das darf nicht sein!«

»Was?« fragte Bremer noch einmal. Er mußte sich plötzlich mit aller Kraft beherrschen, um Sillmann nicht am Kragen zu packen und zu schütteln. Wovon reden Sie?«

»Petri«, antwortete Sillmann mit bebender Stimme. »Er... er hat uns gewarnt. Er hat gesagt, es konnte sich... ausbreiten.«

»Ausbreiten?« wiederholte Bremer. »Wie meinen Sie das?«

»Es... es ist im Blut«, stammelte Sillmann. »Verstehen Sie doch! Großer Gott, er hatte recht. Es... es wirkt wie eine Infektion. Es ist im Blut, und es... es breitet sich aus.«

»Moment mal!« sagte Sendig. Er schluckte hörbar und tauschte einen entsetzten Blick mit Bremer. »Sie meinen, wie... wie Aids?«

»Schlimmer«, antwortete Sillmann. »Aber das kann nicht sein. Es ist unmöglich, verstehen Sie! Es ist eine Droge, keine Krankheit. Es kann nicht so wirken!«

Aber das war die Antwort, dachte Bremer erschüttert. Die Erklärung - die *einige* Erklärung, die Sinn machte. Sie alle waren irgendwie mit Marks Blut in Berührung gekommen, oder dem eines anderen AZRAEL-Jüngers. Mogrod, der damals hier herumgeschnüffelt und alles angefaßt und fotografiert hatte. Der Pathologe, der die Leichen untersuchte. Löbach sowieso. Artner, der mit Claudia Löbach geschlafen hatte, wie die Videos bewiesen, die sie in seinem Schrank gefunden hatten.

Und es bedeutete noch etwas.

Langsam hob er den Kopf und sah zu Sendig hoch. »Sie dämlicher Idiot«, sagte er ganz ruhig. »Sie waren niemals in Gefahr, verstehen Sie?«

»Was?« fragte Sendig.

»Es ist sein Blut gewesen«, sagte Bremer. »Das und das der anderen. Hansen hat praktisch darin gebadet, als Löbach uns vor die Füße gesprungen ist, und ich habe wohl auch etwas abbekommen, ohne es zu merken. Deshalb ist es bei mir nicht so schnell gegangen. Und deshalb haben Sie nichts gemerkt.«

Er stand auf. Sendig wich instinktiv einen halben Schritt vor ihm zurück und richtete die Waffe auf ihn, aber das ignorierte Bremer. »Deshalb wollten Sie doch, daß ich in Ihrer Nähe bleibe, nicht wahr?« fragte er. »Nicht, weil Sie mich brauchten. Weil Sie mich *beobachten* wollten.«

Sendig starre ihn an. Er verlor jetzt immer schneller die Fassung, und in immer größerem Ausmaß. Zitternd drehte er sich im Kreis, starre auf die Toten am Boden herab und schließlich auf die Waffe in seiner Hand. Er wimmerte leise. »Mark«, stammelte er. »Was... was habe ich... er ist...«

»Es war alles umsonst«, sagte Bremer. »Sie waren nie in Gefahr.« Er versuchte Sendig zu hassen, aber er konnte es nicht. Nicht einmal das. Alles, was er für Sendig jetzt noch empfand, war bloße Verachtung. Langsam drehte er sich wieder zu Sillmann herum. »Bin *ich* in Gefahr?« fragte er.

»Nein«, antwortete Sillmann leise. »Ich glaube nicht. »Es ändert nicht den Charakter. Er ist kein Mörder. Er war nur ein Kind, das nicht wußte, was es tat.«

»Aber ich habe es auch, nicht wahr?« fragte Bremer.

Sillmann antwortete nicht, aber das brauchte er auch nicht. Ob das, was er ihnen gerade über AZRAEL erzählt hatte, die Wahrheit war? - Und verdammt noch mal, es *war* die Wahrheit, das spürte Bremer, denn *das* war es, was er die ganze Zeit über in seinem Innern gefühlt hatte: nicht die Gespenster, die Mark ihm schickte, sondern die Gespenster seiner eigenen Seele, die Ungeheuer, die in *ihm* lauerten und die die Drogie nun allmählich entfesselte. Und mit ebensolcher Gewißheit spürte er, daß es längst nicht damit aufhören würde. Sillmann

und Löbach waren möglicherweise die Erfinder der Droge, aber sie hatten selbst nicht geahnt, was sie da schufen. Er hatte es *gesehen*. Das Ding in der Gasse war *Realität* gewesen, keine Halluzination. Ebensowenig wie das Mädchen. Seine Macht beschränkte sich längst nicht mehr darauf, Bilder zu erschaffen. Sillmann hatte die Wahrheit ausgesprochen, ohne es zu wissen. Er *hatte* etwas wie einen neuen Messias erschaffen, einen sterblichen, verwundbaren Gott, aus Fleisch und Blut vielleicht, und doch ein Wesen mit der Macht der Schöpfung. Er hatte den Menschen wiedererschaffen, den er auf der ganzen Welt am meisten geliebt hatte. Was, dachte Bremer schaudernd, wenn diese ungeheure Macht tatsächlich in die Hände eines Wahnsinnigen geriet, wie Sendig es gerade gesagt hatte?

Was, wenn *er* dieser Wahnsinnige war? Die Veränderung hatte schon eingesetzt. Nicht lange, vielleicht nur mehr wenige Jahre, vielleicht sehr viel kürzer, und er würde über die gleiche Macht zum Schöpfen und Zerstören verfügen wie dieser sterbende Junge da?

Aber er wollte kein Gott sein.

Mark bewegte sich. Irgend etwas *geschah* mit ihm, etwas Unvorstellbares, das viel stärker zu fühlen als zu *sehen* war. Er schrie auf, schleuderte seinen Vater mit einer einzigen, zornigen Bewegung seiner Arme von sich und rollte über den Boden. Seine Glieder zuckten. Blutiger Schaum erschien vor seinem Mund, seine Augen verdrehten sich und wurden plötzlich *schwarz*.

Bremer prallte entsetzt zurück. Mark schrie immer lauter. Seine Glieder zuckten wie unter gewaltigen Stromstößen, und sein Kreischen hatte nichts Menschliches mehr. Sein Körper schien zu kochen. Große, pulsierende Blasen bildeten sich auf seiner Haut und vergingen wieder, seine Arme und Beine verbogen sich auf unmögliche Weise, und sein ganzer Körper wirkte mit einem Male deformiert, als begäne er den Halt zu verlieren.

Es war das Entsetzlichste, was Bremer jemals gesehen hatte. Und die Veränderung hielt an. Mark hörte auf zu schreien, aber sein Körper... *verwandte* sich.

Bremer wichen einen weiteren Schritt zurück. Irgend etwas klirrte, und als er den Blick senkte, sah er die Splitter der zerbrochenen Spritze unter seinem Schuh. Das Bild führte zu einer blitzartigen Assoziation. Er sah die Nadel in Marks Arm - aber mit einem Male war es nicht mehr sein Vater, der sie hielt, sondern Sendig, und in der Vision war Mark auch nicht mehr in diesem Keller, sondern oben im Krankenwagen. Dann sah er ein weiteres Bild: Sendig, gestern nacht, der etwas aus Löbachs Kühlschrank nahm und in der Tasche verschwinden ließ.

Und dann wußte er es.

Entsetzt drehte er sich zu Sendig herum. »Was haben Sie getan?« fragte er. Seine Stimme brach fast. »Was... was haben Sie ihm gegeben?«

Sendig starrte nur abwechselnd ihn und das zuckende, zerfließende *Etwas* auf dem Boden an, aber Bremer hätte ihm gar keine Zeit gelassen, zu antworten. Blitzartig packte er ihn an den Aufschlägen seines Mantels und schüttelte ihn wild. Sendigs Pistolenlauf bohrte sich unter sein Kinn, aber das ignorierte er. In diesem Moment hätte er sich fast gewünscht, daß er abdrückte.

»Sie haben ihm die Drogen gespritzt!« schrie er. »SIE WAHNSINNIGER HABEN IHM AZRAEL GESPRITZT!«

Sendig stieß ihn mit erstaunlicher Kraft von sich. Bremer fiel, schlitterte ein Stück über den Boden und sprang sofort wieder hoch. Er erstarnte, als sein Blick auf Mark fiel. Auf das, was einmal Mark gewesen war.

Er war kein Mensch mehr. Sein Körper war zu einem schwarzen, zuckenden Etwas geworden. Vielleicht lag es an der Überdosis, die Sendig ihm gegeben hatte, vielleicht an der Kombination der beiden Mittel, die in seinen Adern pulsierten, vielleicht erlebten sie auch nur das Endstadium der unheimlichen Veränderung, die sein Vater und Löbach vor so vielen Jahren eingeleitet hatten - *Mark verwandelte sich*. Das schwarze, brodelnde Etwas zuckte, zog sich zusammen - und dann erschienen die Spalten zweier gewaltiger, aus gehämmertem Stahl bestehender Flügel darüber, gefolgt von einem massigen Schädel und ungeheuer breiten Schultern. Langsam, wie ein schwarzer Dämon, der aus einem Teersee em-

portaucht, stieg das Ungeheuer weiter, wuchs und gewann an Form und Festigkeit.

„Es war das Monstrum aus seiner Vision, Azrael, der Racheengel, der gekommen war, um biblische Gerechtigkeit zu üben.“

Sendig schrie - ein einziges Mal, hoch, spitz und hysterisch - und verstummte dann wieder. Sillmann sagte nichts. Er gab keinen Laut von sich, sondern stand einfach da und blickte den schwarzen Engel an, und plötzlich ging auch mit ihm eine Veränderung vor sich, die Bremer vielleicht nicht so spektakulär, aber fast ebenso dramatisch erschien. Er konnte sehen, wie alle Angst, alle Verzweiflung und alle Schuld von ihm abfielen. Eine Sekunde bevor Azrael ihn erreicht hatte, begann er zu lächeln, und zum allerersten Mal, seit Bremer ihn kannte, sah er *glücklich* aus.

Dann erreichte ihn der schwarze Gigant, ergriff ihn auf eine fast behutsame Art mit beiden Händen und riß ihn in zwei Stücke.

Sendig schrie auf, krümmte sich auf der Stelle und übergab sich, während Bremer wie von einem Hammerschlag getroffen zurücktaumelte und gegen die Wand fiel. Alles drehte sich um ihn. Er hörte einen furchtbaren *doppelten* Aufprall, Sendigs würgende Geräusche, die sich mit seinen Schreien mischten, und dann eine andere Stimme, die gellend aufschrie.

Als er die Augen öffnete, stand Azrael hoch aufgerichtet zwischen ihm und Sendig. Seine Hände waren rot von Sillmanns Blut, und er hatte die Schwingen gespreizt, so daß die rasiermesserscharfen Klingen an ihren Enden beinahe die Wände berührten. Er war ungeheuer *groß*. Der Blick der schwarzen Augen richtete sich auf ihn, und Bremer hatte das Gefühl, innerlich zu verbrennen. Bremer krümmte sich, als er die unvorstellbare Macht spürte, die dieses Wesen ausstrahlte, eine Macht, der keine Grenzen gesetzt waren, zu erschaffen, aber auch zu verheeren.

Aber er spürte auch, daß er nicht in Gefahr war. Das Geschöpf war nicht gekommen, um ihn zu vernichten. Es war gekommen, um Rache zu üben, und es hatte seine Aufgabe erfüllt.

Wieder hörte er einen Schrei. Bremer fuhr herum und sah zwei Männer in dunklen Anzügen unter der Tür stehen, die die schwarze Gestalt fassungslos anstarren. Beide waren mit unterschiedlich großen Maschinenpistolen bewaffnet, die sie auf die riesige Engelsgestalt gerichtet hatten. Dann erkannte Bremer einen von ihnen wieder - es war der Bursche, den Sendig und er überwältigt hatten.

»Nein!« schrie Sendig. »Nicht! *Tut es nicht!*«

Es war zu spät. Sein eigener Schrei hatte den Bann gebrochen, unter dem die Männer standen. Die Waffen hoben sich, aber noch bevor sie abdrückten, riß Sendig seine eigene Pistole in die Höhe und schoß dem einen in die Brust. Der Mann stürzte nach hinten und war auf der Stelle tot, aber der andere schwenkte seine Waffe herum und riß den Abzug durch. Die Salve traf Sendig aus unmittelbarer Nähe und zerschnitt ihn fast in zwei Hälften, aber der Mann hörte nicht auf zu schießen. Ohne den Finger vom Abzug zu nehmen, schwenkte er die MPi herum und feuerte auf den schwarzen Engel.

Der Raum schien unter dem Lärm der MPi-Salve zu explodieren. Querschläger heulten davon und schlügen Funken aus den Wänden, aber die meisten Geschosse trafen ihr Ziel. Der schwarze Gigant taumelte.

Aber er fiel nicht.

Der Agent jagte Schuß auf Schuß in die riesige geflügelte Gestalt, aber der Gigant bewegte sich trotzdem weiter. Langsam, aber auch unaufhaltsam, trat er auf den Mann zu. Seine Arme hoben sich, furchtbare Krallen streckten sich nach dem Mann mit der MPi aus. Seine Schwingen schlügen, so daß Bremer sich ducken mußte, um nicht getroffen und wahrscheinlich ebenfalls getötet zu werden.

Der Hammer der MPi schlug plötzlich klickend ins Leere. Das Magazin war verschlossen. Der Agent schrie vor Angst und Zorn, tauchte unter den Klauen des Riesen hinweg und versuchte die Waffe seines toten Kollegen zu erreichen. Es gelang ihm, aber gleichzeitig traf ihn auch ein furchtbarer Hieb. Die kleine UZI in beiden Händen haltend, rollte er quer durch den Keller, prallte gegen die jenseitige Wand und blieb einen Moment benommen liegen.

Als er sich aufrichtete, war der Todesengel über ihm. Seine Hände schlossen sich um seine Kehle, und dann falteten sich die gewaltigen Schwingen wie ein riesiger schwarzer Vorhang um sein Opfer zusammen. Bremer hörte ein furchtbare, knirschendes Geräusch, wie von Knochen, die zermalmt wurden.

Aber es war nicht vorbei. Plötzlich hörte er das Hämmern der MPi wieder, leiser und gedämpfter diesmal, aber auch viel näher. Der Engel bäumte sich auf. Seine Flügel schlugen, während er zurücktaumelte und gegen die Wand fiel. Und der Agent feuerte noch immer, jagte Dutzende von Geschosse aus allernächster Nähe in seinen Körper, und diesmal zeigten sie Wirkung. Es war so, wie Bremer vermutet hatte: Er war eine Art Gott, aber er war sterblich.

Der Mann schoß seine Waffe komplett leer, sprang zurück und nestelte mit zitternden Fingern ein neues Magazin aus der Jackentasche, das er hastig gegen das verbrauchte austauschte, ehe er die MPi wieder auf seinen Gegner richtete.

Er mußte nicht mehr schießen.

Der Engel starb. Seine Schwingen falteten sich ein letztes Mal auseinander und sanken dann kraftlos herab. Er brach in die Knie. Einen Moment lang blieb er fast reglos so sitzen, dann sank er ganz langsam zur Seite, und während er fiel, verwandelte er sich wieder und wurde wieder zu dem Menschen, als der er geboren worden war. Was auf dem Kellerboden aufschlug, das war kein Todesengel mehr, sondern es waren die zerrissenen Überreste eines Menschen, der wahrscheinlich niemals mehr in seine ursprüngliche Gestalt zurückkehren wollte.

Bremer starrte das entsetzliche Bild an. Er versuchte vergeblich, irgend etwas anderes als Furcht zu empfinden. Aber es war keine Furcht vor dem Anblick absoluten Terrors, der sich ihm bot. Er hatte keine Angst mehr vor dem Tod, vor Blut oder Schmerzen oder dem Sterben. Er trauerte nicht einmal um Mark. Er sah nur den Mann aus der Gasse an.

Der Agent stand schwer atmend über den Toten gebeugt da. Er zitterte am ganzen Leib, und er bot einen kaum weniger furchteinflößenden Anblick als Marks zerschossener

Leichnam. Sein Körper war über und über mit Blut besudelt, von dem wahrscheinlich das Wenigste von ihm selbst stammte. Und plötzlich bekam Bremers Furcht eine neue, noch viel größere Dimension. Es war nicht vorbei. Vielleicht begann es erst

Er griff in die Tasche. Sie war leer. Er war unbewaffnet gekommen. Sein Blick irte suchend durch den Raum und blieb schließlich an Sendigs Leiche hängen und der Pistole, die sie noch immer in der Hand hielt.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, drehte sich der Agent in diesem Moment herum und sah ihn an. Sein Gesicht war eine dunkelrote, glitzernde Maske, in der die Augen wie zwei leuchtende Wunden aussahen.

»Versuch es nicht«, sagte er. »Mit dir habe ich nichts zu tun.«

»Ich weiß«, sagte Bremer. Eine plötzliche kalte Ruhe hatte ihn ergriffen, und alle Gefühle fielen von ihm ab. Er hatte keine Chance, aber er mußte es wenigstens versuchen.

Bremer sprang mit weit vorgestreckten Armen los, prallte zwei Meter von Sendig entfernt auf den Boden und schlitterte das letzte Stück über den rauhen Stein. Seine Hände schlössen sich um die Pistole.

Das letzte, was er in seinem Leben hörte, war das Rattern der MPi-Salve, mit der Haymar ihn erschoß, aber während er starb, empfand er nichts als eine tiefe, unendlich tiefe Erleichterung, daß er es wenigstens als Mensch hatte tun können.

57. Kapitel

Der Fabrikhof war von loderndem Feuerschein erfüllt, als Haymar aus dem Haus taumelte. Überall standen Polizei-, Feuerwehr- und Krankenwagen, und der Platz vor dem Laborgebäude wimmelte von Uniformierten.

Jemand schrie erschrocken auf, als er ihn bemerkte, und drei oder vier Männer rannten gleichzeitig auf Haymar zu. Er hatte nicht mehr die Kraft, ihnen entgegenzugehen, sondern sank erschöpft auf die Knie. Stimmen und Lärm und Licht wurden zu einem irrsinnigen Kaleidoskop, das immer schneller und schneller um ihn kreiste, und er spürte, wie er berührt und angefaßt wurde und schließlich hochgehoben. Er wehrte sich nicht dagegen, sondern sehnte sich statt dessen danach, endlich das Bewußtsein zu verlieren, diese fürchterlichen Bilder endlich vergessen zu können, die er unten in diesem Alpträumkeller gesehen hatte.

Aber irgend etwas sagte ihm, daß das nie wieder im Leben der Fall sein würde. Und auch die Gnade einer Bewußtlosigkeit wurde ihm nicht zuteil. Er glitt für eine nicht meßbare, aber auch nicht allzu lange Zeit an ihrem Rand entlang, aber statt in die erlösende Dunkelheit hineinzutauchen, wurde es allmählich wieder hell um ihn, und die Dinge bekamen wieder erkennbare Konturen, bloße Laute wurden zu verständlichen Worten.

Er lag in einem Krankenwagen. Ein Arzt in einem weißen Kittel beugte sich über ihn und stach gerade ziemlich unsanft eine Nadel in seine Vene, und irgend jemand war dabei, ihm die Schuhe auszuziehen. Er hatte Schmerzen.

Der Arzt zog überrascht die Brauen zusammen, als er sah, wie Haymar die Augen öffnete. »Sie sind wach!« sagte er. »Bewegen Sie sich nicht. Haben Sie Schmerzen?«

»Es... geht«, sagte Haymar mühsam. Um ihn herum drehte sich noch immer alles, und in den tanzenden Lichtern waren noch andere Dinge: schwarze, gräßliche Dinge mit Klauen und reißenden Krallen. Er stöhnte.

»Sie werden gleich schlafen«, sagte der Arzt. »Machen Sie sich keine Sorgen. Sie sahen fürchterlich aus, aber ich glaube, Sie sind nicht lebensgefährlich verletzt. All dieses Blut... das ist doch nicht Ihres, oder?«

Haymar hätte den Kopf zur Verneinung geschüttelt, hätte er die Kraft dazu gehabt. So deutete er die Bewegung nur mit den Augen an.

»Was ist denn da unten nur passiert?« fragte der Arzt, und von der Tür her sagte eine Stimme: »Das möchte ich auch gerne wissen. Lassen Sie uns einen Moment allein, Doc.«

Der Arzt fuhr ebenso erschrocken wie erbost herum, und auch Haymar kratzte irgendwie noch die Kraft zusammen, den Kopf zu drehen.

Unter der offenstehenden Hecktür des Krankenwagens war ein schlanker, dunkelhaariger Mann in einem blauen Maßanzug erschienen. Er musterte den Arzt auf eine Weise, auf die ein anderer vielleicht einen lästigen Hund betrachtet hätte, ehe er ihm einen Tritt gab, dann kam er näher, schob ihn einfach zur Seite und beugte sich über Haymar.

»Was fällt Ihnen ein?« fragte der Arzt. »Machen Sie, daß Sie hier rauskommen. Sofort!«

»Gleich«, antwortete der Fremde - der er allerdings nur für den Arzt war. Für Haymar nicht. Er kannte ihn. Sein Name war Treblo, und er war nicht wesentlich jünger, als Berger es gewesen war, und ein womöglich noch unangenehmerer Chef. Jetzt, nach Bergers Tod, sogar sein *unmittelbarer* Vorgesetzter. Irgend etwas an diesem Gedanken entsetzte Haymar fast, aber zugleich hatte er auch das absurde Gefühl, daß dieses Entsetzen unbegründet war. Er sah Treblo aus Augen an, aus denen das Bewußtsein nun doch allmählich zu schwinden begann, und er wünschte sich, daß er, wenn er jetzt schlief, wieder seinen Lieblingstraum träumen würde, der, in dem er der Chef war und alle anderen ihm gehorchten und in dem er es ihnen allen zeigen konnte.

»Was ist da unten passiert, Haymar!« fragte Treblo herrisch.

Er bekam keine Antwort. Haymar schlief noch nicht ganz, aber er war auch nicht mehr wach genug, um zu reden. Das Medikament tat jetzt rasch seine Wirkung.

»Lassen Sie den Mann gefälligst in Ruhe!« sagte der Notarzt. »Sie sehen doch, daß er nicht antworten kann. Sie können morgen früh mit ihm sprechen, im Krankenhaus.«

Treblo starnte noch eine Sekunde auf den bewußtlosen Agenten, dann schüttelte er den Kopf, zuckte mit den Achseln und drehte sich von der Liege weg. Wahrscheinlich hatte der Arzt recht.

»Okay«, sagte er. »Bringen Sie ihn ins Krankenhaus. Und machen Sie ihn sauber. Der Kerl sieht ja aus, als hätte er in Blut gebadet.«